

DULCEDO IV

Entkommen

2015

Inhaltsverzeichnis

1	Das erste Leben	4
2	Zigarette am Bus	12
3	Der verräterische Teebeutel	25
4	Geheimnisse in den Tiefen des Internets	36
5	Neue Wege	50
6	Akademiker	67
7	Stern im Süden	97
8	Zuwachs	123
9	Vorwärts	142
10	Das Wagnis bedenken	164
11	Ebenwir	175
12	Der Plan	205
13	Besonnenheit	220
14	Eingeplant	231
15	Vor dem Weg	245
16	Auf dem Weg	255

17 Konvergenz	268
18 Geduld und Muße	287
19 Aufwind	297
20 Eine nasse Karte	305
21 Totmachen und Dichtholen	323
22 Ein Berg, nur ein einziger Berg	330
23 Mühsal und Offenbarung	345
24 Wenn nicht jetzt, dann bald	359
25 Schmutz und Glück	373
26 Bewegtes Haar, feuchte Stirn	383
27 Divergenz	388

1 Das erste Leben

Was beginnt stets aufs neue und endet nimmer? Ein Leben? *Mein* Leben? – Ich kann das nicht sagen, bin noch nicht am Ende angekommen. Aber ich habe eine ganze Menge Erfahrung darin zu erzählen, was wirklich wichtig ist und es immer sein wird. Und ich kenne einige Menschen, die diese Erfahrung zu teilen gelernt haben. Menschen, die, wie ich, dachten, sodaß ich schließlich glaubte, sie seien meiner teilhaftig.

Aber die Geschichte beginnt weit in der Vergangenheit, im Jahr 2031. An diesem Tag wurde für mich alles anders als ich es gewohnt war. Man gab mir dieses Kärtchen und ließ mich von einem Taxi zur darauf beschriebenen Adresse fahren. Schon während der Fahrt erkannte ich, daß mich der Weg in das berühmte Armenviertel der Stadt führte, wo die Banden und Gangster das Sagen hatten. Aber die Adresse stimmte; ich stieg aus vor einem sog. Resozialisierungszentrum, wohin man all jene verwies, die gerade erst aus dem Gefängnis gekommen waren. Sobald man die Beraubten freigelassen hatte, schob man sie hierher ab – an einen Ort, von dem man erwartete, daß er alles Weitere für die Ex-Knackis besorgen würde. Ich trat erst einmal ein.

Gestank und ein Gefühl der allgegenwärtigen Krankheit nahmen mir meine Sinne und schauderten mich. Eine solche Umgebung war ich nicht gewohnt, weder vor noch während meines Aufenthaltes im Gefängnis. Da mir der familiäre Rückhalt fehlte, blieb mir vorerst nur die Flucht hierher. Ein unrasierter und scheinbar ungewaschener Mann mittleren Alters begegnete mir gleich im Foyer, sodaß ich dachte, er wolle mich überfallen. Stattdessen war es der Leiter der

Einrichtung, der zur Bekanntmachung auf mich zukam. Ich steckte das noch in der Hand vorgehaltene Kärtchen weg und staunte.

Er begrüßte mich eigentlich recht zuvorkommend, fragte sogleich nach meinem Namen und wies mir ein Zimmer zu. Wie in einem Hotel. Er zeigte mir den Raum, in dem ich zu schlafen hätte, und wo ich Wasch- und Duschgelegenheit vorfände. All das besah ich mit höchstem Widerwillen. Ich konnte mich kaum fremder an diesem Platz fühlen, war ich doch nicht hergekommen, um in ein erniedrigendes Milieu abzurutschen, sondern mein altes Leben wiederaufzunehmen.

Bevor ich vor rund anderthalb Jahren ins Gefängnis mußte, war ich ein ungemein emanzipierter Verkäufer für teure Schreibgeräte. Ich arbeitete in einem Geschäft gleich am Markt für einen Mann, der aufgrund seines Alters selbst nicht mehr hinter dem Ladentisch stehen konnte und dem ein junger Angestellter, wie ich einer war, gerade recht kam. Obwohl ich diese Arbeit nie sehr fordernd fand, hatte ich doch ein höchst befriedigendes Vergnügen daran, mich mit Schreibutensilien aller Art zu beschäftigen und mein Wissen preiszugeben. Fragte man mich nach einem speziellen Füllfederhalter, wußte ich sofort alle Details zu nennen. Wollte ein Kunde Bleistifte zum Zeichnen kaufen, führte ich ihm unaufdringlich unser Sortiment vor und zeigte ihm Stärken und Schwächen jedes Stifts. Auch der Wunsch nach Papieren aller Art, seien sie zum Zeichnen oder als Briefpapier gedacht, ließ beim Kunden keinerlei Fragen offen, sofern er sich meiner Expertise bediente.

Da mich die Arbeit wie gesagt nie sehr forderte, suchte ich mir ein Hobby, das mir körperlich und geistig mehr abver-

langen sollte: das Studium der Überlebentechniken. Dazu gehörte das Wissen um Orientierung im Gelände ebenso dazu wie die Ansammlung einer vernünftigen Ausrüstung und das Erlernen im Umgang mit Klettergerätschaften, GPS, Zeltbau, Kochen und anderes. Es wird sich zeigen, daß eine ausführlichere Darlegung meiner privaten Beschäftigungen keinen Einfluß auf die weitere Geschichte haben wird, daher an dieser Stelle nur dieser kurze Umriß.

Eines Tages ging ich mit meiner Freundin aus und fand mich – bei Sinnen – erst wieder auf dem Polizeirevier wieder, wo man mich vernahm. Schaute ich an mir herab, war meine Kleidung teilweise eingerissen und an meinen Händen klebten Blut und Dreck. Man erzählte mir, daß ich anfangs sogar so aufgeregt und verstört gewesen sey, daß ich nicht einmal meinen Namen zu nennen vermochte. Und nach und nach fiel mir meine Tat wieder ein: Wir wurden in der Dunkelheit von vier Männern angegriffen, die ich allesamt mit einem Kubotan niedergestreckt haben soll. Mir fiel ein, daß ich tatsächlich eine solche Verteidigungswaffe bei mir getragen hatte. Allerdings besaß ich sie erst seit ein paar Wochen und hatte noch keine Gelegenheit praktische Übungen damit durchzuführen. Umso mehr überraschte mich die erfolgreiche Anwendung desselben. Auf unerklärliche Weise starben alle vier Männer an den Folgen meiner Verteidigungshandlung, und auch meine Freundin. Offenbar konnte ich nicht verhindern, wie man mir später bestätigte, daß man sie brutal zu Boden gestoßen und eine lebensgefährliche Kopfverletzung zugefügt hatte.

Noch Tage nach der Tat war ich kaum anzusprechen und gewissermaßen psychisch gestört. Ich konnte mich nicht mehr genau an den Tathergang erinnern, wußte aber, daß

es eine notwendige und v. a. *richtige* Handlung war. Trotz der insgeheimen Bewunderung der mich verhörenden Polizisten über meine beeindruckenden Fähigkeiten wurde ich kurz darauf des vierfachen Mordes beschuldigt und zu 1 Jahr und 4 Monaten Haft verurteilt.

Während der Verhandlung selbst reagiere ich auf die Anklage unbekümmert und sprach nur mit mir selbst, im Zwiespruch zwischen der Neugierde, was nun wirklich mit meiner Freundin geschehen sey, und dem Wissen, vier Menschen absichtlich, wenn auch im Affekt, ermordet zu haben. Zur Tatzeit habe ich, zweifelsohne, geradezu instinktiv und einfach reaktiv gehandelt, als stünde ich an der Supermarktkasse und müsse innerhalb einer halben Sekunde entscheiden, wohin die gerade den Scanner passierten und vom Band gefallenen Einkaufswaren in den Korb zurückgelegt werden: Das Feste und Schwere nach unten, das Gebrechliche obenauf, die Rechteckigen nebeneinander, um Platz zu sparen. In meinem Geist fuhr sich das merkwürdige Szenario fest und ich war lange Zeit zu gar keiner Kommunikation bereit. Erst im Gefängnis löste sich nach und nach jener »geistige Knoten« in meinem Kopf, der zwischen Schuld und Mißfallen über meine ungerechte Verurteilung zu entscheiden mußte.

Und nun stand ich inmitten all jener, die ich vor Jahren noch allenfalls im Augenwinkel, besser noch hinter mir gelassen, betrachten wollte. Mehr noch, ich stand nicht nur in ihrer Mitte, ich war ein Teil von ihnen! Angelangt am untersten Ende der gesellschaftlichen Leiter, in einer Ebene bürdelosen Daseins.

Nach nur einer einzigen Nacht zusammen in einem Zimmer mit drei anderen Typen hielt ich es nicht mehr aus. Es

mag gewiß sein, daß hier so einige gelandet sind, die einfach nur Pech im Leben hatten. Allerdings sah ich mich nicht unter denen: Es war, als könnte ich jederzeit, ja, von heute auf morgen, diesem Zustand entfliehen! Ich war nicht einfach nur in einer Teerpfütze klebengeblieben, nein, die Teerpfütze war nur handgroß und klebte unter meinem Schuh! Wenn ich wollte, konnte ich einfach weitergehen und das alles hinter mir lassen! Über ein Jahr menschlicher Abschaum im Gefängnis, nun *das hier* nach meiner Freilassung. Es war mehr als Zeit in mein altes Leben zurückzukehren!

Wie man mich kurz vor meiner Entlassung aufgeklärt hatte, bestand aufgrund des zu meiner Freiheitsstrafe führenden Tatumstandes keinerlei Veranlassung, mich nach der Rückkehr in die Gesellschaft in bestimmten Zeitabständen zu melden. Ich war einfach frei und konnte tun oder lassen, was ich wollte.

Eltern hatte ich keine, jedenfalls keine, die ich kannte. Als Waise wechselte ich öfter die Familie, als Jahre an mir vorüberstrichen, ehe ich selbst zu entscheiden lernte, wo ich meinen Platz einzunehmen hatte. Da gab es niemanden, zu dem ich gehen konnte, vielleicht gab es noch diesen oder jenen alten Bekannten? Meine Wohnung, die ich vor dem Gefängnis bezogen hatte, sowie ihr Inhalt waren mittlerweile gepfändet worden, und als Entschädigung für die Angehörigen meiner »Opfer« benutzt worden. Was davon übrigblieb, so teilte man es mir postalisch und ohne Beschönigung während meiner Haft mit, wurde entsorgt.

Keine Stunde später machte ich mich ohne ein Wort des Abschieds auf in die Stadt, um die mir noch in Erinnerung liegenden Adressen abzulaufen. Zu meinem eigenen Erstaunen fand ich erst beim dritten Versuch noch den erwartete-

ten Bekannten bei der gegebenen Adresse vor; die beiden anderen davor waren inzwischen umgezogen. Und noch erstaunlicher war, daß derjenige Bekannte tatsächlich daheim gewesen ist. In ein paar Stunden hatten wir uns alles gesagt, was es über die letzten anderthalb Jahre zu sagen gegeben hatte, und ich verließ sein Heim mit ein paar Geldscheinen in der Hand. Sie resultierten teilweise aus der Einforderung einer alten Schuld, andererseits aus Mitleid und Starthilfe in ein neues Leben. Doch wie weiter?

Nun, da ich auf halben Wege in meine angestammten Gewohnheiten war – wollte ich da wirklich meinen alten Beruf wieder annehmen? Wäre nicht jeder andere an meiner Stelle über eine generelle Zurücksetzung aller Veränderungen seit seiner Geburt zufrieden und würde seine Interessen in eine neue Richtung lenken? Würde nicht ein anderer wie ein Mensch ohne Namen reisen? An die Orte, an denen ihn keiner kennt? Sich ein Mädchen suchen und eine neue Familie gründen? Tatsächlich war ich bereits an so einem Ort – in einer Stadt, in der mich niemand zu kennen schien. Ohne Namen, ohne Geld, ohne Vergangenheit. Und trotzdem wollte ich mich wenigstens ein einziges Mal bemühen, in mein altes Leben zurückzufinden.

An diesem Tag ließ sich nicht mehr viel erreichen, also suchte ich mir ein billiges Hotel und schlief geruhsam in einem Zimmer, der mir luxuriöser vorkam als alle Orte, an denen ich mich in letzter Zeit aufgehalten habe.

Gleich am nächsten Morgen kaufte ich mir was für die Körperpflege, ein paar Wechselklamotten und eine Tasche, um das alles mitnehmen zu können, und machte mich auf zu meinem alten Arbeitsort – dem Schreibwarengeschäft am Markt. Gegen Mittag war ich da und betrat den Laden.

Wenig überrascht war ich davon, daß nun ein anderer meinen Platz eingenommen hatte. Eine junge Verkäuferin, die von mir freilich nichts wußte. Und natürlich war meine Hoffnung etwas naiv zu glauben, daß mein ehemaliger Arbeitsplatz noch zu haben sey. Ich stellte mich ihr vor und fragte nach dem Geschäftsinhaber, da ich ein alter Freund sey. Aber die ernüchternde Antwort lautete, daß dieser im letzten Jahr verstorben sey und das Geschäft nun von seinem Sohn weitergeführt würde. Für die Auskunft dankend verließ ich den Laden und stand nun ratlos vor ihm. In einer Tasche all meine Besitztümer, von der Gesellschaft und der Welt vergessen und verlassen.

An mir liefen die Passanten vorbei und ich fühlte mich von ihrer Gleichgültigkeit eingehüllt. Wie ein dunstiger Schleier, durch den ich schwamm und der in jede Gasse reichte. Wie nur sollte man dem entfliehen?

Was sollte aus mir werden? Wohin gehörte ich? Hatte keine Arbeit, keine Wohnung, kaum Geld. Ich gebe stets mein Bestes, nur manchmal ist eben der Rest gegen mich.

Was ist schützenswert an einer Welt, die nicht aus sich selbst heraus stark ist? Die einer beständigen Zufuhr von Elan, Erniedrigung und Unterwürfigkeit verlangt, um zu funktionieren? Das Dumme war nur: wollte ich überleben, mußte ich mich in sie einordnen.

Und ich konnte freilich auch nicht ewig über meine Situation nachdenken, während ich untätig sey. Ausreichend Zeit vorausgesetzt würde ich womöglich irgendwann auf eine Lösung stoßen, um mich aus meiner mißlichen, da abhängigen Situation zu befreien. Jeder von uns ist im Grunde unzufrieden mit seinem Leben und seinem Tagewerk – weil wir alle genau wissen, daß es einen anderen und angenehmeren

Weg geben muß und sollte, sein Dasein zu verleben. Und mit jedem fortgeschrittenen Gedanken beneidete ich die alten Generationen, die – bestimmte Dinge vorausgesetzt – unabhängig von der Gesellschaft leben konnten. Denn sie versorgten sich allein aus der Natur, die ihrerseits wiederum von der unendlichen Sonne gespeist würde.

Was braucht ein Mensch zum Leben? Geld ist es sicher nicht, obwohl das wahrscheinlich bei einer Rundfrage die häufigste Antwort sein dürfte. Nichtsdestotrotz ist sie nur eines, nämlich falsch. An die Stelle der richtigen Antwort treten Essen, eine Unterkunft, Familie und Freunde. Geld ist da nur das Zwischenmittel, das die natürlichen Abläufe verkompliziert und für Streit, Streß und Unmut sorgt. Da sich aber jeder von uns in den nicht entflieharen finanziellen Strudel begibt und glaubt darin schwimmen zu müssen (weil es nämlich auch alle anderen tun), sind auch allein wir schuld an unserem unbefriedigenden Schicksal.

Soweit der philosophische Teil. Doch bei Idealismus ernähren die tiefsten Gedanken auch den Philosophen nicht. Und da ich in einer Welt stand, die funktionierte wie sie funktionierte, mußte ich mich dem kurzfristig einordnen. Wenigstens eine kleine Arbeit suchen, um über die Runden zu kommen, wie es hieß. Wohnen könnte ich in einer bescheidenden Wohnung; mich verfolgten weder Stolz noch der Drang, (nicht vorhandenen) Freunden oder Familie meine Habgüter zu präsentieren. So könnte ich eine Menge Geld sparen und würde umso mehr Zeit gewinnen, über ein Entkommen aus meiner niedergezwungenen Lage nachzudenken. Eine Arbeit, nicht zu zeitintensiv oder zu anstrengend, mußte her. Immerhin arbeitete ich nicht dafür, um mein derzeitiges, gefesseltes Leben mit Reichtümern

auszustatten, wie man sich eine winzige Gefängniszelle mit Kissen und Postern an den Wänden heimiger machen kann. Es bleibt ja eine Zelle, aus der man nicht rauskommt! Nein, ich plante das erarbeitete Geld anzusparen und weder in Dekoration noch Kissen zu investieren; sondern in einen brillanten Gedanken, wie mir die Flucht aus der für alle anderen unsichtbaren Zelle gelingen könnte.

2 Zigarette am Bus

Zunächst einmal kümmerte ich mich um eine Wohnung; einen Ausgangspunkt für meine Operationen. Innerhalb von zwei Stunden war ich durch Aushänge in der örtlichen Bibliothek auf eine kleine 1-Zimmer-Wohnung aufmerksam geworden, die nicht viel kostete und – das war mir noch wichtiger – außer meinem Namen keinerlei Referenzen benötigte. Ich konnte sofort einziehen und sogar die darinstehenden Möbel mitbenutzen: Kühlschrank, Tisch, Bett. Alles Notwendige vorhanden. Nungleich begab ich mich wieder auf den Weg, um eine ebenso unkomplizierte Arbeit anzunehmen. Und während ich mit diesem Ziel durch die Stadt streifte, überlegte ich genau, in welchem Beruf man immer eine billige Arbeitskraft brauchen konnte; wo es darum ging, jemanden möglichst schnell und unkompliziert einzustellen. Und in welche Richtung ich auch immer dachte – stets kam ich auf die Aushilfe im Supermarkt zurück. Auch über einen Job als Kellner in einem Café dachte ich nach, aber mir erscheint der Beruf von freiwilliger Dienerschaft falsch, denn er gesteht gewöhnlichen Menschen Machtbefugnisse zu, die sie gar nicht haben dürften. (Ohnehin sollte die wei-

sende Macht- und Rechtsprechung über andere nur ganz wenigen, aufrichtig gerechten und vernünftigen Personen vorbehalten sein!)

Keine halbe Stunde darauf hatte ich den ersten Supermarkt erreicht und fragte unmittelbar bei der Kassiererin nach Arbeit. Sie verwies mich an den Filialleiter, der in der Tat beeindruckt war von meinem bereitwilligen Wunsch nach einfacher Arbeit im Supermarkt, und mir im Gedanken an den unkomplizierten Erhalt eines billigen Kisten-trägers den Job zuwies. Im Grunde arbeitete ich schwarz, an allen Steuern und Papieren vorbei. Das zeigte mir weniger der allabendliche Briefumschlag mit meinem Lohn als vielmehr das nervöse Verhalten meines Chefs, wenn er von Schlipsträgern im Hinterzimmer besucht wurde. Für mich selbst war dieser semi-legale Zustand unerheblich, da mir mit der Einfachheit der Arbeit eine Menge geschenkt wurde: Die Freiheit, mein Leben zu überdenken, noch während ich mich nützlich machte und Dosenbirnen und Senfgläser in die Regale verteilte. Manch einer würde mein Leben wohl wie folgt überschauen: Ein Ex-Sträfling, aus dem Gefängnis entlassen und muß sich nun wieder von ganz unten nach oben arbeiten. Nur daß das gar nicht mein Ziel war! Ganz im Gegenteil! Mein bescheidener Lebensstil eröffnete mir die ungeahnte Freiheit von Anonymität in meinem Treiben, die kein anderer haben konnte: Für die Gesellschaft war ich unsichtbar und unsichtbar wollte ich auch bleiben. Mit der mich umgebenden Welt war ich ohnehin fertig. Für beinahe jeden anderen wird sich das zwar sehr poetisch und gegensinnig anhören, aber es ist eben auch eine Möglichkeit des Überlebens. Während die anderen – im Strom schwimmend – voller Sorgen um die Intaktheit ihres Autos oder

die Zulieferung ihres im Versandhandel bestellten Paketes einschlafen, bin ich bemüht, in wenn auch privater Initiative die gesellschaftlichen und damit auch ökologischen Probleme dieses Planeten anzugehen. Und wann immer ich von meinen Kollegen lächelnd begrüßt wurde, erkannte ich insgeheim, den armen Gesichtern um mich herum längst meilenweit voranzusein.

Hin und wieder bot mir mein Chef, der sich mit meiner raschen und zuverlässigen Arbeit sehr zufrieden zeigte, die Möglichkeit, im internen Geschäftsverlauf »aufzusteigen« und demnächst eine Kassiererin vertreten zu dürfen. Das hätte allerdings auch bedeutet, daß ich mir vermehrt Verantwortung auflaste und folglich weniger »unsichtbar« in der Gesellschaft lebe. Und so fand ich ständig Ausreden, meine derzeitige Arbeit weiterführen zu dürfen. Das mußte ich in der Form tun, da auch ein fixierter Mensch wie mein Chef kein Dummkopf ist und in seinem Mißtrauen vielleicht nicht verstanden hätte, daß ein normaler, selbstbewußter Bürger wie ich in seinem Leben augenscheinlich nicht vorkommen will. Wen würde es nicht mißtrauisch machen, wenn man einem Untergebenen einen besser bezahlten und weniger anstrengenden Posten anbietet, und dieser dann dankbar ausgeschlagen wird?!

Das ging eine Weile auch ganz gut und tagtäglich erhielt ich die Gelegenheit über ein sicheres Entkommen aus meiner Lage nachzudenken. Das Verladen von Kartons, ihr Entpacken und die Sortierung nach dem Lebensmittel-Ablaufdatum wirkten in der Tat beruhigend und gleichermaßen berauschend auf mich. In jedem Gegenstand sah ich ein Analogon der Gesellschaft und dazwischen mich selbst. So wurde mein Status vor meinem träumenden Auge

begreifbar und reich bebildert, was mir letztendlich mich selbst zu verstehen half.

Irgendwann fragte mich mein Chef nach den letzten zwei Jahren aus meinem Leben und ich wollte ihm meinen Gefängnis-Aufenthalt nicht vorenthalten – das Lügen hätte nicht zu meinem angestrebten Lebensstil gepaßt. Entlassen wurde ich dann zwei Tage später, angeblich, weil für die Teilzeitbeschäftigung eines kleinen Angestellten gerade kein Geld mehr übrig sey. Mich erstaunte nicht mehr, wie deutlich die Zufälle manchmal hervortreten, wenn man es bewußt wie einen Zufall aussehen lassen will. Stattdessen verdingte ich mich nun bei einer neuen Arbeit in einer Fabrik, wo ich je zehn Schulhefter von Fließband auf einen Stoß und dann in einen Karton legte. Und das jeden Tag, zwei Monate lang. Und obwohl diese Arbeit noch viel trostloser und stumpfsinniger aussehen mag, bedeutete sie mir doch alles. Denn nun hatte ich noch viel mehr Zeit nachzudenken.

Wieder war ich ein Ausgestoßener unter meinen Kollegen: Wieder war es meine Verschwiegenheit; der »eigenartige« Umgang mit meiner Person. Und so hält sich das Gewohnheitstier fern von diesem Fremdling, der sich als unter uns lebender Außerirdischer (oder einfach nur schweigsamer Mensch) entpuppen könnte. Nach Dienstschluß fuhr ich jeden Tag eine viertel Stunde mit der U-Bahn bis nach Hause und kochte mir meist eine Konserve auf. Die Müdigkeit erreichte meist dazu, daß ich mich augenblicklich nach dem Mahl ins Bett fallenließ und bis Schichtbeginn am nächsten Vormittag schlief. Man kann kaum sagen, daß ich mich von sehr viel privater Freizeit umgeben wußte; vielmehr war es die Arbeitszeit, die ich doppelt nutzte, einerseits um meiner

Pflicht nachzukommen, andererseits um meine Gedanken zu sortieren.

Über den Tag redete ich kaum; ein Teil meines Gehirns beschäftigte die Arme, damit die Waren verpackt würden; ein anderer Teil arbeitete meine Vergangenheit auf. Andächtig verharrte ich in meiner Gefängniszelle, die ich mit Ruben, einem nur halb so lange einsitzenden Gewohnheitsdieb, geteilt hatte. Nach seiner Entlassung war ich so alleine wie ich es jetzt war. Obwohl ich mich an die Zeit mit meiner verschiedenen Freundin lieber erinnern wollte, kamen mir die Erinnerungen an meine Zeit im Gefängnis viel eindrucksvoller und wuchtiger vor. Alles zuvor verblaßte zu einem solchen Eindruck, daß man nicht einmal mehr behaupten konnte, es sey der eigene gewesen.

Und so verfiel ich zunehmend in eine unbewußte Lethargie, gefangen genau an der Wechselfassage zwischen Vergangenheit und Zukunft. An den Wochenenden erwachte ich zeitweilig aus diesem Zustand und wandte mich dem restlichen Leben zu: Der Kauf jedweder Gegenstände erschien mir einerseits notwendig, andererseits in einer »Vermutung der Vermeidbarkeit«. Das bedeutet, daß mir Werbung und vertraute Gepflogenheiten zwar suggerierten, ich brauchte dieses und jenes (und es war in der Tat nicht leicht, mit hungrigem Magen an einem Reklameschild für Essen vorbeizugehen); es mir innerlich aber doch so war, als wäre das alles ein Trugbild der wahren Erfordernisse menschlichen Daseins, d. h. Befriedigung seiner Bedürfnisse.

Viele Motive um mich herum kamen mir anhand dieser Erkenntnis von einem Tag auf den nächsten als offenkundige Trugbilder vor: Einmal stand ich vor einem Geschäft und sah ins Schaufenster, wo mir die Vorteile dieser und

jener Artikel schmackhaft gemacht werden sollte. Das unverkennbare Trugbild erkannte ich ohne Verzögerung und wollte die vorbeistreifenden Passanten vor dieser bewußten Täuschung warnen! Zuletzt, ich erkannte meine Stellung und die Bereitschaft des Volks, sich der Verleugnung von Tatsachen anzunehmen.

Umso mehr wurde ich der generellen Täuschung (und Bereitschaft sich täuschen zu lassen) gewahr, da ich in nahezu jedem Geschäft die wesentliche, wenn nicht sogar ausschließliche Rolle des Geldes erkannte: Wer zum Beispiel Tütenpulver für ein »Chili con carne« herstellt, dem geht es nicht um das Wohl oder das Gefallen seiner Abnehmer, so sehr der elitäre Wert des Produkts auf der Verpackung auch angepriesen wird. Phrasen wie »nur das Beste für den Kunden« oder »erlesene Zutaten« sind ausschlaggebende Anzeiger für einen Täuschungsversuch, den wir Menschen gar nicht mehr als solchen wahrnehmen; ihn ferner nie zu erkennen gelernt haben. Wie auch immer, dem Pulver-Hersteller geht es um ein Ziel (und diese dröge Aufgabe nur damit), und dieses Ziel ist *Profit*.

In meiner Position weniger die Verwerflichkeit der Geldwirtschaft an den Pranger stellend, Sorge ich mich vielmehr um das Wohl der Gesellschaft und seine Zukunft. Und mit »Wohl« meine ich das tatsächliche Wohl und nicht die verlogene Darstellung der Konzerne. Und so möchte ich ein paar Beispiele aus meiner Welt nennen.

Der Supermarkt, in dem ich arbeitete, war in dieser Hinsicht ein lehrreicher Ort: Zum Beispiel sortierte ich manchmal Tiefkühlwaren ein, und besonders der sog. »Bio-Fisch« fiel mir auf. Auf den Verpackungen wurde der »Fisch aus dem Meer« ganz unverfroren als »Kunstfisch« verrufen, der

durch den hohen Anteil an mikroskopisch kleinen Kunststoff-Partikeln im Ozean-Wasser ganz einfach als »ungenießbar« bezeichnet wurde. Die in dieser Propaganda enthaltene Lösung des Dilemmas bot der »Bio-Fisch« des Herstellers, der in vom Ozean isolierten Wasserbecken gezüchtet wurde. Das gefilterte (also gereinigte) Wasser wird dabei vor der Zufuhr an die »Bio-Fische« erneut mit Mineralsalzen versetzt, um die natürliche Salinität des Meerwassers zu simulieren. Zeigt dieser Wahnsinn nun nicht, wie blind unsere Gesellschaft für die wahren Probleme der Natur geworden ist? Die bloße Zulassung einer solchen Tiefkühlkost ließ mich mit manischem Blick an der Vernunft unserer Behörden zweifeln; wahrscheinlich ist da auch eine ganze Menge Korruption im Spiel. Wie auch immer wird die Wirklichkeit zur Lüge verkehrt und stattdessen eine Fantasie geschaffen, die gekonnt auf die Bereitschaft zum Volks-Aberglauben abgestimmt wird. Ältere Generationen wie die meine mag man nicht täuschen können – schließlich kenne ich noch den »Fisch aus dem Meer«, gesund und nahrhaft. Aber was ist mit der jüngeren Generation? Wird sie diese Form von Lebewesen für einen Mythos halten und jedweden im Meer gesichteten Fisch für einen solchen halten, der einem Zuchtbecken entwischt ist?

Wie kann ich stoppen, was die Welt umbringt? Wie kann ich verhindern, oder nur verlangsamen, daß diese Gesellschaft sich in einem gemeinnützigen Overkill eines Tages selbst den Endstrich zieht? Klingt es gewagt oder lachhaft, wenn ich mich selbst als Schützer dieses Planeten aufstelle und verdinge? Wenn ich mir nur Gedanken um unser aller Wohlbefinden mache? Ist der Rest von uns überhaupt zu einer Änderung bereit?

Die meisten Böden der Welt sind durch übermäßigen Nährstoffeintrag versauert – das lernte ich noch im letzten Jahr auf der Schule. Der Kampf gegen Monokultur-Parasiten sind teilweise so zwecklos geworden, daß man ganze Felder einfach sich selbst überläßt, da man – und das erstaune! – zum Teil erkennt, daß eine weitere Chemie-Keule den Böden nichts Gutes zuträgt, mehr noch, sie auf Jahre für die Nutzung unbrauchbar macht. Kartoffeln sind allerorts rar, es soll Kinder geben, die sie noch nie gegessen haben. Ich habe einmal eine Kundin beobachtet, die antwortete ihrem Kind, das auf Kartoffeln zeigte und nach diesen verlangte, daß sie zu kaufen zu teuer seien. Das gleiche gilt für viele Gemüse, v. a. solche, die viel Pflege bedürfen. Und jetzt kommt auch bei diesem Beispiel der Wahnsinn: Der Fleischkonsum *überwiegt* dem Gemüsekonsum! Die Regale sind voll an Würsten und Fleischscheiben, und dabei so billig, daß man es kaum glauben, ja, kaum noch vergleichen kann! Einmal habe ich gelesen, daß die Menschheit jeden Tag etwa 8 Millionen Rinder schlachtet! 8 Millionen! Und da ist noch nicht einmal das Geflügel eingerechnet! Diese Zahlen lassen mich nicht länger daran zweifeln, daß wir auf einem »Tötungsplaneten« leben!

Und bei all dem ... will ich mich nicht beteiligen an dem Wahnsinn; am Import von Südfrüchten nach Europa und der Zerstörung von natürlichem Lebensraum auf anderen Kontinenten. Viel lieber würde ich mich mit dem Gedanken anfreunden, daß sich das Volk unserer Region aus sich selbst heraus trägt, d. h. nur anbaut und verzehrt, das sich auf absehbaren Boden – dem bis zum Horizont erkennbaren Areal – befindet. Im reichen Europa verbreitete Luxusgüter wie Kaffee und Schokolade sind als solche gar nicht mehr

erkennbar: Sitzen nicht die meisten von uns nachmittags bei »Kaffee und Kuchen« zusammen, und die Tasse Kaffee ist das Natürlichste der Welt? – Als gehöre sie dazu wie der Zucker im Schrank oder die tägliche Zeitung! Wir fragen uns nicht mehr, aus welchen fernen Ecken der Welt die Güter kommen . . . – aus dem Supermarkt, Gang 3 natürlich! Dabei würde ich mir nichts mehr wünschen, daß solche Waren wieder gewertschätzt würden; denn darauf folgt die Wertschätzung des Handwerks und der Kultur, des Menschen an sich! Man denke nur an den Senf in Form der gelben Paste: Wenn man allein die Senfsaat der Saison und Region verwendete, erschiene wahrscheinlich, daß nicht jeder Bürger ausreichend davon erhält. Vielleicht kehrt ein Familienvater stolz vom Markt zurück, ein einziges Glas Senf ergattert zu haben. Wie kostbar und besonders wäre jeder einzelne Aufstrich einer Messerspitze Senfpaste auf die Wurst!

Aus dem gleichen Grund habe ich damals vermutlich die Arbeit im Schreibwarengeschäft gemacht; aus Bewahrung traditioneller Tätigkeiten, die sich nicht leichtfertig einem unausgegorenen und höchst wechselhaften Ersatz durch technischen Fortschritt beugen sollten. In einer Welt, in der sogar die Lotto-Scheine digital sind, erscheint ein Schreibwarengeschäft mit Stiften und Briefpapier geradezu anachronistisch. In meiner Kindheit zeigte man mir ein Grammophon, das mir vorkam wie ein Faustkeil aus dem Museum. Für meine Großeltern war es dagegen ein Gegenstand von gestern: Gerade zur Seite gestellt, die Bedienweise noch klar in Erinnerung.

Nach Dienstschluß schwelgte ich gerne in dieser meiner »Vergangenheit« und fühlte, daß alles an mir vorbeizog.

Und das, obwohl ich mich geistig noch mehr als wach fühlte! Mit jeder Situation konnte ich zurechtkommen; Anpassungen waren nie undenkbar, ganz meinem menschlichen Intellekt. Und trotzdem bedurfte es nirgendwo meiner Kenntnisse und Erfahrungen. Doch ist nicht der große Schritt auf dem Weg zur Findung seines Selbstbildes die Erkenntnis, daß einem Arbeit abgenommen werden kann, Erfahrung jedoch nicht?!

Ich lebte in ständiger Angst, nicht genug Geld zum Leben heranschaffen zu können. Ein solches Leben finde ich nicht lebenswert. Aus dieser gedanklichen Zwickmühle heraus entwickelte ich tiefen Haß, sogar Unverständnis, gegen mich selbst und alle, die mich umgaben. Meine Fantasien führten zu einem fiktiven Gespräch mit meinem Arbeitgeber: Wutschnaubend stehe ich vor ihm und zische ihm zu: »Du bezahlst mich, nicht weil ich nach Reichtum strebe, sondern damit ich der allgegenwärtigen Angst des bezahlbaren Unterhalts entgegenwirken kann. Und mich mit dieser Angst beschäftigt zu haben, dafür wirst du eines Tages Strafe büßen!« Dabei dachte ich keine Sekunde daran, daß der Fehler nicht bei anderen, sondern mir selbst zu suchen sey: Denn wer anderes außer mir könnte entscheiden, was ich tue und was nicht? Bleibt nicht immer ein allerletzter Ausweg, sofern man seine Hoffnung nicht aufgibt? Ich könnte nicht sagen, daß ich mein Leben hasse. Aber nicht, weil ich es nicht hasse, sondern es nicht wertschätzte.

In den darauffolgenden Tagen versuchte ich meine Gedanken auf neue Ziele zu lenken. Im Streben, meine Lebensweise und die sie leitenden Ansichten und Gewohnheiten abzuändern (nicht anzupassen), ging ich etwas an, das ich seit vielen Monaten nicht mehr getan hatte – das Prüfen

meiner E-Mails.

Über den Stadtanzeiger suchte ich mir die Adresse eines beliebigen Internet-Cafés heraus und fuhr mit dem Bus dorthin. Als ich an einem großen Verkehrsknoten an der Haltestelle auf den Bus wartete, saß ich auf der Bank und schaute mir in den verbliebenen Minuten die Welt an. In gedrückter Freigiebigkeit ging ich in mich und recherchierte in meinen Erinnerungen danach, was mir von der Vergangenheit geblieben war: Zum Beispiel dachte ich in den letzten Monaten fast nie an meine verstorbene Freundin. Es war weniger der Gedanke an die Schuld, sie vor den Angreifern nicht gerettet zu haben, als vielmehr ihr Bild, ihr geistiges Porträt. Ich hatte schon damals keine Fotos von ihr oder uns besessen, da ich der irrigen Meinung war, wir könnten ewig zusammen sein und ich sie täglich betrachten – so oft und ausgiebig wie ich wollte. Begraben wurde sie ohne meine Anwesenheit, zu jener Zeit, als ich noch in tiefe und unheilbare Lethargie verfallen war. Erst später teilte man mir mit, daß ich diese letzte Möglichkeit des Abschieds verpaßt hatte. Und so verbleibt mir allein die Erinnerung in meinem Kopf. Nur will ich mich überhaupt erinnern?

Wenn man mich fragte, ob ich ein geistiges Abbild von ihr hervorrufen konnte, um sie zu zeichnen oder zu beschreiben, hätte ich das bejahen können. Aber ich wollte das gar nicht. Es würde einem unverdaulichen Schmerz gleichkommen, sie noch einmal sehen zu müssen, wenn schon ich sie noch immer liebte und sehnsüchtig vermißte. Gleich darauf überkam mich eine Angst, daß ich beim Öffnen meines E-Mail-Postfachs tatsächlich noch Nachrichten von ihr vorfinden könnte, und ich begann alle mit ihr im Zusammenhang stehenden Gedanken zu verdrängen.

Mein Blick senkte sich auf den Boden vor mir und ich musterte ihn; er war wie die Welt um mich herum: Eine chaotische, nicht sortierbare Ansammlung von wenig Substantiellem, grau und gleichgültig, zum Fortgang in die Vergessenheit geschaffen. Ich zählte allein von meinem Sitzplatz aus 73 Zigarettenstummel in einem Umkreis von kaum fünf Metern. Abgesehen von der Verschmutzung bedeutete die Zählung noch etwas anderes für mich. Sie war ein lehrreiches Beispiel für die Art, wie wir Menschen uns und die Welt wahrnehmen. Einem Trieb an »Einstromung«, so möchte ich das vorläufig nennen, folgend, überwandte sich die uns heute bekannte Zivilisation dazu, von einer Depression in die nächste zu wechseln. Gier und Eifer wurden als Worte gleicher Bedeutung erkannt und bestimmten weitgehend das Tagesgeschehen all der blinden Menschen um mich herum. Wie man seine Umwelt und darin maßgeblich ihre Wahrung verkannte, so auch diese Zigarettenstummel. Wer nimmt sie wirklich wahr? Ich selbst habe sie erst gesehen, nachdem ich mich darauf konzentriert habe! Jeder Mensch kann das in einem einfachen Selbstversuch nachspielen! Und ist nicht die Unsichtbarkeit der gesellschaftlichen Probleme eine Funktion meiner Erkenntnis? Werde ich nicht dadurch zu einer Art Botschafter oder sogar »Prophet«, der mit seinen Erkenntnissen die Welt verbessern will? Nur was soll mich dazu bewegen, das abgestandene Gebäude namens Weltgesellschaft zu restaurieren? Wäre Abriß und Neuaufbau nicht einfacher, auch wenn alle Einwohner dabei sterben? – Die Philosophie nahm Überhand, mein Puls stieg, ich wollte aufspringen und weglaufen, fliehen, alles hinter mir lassen, niederknien und weinen, dann weiterlaufen. Schließlich kam der Bus.

Nach einer halben Stunde Fahrt und etwas Fußweg erreichte ich das Internet-Café am Stadtrand. Es war einer jener verwegenen Läden, in denen die Tische immer klebrig sind und man keine Getränke bestellen sollte. Andererseits war ich nicht zum Trinken hier, und fürs Prüfen seiner E-Mails war jedes Terminal recht und in diesem Fall nicht anonym genug. Der Inhaber wies mich ein, nachdem ich eine kleine Nutzungsgebühr entrichtet hatte und setzte mich vor eines dieser neuen Terminals, die es noch gar nicht gab, als ich ins Gefängnis ging. Die hatten nicht einmal mehr eine Tastatur, alles funktionierte über Druckpunkte auf dem Bildschirm. Auf die Frage, wie ich mein Kennwort einzugeben habe, wurde ich mit einem breiten Lächeln auf den Netzhaut-Scanner verwiesen, wie er mittlerweile an allen Verifizierungsstellen üblich geworden war: bei der Bank, im Rathaus, bei der Post, und eben auch hier. Ungläubig näherte ich mich dem kleinen grünen Punkt über dem Bildschirm und stellte mir die Frage, woher das System die Netzhaut in meinem Auge kennen sollte. – Es piepste kurz, dann erschien mein Name auf dem Bildschirm; das System kannte mich. Ein leeres Menü mit einem ebenso leeren Ordner wurden geladen. Das sah zwar aus wie ein E-Mail-Postfach, enthielt aber keinerlei Nachrichten. Erstaunt wich ich zurück und fragte nach, was nicht stimmte. Der Inhaber stand ebenso etwas rätselnd neben mir und schlug vor, ich solle mich auf herkömmliche Weise mit meinem Kennwort anmelden. Sekunden später sah ich eine virtuelle Tastatur auf dem Bildschirm.

Kopfschüttelnd wurde ich abermals darin bestätigt, von der Gesellschaft ausgelöscht worden zu sein; aus dem Getriebe gefallen, ohne bemerkt oder vermißt zu werden. Erst

beim dritten Versuch erinnere ich mich an das korrekte Kennwort und in der Tat wird ein Ordner voller Nachrichten geladen. Es sind 2433.

Ohne mir auch nur einen groben Überblick zu verschaffen, traf ich eine befürchtete Entscheidung und löschte das gesamte Postfach und damit den Rest meines alten Lebens. Gehört nicht auch zu einem neuen Leben ein neuer Briefkasten? Mit neuem Namen, sodaß einen niemand kennt? Befreiung von Vorurteilen, Loslösung alter Gefallen und Gebräuche? Mein neues Postfach ist schnell erstellt und bereit für all die neuen sozialen Kontakte der Zukunft. Ich gebe ihm meinen Namen.

3 Der verräterische Teebeutel

Wie bei vielen anderen Beispielen blieb man von willkommener wie auch unerwünschter Post verschont, wenn man niemandem seine Adresse mitteilte. Das war zwar ganz plausibel, aber stimmte mich nach Wochen ohne externe Kontaktaufnahme auch traurig und erinnerte an meinen unfreiwilligen Ausschluß aus der Gesellschaft. Die ungefragte Versteigerung meines Eigentums infolge meiner Verurteilung hatten mir nur den ersten Hinweis vermittelt, in deren Folgekette ich heute hier stand, die Hände ineinandergriff und kopfschüttelnd feststellte: Jawohl, so ist es. Das war schon immer so und nun bin ich eben an der Reihe. In einem solchen Moment unverschlossener Erkenntnis ist nur wichtig zu akzeptieren, daß man sich nicht der vorherrschenden gesellschaftlichen Struktur unterwirft, sondern allein seinem Gewissen. Diese unter anderem mit Selbstver-

trauen in Verbindung stehende Regel soll verhindern, daß durch ungünstige Umstände verarmte, von einem sozialen Standard isolierte Menschen die Schuld bei sich suchen, sich betrinken und in einem unausweichlichen Strudel des Selbstverfalls weiter absteigen; stattdessen erscheine die Besinnung auf die eigenen Fähigkeiten, auch wenn man keinen Heller in der zerlumpten Tasche findet und ehemalige Freunde einen nicht mehr kennen wollen – so wie es mir zur Zeit geht.

Mit genau diesem Vorsatz wurde mir die immer gleiche Arbeit am Fließband bald leid und ich kündigte sie. (Sie diente mir ohnehin nur der Freiheit des Nachdenkens.) Nun wollte ich ins Leben zurückfinden und etwas tun, das meinen Fähigkeiten und Interessen gerecht wurde: So bewarb ich mich als Verkäufer in einem großen Kaufhaus für Outdoor-Artikel, d. h. Zelte, Schlafsäcke, Taschen, Geschirr und dergleichen. Beim Vorstellungsgespräch zeigte man sich so beeindruckt von meinen theoretischen und praktischen Kenntnissen, daß ich unmittelbar in die Abteilung für Winterbekleidung versetzt wurde, die man auf normalen Wege erst nach einem halben Jahr »erreicht«. Und mir gefiel die Arbeit sehr, ich empfand sie als *erfüllend*. Wer konnte ahnen, daß dies noch nichts mit meiner eigentlichen Lebensberufung zu tun hatte.

Ich war nun schon etwa zwei Monate als Verkäufer angestellt und machte meine Sache gut, wie ich befand. Es ergab sich zwar nur selten die Situation, daß ich tatsächlich in eine Art Verkaufsgespräch verwickelt wurde, bei dem es um die Entscheidung ging, Jacke A oder Jacke B für einen Ausflug in die Berge auszusuchen. Das dauerte meist nur wenige Minuten. Den Rest der Arbeitszeit schlenderte

ich im Kaufhaus herum, wandelte durch die Etagen und betrachtete in aller Ruhe die Produkte. Nach etwa zwei Monaten kannte ich sie weitgehend in- und auswendig, sodaß ich sogar zu Artikeln Aussagen treffen konnte, für die ich gar nicht zuständig war. Statt Mißfallen bei anderen Verkäufern zu erregen – so wie es für normale, ehrliche Menschen zu erwarten gewesen wäre – ließ man mich »machen«; man sah meine Einmischung nie als Belästigung, sondern als Übertrag von Arbeit an. Und damit hatte wohl niemand ein Problem.

Ja, ich war durchaus unterfordert in meiner Tätigkeit, sah das aber nie als Nachteil. Als man damals die Computer und mechanischen Maschinen in den Fabriken einführte, geschah dies in dem Wunschdenken, daß des Menschen Tageszeit dadurch soweit entlastet würde, daß er sich würdigeren Dingen, der Kultur oder der Philosophie, widmen könne. Man erwartete regelrecht einen Schub menschlicher Genialität, einen neuen Wohlstand für die gesamte Menschheit. Heute schauen wir umso öfter auf geistlose Roboter hinab, die dereinst Menschen gewesen sind, Knöpfe drücken und in erniedrigender Zeitverschwendung diejenigen Produkte überwachen, die eine Maschine unaufhörlich auswirft.

In meinem Fall bewirkte die freie Zeit keinesfalls den geistigen Zerfall, da ich sie lenkte und gut zu nutzen wußte. Denn wie jeder andere, der seine Zeit wirklich sinnvollen Dingen widmen will, trieb auch ich mich in der Bücherecke herum, die vielen Atlanten, Sachbücher und Reiseberichte zu wälzen, zu träumen, zu erleben. Das – und jetzt möchte ich die Kuh endlich über den Eimer stellen – tat ich nicht nur tagsüber mit großer Begeisterung, sondern auch nachts.

Da gab es diese wunderbar breite Eck-Couch zwischen

zwei Regalen, dahinter die Fenster auf die Geschäftsstraße. Hier, im oberen Stockwerk, leuchtete eine Straßenlaterne gerade so durchs Fenster, daß ein Teil der Ecke erhellt wurde und das Lesen selbst dann möglich war, nachdem im ganzen Kaufhaus die Lichter ausgeschaltet waren. Dieser Ort wurde zu einer Art zweiten Zuhause und nicht selten verbrachte ich die Nacht auf der Couch, nur um am nächsten Morgen mit ungekämmten Haaren zu behaupten, ich sey der Erste im Laden gewesen.

Aus einem mir unbekanntem Grund schloß der Wachmann erst gegen 2 Uhr nachts ab, obwohl das Geschäft offiziell 21:30 Uhr schloß. Nach einer Weile bildete ich mir ein, daß auch der Wachmann eine Art Zweitleben führte und sich in einer eigenständigen Runde durch das Lager vergnügte. Ob er Waren stahl, war mir egal. Denn irgendwann in der Nacht hörte ich den zweifachen Schlüsseldreh durch den ganzen Laden; und dann wußte ich endlich allein zu sein.

Dort saß ich also allein in der Ecke und war gänzlich in meine Lektüre vertieft. Hin und wieder gab es so einen Abend, an dem ich es vorzog mein Studium der Reiseberichte mit dem Lesen einer Tageszeitung zu unterbrechen, die jeden Morgen neben der Kasse ausgelegt wurde. Auch an diesem Abend drang die diabolische Perversion aus meinem sonst so gemäßigten Gemüt hervor, mich über die Reibereien in der Welt mit schmunzelndem Kopfschütteln zu vergnügen. Ganz unerwartet hörte ich ein fremdes Geräusch hinter mir und ich drehte meinen Kopf erschrocken um. Da stand jemand in der Dunkelheit!

Zunächst nahm ich nur einen vagen Umriß wahr – wie es jedem geht, der aus dem Licht in die Finsternis starrt

und damit konfrontiert wird, daß sich die Augen noch nicht an die neue Helligkeitsmaßgabe gewöhnt haben. Wie auch jeder andere kniff ich die Augen zusammen und ergab mich der Hoffnung, irgendwelche Details wahrzunehmen. Aber es wurde nicht besser.

Das Phantom trat von sich aus ins Licht vor und stand nun nur noch zur Hälfte im Schatten. Aber es schwieg noch immer.

Was zur Hälfte im Licht stand, zeigte sich mir als weiblicher Körper: kleine Füße, schlanke Beine in einer Jeans, von der Hüfte an aufwärts noch immer vom Mantel der Finsternis verhangen.

»Liest du Zeitung?« fragte mich eine weibliche Stimme, die ich sogleich erkannte. Erstaunt aber beruhigt lehnte ich mich auf die Couch zurück, ohne meinen Kopf von Jolene abzuwenden. Vielleicht schämte sie sich, daß sie mich erschreckt hatte, sodaß sie nun den Small Talk mit der Zeitungsfrage beginnen mußte. Aber ich konnte ebenso unsachlich kontern:

»Ich lese keine Zeitung. Wenn etwas wirklich Wichtiges passiert, werde ich es mit eigenen Augen sehen.« Dann wartete ich auf ihre Reaktion.

Jolene war ein junges Ding von um die 20 Jahre und arbeitete hier im Laden als Kassiererin. Obwohl ich sie schon oft gesehen und begrüßt habe, war dies das erste Mal, daß wir mehr als ein Wort miteinander wechselten. Daß der Impuls zur Kontaktaufnahme von ihr, dem Inbegriff des Scheutums, kam, gereicht mir zur Schande. Denn gemäß meinem angestammten Verhalten blieb ich weitgehend für mich, schwatzte nicht unnötig mit jemanden und hielt mich verträumt in meiner zerrütteten Gedankenwelt.

Sie trat nun ganz ins Licht und stellte sich neben der Couch auf. Ich wagte nicht, sie um Platznahme zu bitten. Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt und schaute auf sie herab, scheu wie sie eben war. Sie wollte sich wohl tatsächlich mit mir unterhalten und hatte dazu allen Mut zusammengenommen. Und ich alter Kerl verhielt mich arrogant und störrisch, schaute ihr nicht einmal ins Gesicht.

Jolene war ebenso geduldig und machte mich damit ganz nervös; sie zeigte die gleiche Geduld wie eine unbewegliche Hausspinne, die irgendwo in der Ecke sitzt und sich selbst nach zwei Tagen nicht zwingend bewegt haben muß.

»Ich habe bemerkt«, begann sie wieder, »daß du mich nicht bloß ... anstarrst.« – Jetzt schaute ich auf und versuchte mit dummem Gesichtsausdruck herauszufinden, wo ihr Problem lag. »Nicht anstarrst ... , so wie die anderen.« Sie setzte sich schlagartig neben mich, daß die Couch vibrierte und ich den Griff meiner Zeitungseite verlor. Wie ein Kind gaffte sie herüber und schien eine wohlüberlegte Antwort zu erwarten, die sie nicht enttäuschen dürfte. Die nicht dasjenige negierte, daß sie mir mit allem Mut zu sagen sich vorgenommen hatte.

Ja, es ist wahr: Jolene ist mir aufgefallen. Aber nicht wegen ihres Körpers, sondern wegen ihrer augenscheinlichen Nettigkeit. Ja, es stimmt auch, daß sie hübsch ist, jedoch nicht für mich, so wie jeder Mann seine Vorlieben hat. Das mag der maßgebliche Grund gewesen sein, daß ich sie nie als potentielle Partnerin in Betracht gezogen und eine Beziehung zu begründen versucht habe. Viel auffälliger erschien mir ihr Umgang mit den Kunden und Kollegen: Stets mit einem Lächeln verbunden, zuvorkommend, zurückhaltend, gleichermaßen großzügig wie schamlos, auch wenn das mei-

ner vorherigen Erkenntnis widerspricht. Denn Scham zeigte sie erst im Ausdruck, wenn sie mit Männern interagierte. Mit Männern, die sie mit falschem Lächeln ansehen; im ersten Augenblick die Augen betören, anschließend den Blick auf Busen und Hüfte wandern lassen. Das konnte ich jeden Morgen sehen, wenn sie von den Kollegen begrüßt wurde; ebenso wie sich in der Mittagspause unnatürlich höflicher Einladungen erwehren muß, sie ins nächste Café zu entführen. Bei diesem Gedankengang fällt mir auf, daß ich in der Tat ziemlich forsch und rücksichtslos ihr gegenüber gewesen bin, als ich auch heute morgen, wie jeden Morgen, einfach an ihr vorbeischnitt; im Nachhall aus einigen Metern Entfernung ein »Guten Morgen« herausstöhnend.

Und vielleicht war es genau das, was sie jetzt zu mir trieb und sich öffnen ließ. Der Hinweis darauf, daß ich sie nicht wie die anderen Männer anstarre, spielte ja ganz offensichtlich auf meine Ansichtsweise hin, sie weitgehend vor, während und nach der Geschäftszeit zu ignorieren!

Wie faszinierend es jedesmal ist, wenn eine sog. »graue Figur« endlich farbig wird. Ich meine damit, daß man Fremde zunächst nur nach Gesicht und Auftreten einschätzt: Schmächtiges oder robustes Erscheinungsbild bedeutet unterwürfig oder selbstsicher. Achtet der Fremde auf Körperpflege oder ist sie ihm egal? Tritt er auch dann noch selbstsicher auf, wenn seine Haare zerzaust sind? Muß er sich ständig vor anderen profilieren, um seine Position in der Gruppe zu stärken; oder arbeitet er im Hintergrund und präsentiert erst dann seinem Vorgesetzten wohldurchdachte Ergebnisse? Wie auch immer, der Fremde bleibt noch immer ein Fremder, wenn man nicht mehr von ihm weiß. Irgendwann fällt ein Name und ganz automatisch leitet man durch

seine Erfahrung mit diesem oder einem ähnlichen Namen Beziehungen ab, die oftmals unberechtigt sind. Denn der Namensträger hat ja nichts mit den eigenen Erfahrungen um diesen Namen zu tun! Gesicht, Auftreten und Name sind dennoch alles Dinge, für der Betreffende nichts kann und die man zur Bewertung seines Wesens nicht heranziehen sollte. Schließlich kommt es zu einem Gespräch, so wie jetzt. Und dann färbt sich der graue Mensch endlich ein. Auch Jolene war bis jetzt nur eine graue Gestalt ohne Charakter. Schon mit der ersten Information, z. B. der Aussage: »Ich spiele Gitarre.« kommt nun die Farbe ins Spiel und der Fremde wird zum Bekannten, einem Gitarristen. Und mit jeder weiteren Information aus dessen Leben wird die Gestalt heller und bunter; immer weitere Facetten treten hervor, deren Summe meist dem Ersteindruck widerspricht. Jolene wartete noch immer auf eine Antwort.

»Tja, weißt du ...«, zögerte ich, »Du bist zwar hübsch und hast sicher ein gutes Wesen. Aber ich bin es nicht, den du suchst.«

Nach einigen Sekunden des Schweigens und Gaffens fiel mir endlich mein fataler Fehler auf: Da hatte diese junge Frau im unschuldigen Gedanken mir ihre Freundschaft angeboten und ich wertete ihre Worte als Anmache! Mir wurde plötzlich heiß und kalt.

»Jolene ... , es tut mir leid, da habe ich dich falsch verstanden!« – Ihr Grinsen verriet mir, daß sie mir längst verziehen hatte. »Leider sind es die peinlichen Momente, die, viel stärker als die schönen, ein Leben lang in Erinnerung bleiben.«

»Dann habe ich Gelegenheit, mich immer an diesen Tag zu erinnern!« ergänzte sie lächelnd. Erst viel später erfuhr ich, daß Jolene schon ein Leben lang damit zu schaffen hatte,

daß sie von den Männern aufgrund ihres guten Aussehens immer nur als geistloses Sex-Objekt gesehen wurde. In mir hatte sie nun jemanden gefunden, der durch das hindurchsah und sie so nüchtern wahrnahm, wie sie wirklich ist. Das und dieser peinliche Moment begründeten schließlich unsere innige Freundschaft.

»Also gut. Da das überstanden ist – mein Name ist Sucellus. Aber du kannst mich auch Sully nennen.« Ich reichte ihr die Hand und sie griff in sie ein. »Und mein Name ist Jolene.«

»Den kannte ich schon, muß ich eingestehen.«

»Und ich mir war deiner schon bekannt«, stach sie ein.

»Hast du dich im Laden versteckt, bis du schließlich hier hochgekommen bist?« wollte ich wissen.

»Na ja, nicht so ganz. Ich hatte noch mit der Kassenabrechnung zu tun, das dauerte heute ziemlich lange. Und dann habe ich gesehen, daß sich jemand in der Bücherecke bewegt hat. Und ich wußte, das konntest nur du sein. Also dachte ich, ich stelle mich mal vor.«

»Ja, das bin ich. Fast jede Nacht. Und ich freue mich, daß du den Schritt gewagt hast Freundschaft zu schließen. Ich bin eher der *verschwiegene* Typ und bin lieber für mich.«

»Oh! Wenn das so ist – soll ich besser gehen?« war sie bereits im Begriff aufzustehen, bis ich sie davon abhielt:

»Nein! Es ist schön sich mit jemanden zu unterhalten! Bitte bleib'!« Jolene setzte sich wieder neben mich und ich faltete die Zeitung endgültig beiseite, um mich ganz auf sie zu konzentrieren.

»Und wieviel von all den Büchern hast du schon durchgelesen?« galt ihrem Interesse.

»Ich lese nur sporadisch, was mich interessiert. Die Reisen

zu bekannten Vulkanen war ganz gut geschrieben und der Schinken dort über Portugal. Im übrigen lenke ich meine herumstreifenden Blicke nur auf Dinge, die meine Faszination erwecken.«

»Du bist also an Reisen interessiert? Reist du als Hobby?«

»Nein, nein. Um ehrlich zu sein, habe ich das Land seit Ewigkeiten nicht verlassen. Aber meine 'ruhelose Seele' treibt es immer wieder in die Ferne und ich kann sie kaum in mir gefangenhalten.«

»Und würdest du deine Seele ziehen lassen; wäre das nicht dein Tod?«

»Ganz recht«, stellte ich erfreut nach einigen Sekunden fest. Sie schien mehr von meinen Gedanken zu verstehen, als es einem Fremden, gerade einmal fünf Minuten Bekannten zustehen dürfte. Vielleicht weil sie ebensowenig Gründe in dieser Existenz halten, wie es bei mir der Fall ist. Vielleicht weil sie ebenso ruhelos ist und stets nach einem Ausweg, nach einer Neuerung, nach einem Fortkommen und Weiterentwickeln, dem Sinn hinter allem sucht.

»Aber ein richtiges Ziel hat *meine Seele* noch nicht gefunden.«

»... Meine auch nicht«, sprach Jolene fast unhörbar. »Was treibt dich denn fort?« fragte sie ebenso leise.

»Mehr als sich in einer Nacht erzählen ließe, schätze ich.« Dann goß ich meine Tasse wieder voll Wasser und setzte den bereits nassen Tee-Beutel darin ab.

»Es gibt sicher nicht viele Menschen, die ihren Tee wenigstens zweimal aufgießen«, stellte Jolene unverfroren fest und zeigte damit eine Form von Intelligenz, die ebenso wenige Menschen haben; sie erkannte meinen unscheinbaren aber doch wesentlichen Beitrag zum Umweltschutz.

»Dein Problem ist bestimmt die Ausbeutung der Umwelt, oder? Läßt es sich nicht immer auf so etwas reduzieren? Ist es nicht immer das gleiche bei nachdenklichen Menschen, die Tee trinken und zur Ruhe kommen? Ich meine, irgendetwas beschäftigt sie; veranlaßt sie dazu, bei Nacht und Tee die Zeitung zu studieren; über den Zustand und Wert der Welt nachzudenken. Ist es nicht so?«

Wäre es arrogant zuzugeben, daß sie es genau damit getroffen hat? – »Laß nur, ich weiß, was du gerade denkst«, sprach sie gerade in dem Moment, wo ich ihr antworten wollte.

»Ich hoffe doch nicht, Jolene. Es wäre ja langweilig, wenn sich alle meine Gedanken auf die Vermutung eines Augenblicks reduzieren ließen!«

»Alle deine Gedanken kenne ich wahrscheinlich noch nicht«, gab sie zu und erstaunte mich weiter, wie schnell sich ihre Scheue zu trotziger Offenheit gewandelt hatte, die mir sogar gefiel. »Aber ich weiß, daß du einsam bist. Einsam wie auf *Dulcedo*.«

»*Einsam wie auf Dulcedo*? Was bedeutet das?« wollte ich wissen.

»Dieses Sprichwort kennen nur wenige. *Dulcedo* – der Inbegriff der Abgeschiedenheit. Mensch, das wäre ein tolles Ziel für meine Seele!«

Noch bevor ich ihre Gedanken zu erraten Gelegenheit fand, stand sie plötzlich mit abschweifendem Blick auf und kehrte sich um; ich hatte das Gefühl, daß dieses *Dulcedo* etwas damit zu tun hatte. »Sehen wir uns bald mal wieder?!« fragte sie aufrichtig.

»Sicher. Ich bin ja fast jede Nacht hier. Komm' einfach zu mir rauf, dann trinken wir ein Tee zusammen und unterhal-

ten uns.« Jolene gähnte und nickte gleichzeitig. Dann trat sie wieder ins Schwarz und verschwand ebenso schnell wie sie gekommen war.

Was für eine interessante Begegnung! Eine neue Freundin, eine Offenbarung, eine Bloßstellung. Und seitdem ging mir ständig dieses *Dulcedo* im Kopf herum. Was war das nur? »Inbegriff der Abgeschlossenheit«? Das wäre gewiß was zum Nachdenken.

4 Geheimnisse in den Tiefen des Internets

In der Mittagspause des nächsten Tages führte mich mein Weg absichtlich zufällig am Internet-Café vorbei; so hatte ich mir vorgenommen, wenigstens ein paar grobe Hintergründe zu *Dulcedo* zu recherchieren.

Wie würde ich vorgehen? Einfach die erstbeste Suchmaschine bedienen und eine Antwort auf meine Eingabe abwarten? Oder würde ich eher in einem digitalen Atlas fündig? Die heutigen Dinger enthalten ja sogar jede Telefonzelle, wieso dann nicht auch diese Insel? Gab es diese Insel tatsächlich? War überhaupt von einer Insel die Rede, oder handelte es sich um ein Codewort für etwas anderes? Ist es nur eine Halbinsel? Ein Küstenabschnitt? Oder gar nicht existent? Hatte mich Jolene auf den Arm genommen? Und weshalb? – Nur meine baldige Recherche würde all diese Fragen beantworten können!

Von Neugier gedrängt, versuchte ich es doch mit der ersten Suchmaschine und gab das Wort *Dulcedo* in meh-

rerer Schreibweisen ein. Das tat ich deshalb, weil meine bisherigen Suchanfragen einfach keinerlei Treffer ergaben. Jedenfalls offenbar keine sinnvollen: Einerseits fand ich heraus, daß das Wort für eine Gattung von Schmetterlingen steht, andererseits wurde mir eine Übersetzung in einem lateinischen Wörterbuch angezeigt, die *Dulcedo* mit »Süßigkeit« gleichsetzte. Nun fühlte ich mich doch verschaukelt. Dann wagte ich noch einen Versuch mit einer semantischen Suchmaschine und gab dort das Wort zusammen mit »Insel« ein. – Und ich wurde fündig.

Es wurden mir zwar nur drei Suchergebnisse aus den Tiefen des Internets angezeigt; diese schienen aber immerhin etwas mit einer Insel zu tun zu haben:

Schiffbrüchige Familie überlebt tagelang auf See!

23. Mai 1994, T. H.

Es klingt wie ein Abenteuer aus der Romanfeder eines Schriftstellers: Am Morgen des 22. Mai sichtet ein norwegisches Forschungsschiff im Südpazifik, über 1200 km von der nächsten Küste entfernt, eine Rettungsinsel und bringt sie auf. Darin befindet sich unverletzt, wenn auch bewußtlos, vier Menschen, zwei Erwachsene und zwei Jugendliche. Später stellt sich heraus, daß es sich um eine Familie handelt. Nach der Überführung in eine Klinik auf dem Festland kommen die Überlebenden nach Tagen weiterer auf Erschöpfung zurückgehende Bewußtlosigkeit wieder zu sich. Wie der zuständige Arzt mitteilt, wären alle bei

bester Gesundheit; nun ermitteln Küstenwache und Polizei nach deren Herkunft.

»Scheiße, die gibt's ja wirklich!« stieß ich auf. Mit großer Aufregung saß ich vor dem Bildschirm und las immer wieder die Worte. Da stand zwar immer noch nichts von einem »Dulcedo«, aber Schiffbrüchige hatten ganz sicher etwas mit einer Insel zu tun! Hastig klickte ich auf den nächsten Link, ebenfalls einen Ausschnitt aus dem gleichen Zeitungsarchiv:

Schiffbrüchige Familie überlebte 15 Jahre auf einer Insel!

06. Juni 1994, T. H.

Neue Information über die dramatische Rettung der schiffbrüchigen Familie vor einigen Tagen (wir berichteten): Nach eingehender Befragung der Überlebenden konnte ermittelt werden, daß die Familie laut eigenen Aussagen mehr als 15 Jahre auf einer unbewohnten Insel im Ozean überlebt hatte, nachdem sie dort gestrandet war. Die Kinder seien erst 1 Jahr nach Ankunft auf der Insel geboren worden; sie wären also nie zuvor mit der Zivilisation in Kontakt gekommen! Trotz ihrer Abgeschiedenheit hätten sich die Kinder, mit den seltsamen Namen »Regulus« (ein Junge) und »Præcipua« (ein Mädchen), gut entwickelt und würden sprachlich und sozial Jugendlichen gleichen Alters in keiner Weise nachstehen. Wie uns der zuständige Arzt bestätigte, fielen die beiden

sogar durch ihre außergewöhnlichen mentalen und körperlichen Fähigkeiten auf. Die Küstenwache konnte inzwischen rekonstruieren, daß die aufgenommene Rettungsinsel zu einem Frachter namens Orpheus gehörte, der aus unbekanntem Gründen im August 1991 gesunken war. Der gerettete Familienvater dementierte die Zugehörigkeit zur Besatzung der Orpheus; die Rettungsinsel sei nach dessen Untergang an der Insel angespült worden. Richtig ist stattdessen, so H. Miller weiter, daß er und seine Frau ehemals Teil der Besatzung der Melissa waren. Von Dutzenden Überlebenden seien sie die letzten Überlebenden gewesen. Wir werden natürlich weiter berichten.

Das klang ja noch fantastischer als der Artikel zuvor! Auch wenn die Zeitung selbst nur bruchstückhafte Informationen offenbarte, und auch der Autor nicht viel mit seriöser Berichterstattung zu tun zu haben schien, so hatte ich doch Blut geleckt. Nun wollte ich einfach alles über diese Familie erfahren, und natürlich ihr Leben. Denn zunächst war es nicht ihr Überleben an sich, das mich begeisterte, sondern vielmehr der Ort, von dem sie stammten; der Insel, auf der die Kinder ihr ganzes Leben verbracht hatten. Eine Insel, die offenbar so isoliert liegt, daß selbst zwei Schiffsunglücke ungeklärt bleiben und man wenigstens 15 Jahre abgeschieden leben kann!

Noch bevor ich mich dem dritten verlinkten Artikel zuwendete, schlug ich die beiden genannten Schiffe nach. Über

die *Orpheus* war nicht viel in Erfahrung zu bringen, außer daß es sich um ein seit 1991 verschollenes Frachtschiff handelte, bei dem auch der Verbleib der 25 Besatzungsmitglieder ungeklärt blieb. Der Frachter war bei seinem letzten Funkkontakt auf dem Weg von Feuerland nach Häfen in Neuseeland. Über die *Melissa* ließ sich mehr zusammentragen; die Vermißten zu ehren, hatte die zuständige McDowell-Reederei eine eigene Informationsseite veröffentlicht, auf der allerlei stand, v. a. Fakten. Demnach lief das kleine Kreuzfahrtschiff *Melissa* im Frühling 1978 unter der Leitung von Kapitän R. Slater aus und geriet vermutlich nur zwei Tage nach dem Ablegen in einen schweren Sturm, der zur Versenkung des Schiffes führte. Die Suche nach den über 100 Vermißten hatte man nach knapp drei Wochen eingestellt, ohne daß Leichen oder Trümmer gefunden worden sind. Man ging davon aus, daß alle bei dem Unglück starben, was insofern bedauerlich war, da es sich um eine Gruppe sehr junger Menschen handelte.

Schließlich kam ich auf den dritten Link zurück und las auch diesen archivierten Zeitungsartikel:

Überflieger mit Widersprüchen

Ein Kommentar von T. H., 4. Dezember 1994

Kein Intelligenztest hält ihnen stand: Nicht nur durch ihre bemerkenswerte Herkunft beeindruckt die Geschwister Regulus und Præcipua der vor gut einem halben Jahr geretteten »Insel-Familie« (wir berichteten), sondern auch durch ihre überragende Intelligenz und die einzigartige Gesundheit. Aus diesem Grund beschäftigen sich derzeit eine

Gruppe von Medizinerinnen und Psychologinnen mit den beiden »Wunderkindern« in der Arbeitsgruppe um Dr. Hazel nahe dem Ort Bottrichthal. So bemerkenswert die Fähigkeiten der beiden Kinder auch sind; die Eltern verstricken sich bei ihren Aussagen in immer weitere Widersprüche. So etwa läßt sich die von ihnen beschriebene Insel auf keiner Karte lokalisieren, weder auf Seekarten noch Satellitenbildern. H. Miller und seine Frau J. Rogers beteuern zwar immer wieder, daß sie aufgrund nicht vorhandener navigatorischer Kenntnisse die Lage der Insel nicht genauer beschreiben könnten; trotzdem würde ein Beweis ihrer Herkunft ihrer Glaubwürdigkeit guttun. Unzweifelhaft bleiben indes ihre detaillierten Kenntnisse über die Vermißten der Melissa-Tragödie, desjenigen Schiffes, das sie nach Beschädigung in einem schweren Sturm eigenen Aussagen mit Rettungsbooten verlassen mußten. Dutzende von Angehörigen der totgeglaubten Melissa-Passagiere belagern die Unterbringungseinrichtung der Familie, um sich Gewißheit über den Verbleib ihrer Familienmitglieder und Freunde zu verschaffen. Immer wieder greift die lokale Polizei ein, um die ungeordnete Menschenmasse zu beruhigen. Ob letztlich jemals geklärt werden kann, was tatsächlich mit den Melissa-Überlebenden geschehen ist und ob die Berichte der Familie über ihr Inselleben der Wahrheit entsprechen,

bleibt abzuwarten. Eines steht jedenfalls fest:
Regulus und Præcipua werden noch Großes
vollbringen.

»Und ich habe noch nie von ihnen gehört?« dachte ich mir. Das müssen ja geradezu Übermenschen sein, die das Inselleben aus ihnen hervorgebracht hat! Als nächstes wollte ich unbedingt ein paar Bilder von diesen Leuten sehen und schlug die Namen nach. Aber ich wurde nicht fündig, meine Mittagspause war ohnehin beinahe zu Ende.

Auf dem Weg zurück ins Kaufhaus fiel mir ein, daß mich einer der Namen, die ich zuletzt nachgeschlagen hatte, an etwas erinnerte. »Regulus« – hieß so nicht ein Stern im Sternbild Löwe? War das nicht sogar der Hauptstern? Und mir fiel weiter ein: Wer seinen Sohn nach einem Stern benennt, der muß sich doch zwangsläufig etwas mit dieser Materie auskennen, nicht wahr? So bemerkte ich, daß die Eltern zwar gegenüber der Öffentlichkeit angaben, nichts über die genaue Position der Insel zu wissen; aber galt das auch für deren Kinder? Könnte sich nicht jemand mit elementaren astronomischen Kenntnissen – jemand, der sogar den Hauptstern im Löwen kennt – nicht auch daran erinnern, wie man nach Sternen navigiert? Oder im Umkehrschluß – wie man seine geographische Position nach Anordnung der Sternkonstellationen über sich ermittelt? Ich stellte mir vor, daß der Sternenhimmel über einer so abgelegenen Insel mitten im Meer geradezu atemberaubend sein müsse.

Am Abend begab ich mich wieder ins Obergeschoß meines Arbeitsplatzes und nahm auf der freien Couch Platz. Diesmal schmökerte ich nicht nur einfach so zwischen der Literatur umher, sondern hatte ein bestimmtes Ziel. Ich

legte mir alle relevanten Atlanten und Karten in Stapeln zurecht und sah sie nacheinander nach dem Begriff »Dulcedo« durch. Nach einer Stunde war ich fertig und sah mich erfolglos vor einem Haufen aufgeschlagener Bücher. Vielleicht ist diese Insel einfach nur zu klein?, dachte ich und wühlte mich unkontrolliert durch die Atlasbilder. Sie zeigten mir den Südpazifik, dort, wo man am ehesten die Lage von diesem Eiland zu erwarten hatte. Aber bis auf die bekannten Inselgruppen wie Mikronesien und natürlich der Touristenmagnet »Osterinsel« gab es dort keinen Punkt mit dem gesuchten Namen. Allerdings machten die generell weitläufige Verteilung der teilweise winzigen Inselchen und Atolle die heute noch unbekannte Lage von Dulcedo nicht unwahrscheinlich. Schiffe könnten seit Jahrhunderten daran vorbeigefahren sein, sofern die Insel nur flach genug über der Wasseroberfläche am Horizont verborgen bleibt. Und obwohl wir heute den gesamten Planeten mit Satellitenfotos abgedeckt wissen, bin ich mir nicht ganz sicher, ob man die fotografische Kartierung aus Zeit- und Relevanzgründen über ozeanischer Wasserfläche nicht doch aussetzt, oder wenigstens nur in niedrigauflösenden Stufen fotografiert. Eine Insel von, sagen wir, unter zwei Kilometern Ausdehnung könnte dann schnell übersehen werden oder würde auf Satellitenbildern gar nicht herausklaren! Nur wie konnte man die Insel dann finden? Bestand dafür überhaupt eine Chance?

Erschrocken fuhr ich auf und stellte mich selbst infrage: Gesund ist sicher jeder Eifer um ein interessantes Wahrnehmungskonstrukt. Aber was bezweckte ich wirklich? Wieso ergab ich plötzlich all meine Aufmerksamkeit diesem Szenario um die geheimnisvolle Insel und diese Familie?

Sogleich lehnte ich mich zurück und dachte etwas nach, dann fiel es mir auf: Es war der innere Impuls zur Flucht dieser mißfallenden Gesellschaft zu entkommen! Nur daß ich zuvor keinen Ort wußte, an dem ich auch von der letzten voreingenommenen, in gesellschaftlicher Hinsicht verdorbenen Struktur bewahrt geblieben wäre. Eine Insel mitten im Ozean, die weder jemand kennt, die noch nicht einmal von Satelliten detektiert wird und auf keiner Karte zu finden ist – wäre das nicht der richtige Ort, um seinen Traum zu leben?

In diesem Moment beschloß ich, »Experte« für das ganzheitliche Dulcedo-Phänomen zu werden und mir alles nur Wißbare darüber anzueignen. Sodenn könnte ich jemand werden, den man einmal über sein Lebenswerk befragen wird und ich antworte, daß ich mich schon »seit vierzig Jahren dem Thema widme und es keinen größeren Kenner der Sachlage gebe«. Wenn ich Glück hätte, würde es zu keiner Gelegenheit kommen, mir eine solche Frage zu stellen. Doch zunächst mußte die Insel gefunden werden.

Gegen Mitternacht trat Jolene an mich heran, fast genauso heimlich wie beim letzten Mal. Und wieder schaute ich erschrocken in die Dunkelheit. Diesmal setzte sie sich gleich neben mich und schaute verwundert auf die aufgeschlagenen Atlanten.

»Hi. Was machst *du* denn?« begrüßte sie mich.

Und ich lehnte mich verspannt zurück und fuhr mir mit der Hand durch mein ermüdetes Gesicht: »Kennst du das auch, wenn dich etwas packt und dann kannst du dich nicht mehr abwenden?«

»Sicher.«

Wir schauten einander an, weil ihre Zugabe meiner Frage

uns nicht weiterbrachte. Ich verwies mit der flachen Hand auf meine Studien und machte dabei ein Gesicht als wollte ich sagen: »Verstehst du es immer noch nicht?«

»Dulcedo«, stöhnte ich schließlich, ohne mich nach vorn zu beugen. Und jetzt verstand sie es.

»Oh Mann. Da habe ich aber was angerichtet. – Du wolltest Dulcedo auf der Karte finden?« Ich nickte.

»... Habe mich gestern schon etwas im Internet darüber informiert und bin ... fasziniert. Von der Philosophie, der Grundidee des Ganzen. Ein Ort ohne wesentliche Bindung; entkoppelt von der Welt sozusagen«, fügte ich ergänzend hinzu.

»Dein entmutigter Blick zeigt mir, daß die Insel auf den Karten nicht zu finden ist, oder?« Abermals nickte ich mit beinahe verschlossenen Augen.

»Auch sonst gibt es nur recht dürftige Informationen über diese Familie, die gerettet wurde.«

»Præcipua und ihr Bruder? Und die Eltern?«

»Du kennst ihre Namen?«

»Natürlich! Irgendwo her hatte ich doch das Sprichwort. Erinnerst du dich nicht?«

»Richtig, richtig.«, stellte ich fest: »Und woher hast du nun von Dulcedo erfahren?«

»Na ja, das war so. – Ich ging damals noch zur Schule, war zehn oder elf Jahre alt. Da schaute ich im Fernsehen eines Abends eine derjenigen seltenen Reportagen, die sich mit der Aufklärung eigenartiger Phänomene auf der Welt beschäftigen. Solche Reportagen, von deren Inhalt meist nur der eine Journalist involviert ist, der die Schau zusammengestellt hat. Jedenfalls ging es dieses Mal um Menschen mit besonderen Fähigkeiten; Menschen, die im Kopf riesi-

ge Summen rechnen oder Faktoren zerlegen können und so. Und irgendwann wurde dieses Interview mit Præcipua eingeschaltet. Ich erinnere mich noch genau daran, denn ich war ziemlich beeindruckt von ihr. Man stellte sie vor als eine junge Frau, die auf einer Insel aufgewachsen war. Und trotzdem sprach sie unsere Sprache wie jeder andere. Einige Jahre hatte sie wohl mit dem Studium gewaltigen Wissens aus Naturwissenschaften, Medizin, Literatur und anderen Bereichen zugebracht und hin und wieder revolutionierte sie die Fachwelt mit ganz neuen Gedankengängen. Wie sie selbst sagte, »ordnete ihr Gehirn alle assimilierten Informationen zu noch nicht berücksichtigten Zusammenschaltungen, was im Entwurf einzigartiger Hypothesen und Erfindungen resultierte«, oder so ähnlich. Mehrere Psychologen hatten ihr wohl eine abnorme Intelligenz bescheinigt, worauf sie von Journalisten angesprochen wurde. Und genau hier beeindruckte mich dieses Wesen: Denn sie gab nicht viel auf diese Einschätzungen, blieb lieber bescheiden im Hintergrund. Das könnte einer der Gründe sein, warum fast niemand etwas von dieser Familie weiß.«

»Und die Insel? Sagte sie, wo sie liegt? Oder wie sie dort gelebt haben?«

»Nein, nichts dergleichen. Aber am Ende des Interviews gestand sie ein, daß sie sich etwas einsam fühlte, und zwar *so einsam wie auf Dulcedo*. Und dieser Satz war es, der mir bis heute in Erinnerung geblieben war.«

»Wahnsinn. Totaler Wahnsinn. Ich gebe zu, daß ich einigermaßen aus dem Häuschen bin. Irgendwie erregt mich das ganze Drumherum so sehr, daß ich mir diese Insel am liebsten selbst mal anschauen würde.«

»... Hatte ich auch schon dran gedacht«, schmunzelte sie.

»Wer will nicht auf eine tropische Insel, am Strand liegen, unter Palmen? Die Sonne auf den Bauch scheinen lassen, blaues warmes Wasser ... «

»Nur geht es mir um die Einsamkeit!« – Fast schon schämte ich mich für diesen Satz. Die Gier zu wissen, brannte schmerzhaft. Wo war nur diese Insel? Und könnte man wirklich zu ihr gelangen? Hatten das schon Leute versucht und sind daran gescheitert, weil es niemand weiß? Oder weil die Familienmitglieder gar nicht mehr leben? Da müßte doch mehr herauszufinden sein!

»Tut mir leid, Jolene. Ich bin nur etwas betrübt, weil ich wieder mal nicht das bekomme, das ich will.«

»Geht uns allen so, Sully«, konterte sie flapsig.

»Und wenn ich sie nun doch finde?«

»Die Insel?« Wieder ein Nicken. »Was soll dann sein? Würdest du wirklich zu ihr reisen? Hast du überhaupt ein Boot?« grinste sie, aber mir war es ernst.

»Sind nicht so viele Träume schon vorher zum Scheitern verurteilt, weil wir uns einfach nicht *trauen* sie in Angriff zu nehmen? – Bedenke nur: »Flugzeuge werden niemals fliegen; sie müssen ja leichter sein als Luft!«

Jolene hatte das verstanden und unterließ ihr Grinsen.

»Du willst wirklich da hin, nicht wahr? Hält dich überhaupt etwas in diesem Leben? Ich meine, ich kenne dich erst einen Tag, also im Grunde gar nicht. Ich weiß nichts über deine Vergangenheit oder deine Absichten. Aber ich glaube, du meinst es ernst. Und das sollte mir angst machen.«

»Tut es das denn nicht? In den letzten Stunden habe ich selbst Angst bekommen.«

»Daß Dulcedo gar nicht existiert?«

»Nein, *daß* es existiert und ich eines Tages an diesem

Strand sitze und meine Füße im blauen Wasser bade. Und daß ich endlich das bekommen habe, das mir zusteht.«

Jolene konnte mir verständlicherweise nur teilweise folgen; sie wußte ja nun wirklich nichts von mir und meiner Emanzipation, für meine Ziele über Leichen zu gehen. Vor allem dann, wenn man nichts zu verlieren hat.

Noch nie habe ich darüber nachgedacht, ob meine ausgesprochenen Gedanken und Träume jemanden ängstigen oder einschüchtern könnten. Oder ob sie den Effekt erwirken, mich wie einen Psychopathen erscheinen zu lassen. Wie auch immer, ein bedachter Geist würde sich meine Ausschweifungen zunächst urteilsfrei anhören, und mich erst anschließend zurechtweisen oder sogar mit mir übereinstimmen. In so einem Moment kann man recht sicher sein, einen guten Freund gefunden zu haben.

»Ich weiß, weshalb du gerade schweigst«, sprach mich Jolene an: »Du denkst genau das gleiche, das auch ich schon oft gedacht habe – besser schweigen, als jemanden zu vergaulen. Ist es nicht so?« Ich starrte weiter auf die Sitzfläche der Couch. »Auch ich neige manchmal dazu, in Schwall meines Geredes so ausführlich zu werden, daß sich Teile meiner Gedanken plötzlich auf der Zunge wiederfinden. Aber dann ist es meist zu spät und ich gerate unter Gelächter oder mitleidige und schräge Blicke. Und du bist auch so jemand!«

»Was soll ich dir sagen?« sah ich endlich auf.

»Lasse uns zunächst einem ganz simplen, erheiternden Gedanken widmen; sag mir einfach, daß du mich mitnehmen würdest nach Dulcedo.«

»Würde ich bestimmt! Aber vielleicht ist das alles nur ein Traum; ein alberndes Gedankenrad, ohne Start und

ohne Ziel. Was wenn wir hier *Atlantis* suchen und trotz der geheimnisvollen Atmosphäre deutet die Vernunft darauf hin, daß ein damit zusammenhängendes Unterfangen nicht nur Zeitverschwendung sein mag?«

»Ein befreiendes, beruhigendes Gedankenspiel soll Zeitverschwendung sein? Was wenn *unsere Leben* eine Zeitverschwendung sind, da wir ihnen nicht höhere Aufgaben stellen? Glaubst du, ich will bis zu meiner Rente da unten an der Kasse stehen?« Ich verkniff mir die Bemerkung, daß sie als junges Ding leicht beeinflussbar sey; und daß sie eventuell jedem folgte, der ihr ein Abenteuer dieser Art anböte. In dieser Sekunde fühlte ich mich wie ein Sektenführer, gerade im Begriff, eine neue Religion zu umreißen und bereits den ersten willenslosen Jünger gefunden zu haben. Aber das lag nicht in meiner Absicht! Weder wollte ich etwas anführen, noch jemanden beeinflussen. Und dann beschäftigten mich noch die Zweifel über die bloße Existenz der Insel. Ebenso gut hätte ich eine Reise zum Mars planen können; sie würde am Ende doch nur als lose Skizzen-Sammlung in einer gut behüteten Schublade enden. Aber das wollte ich nicht beantworten, ehe ich nicht weitere Informationen zusammengetragen hätte.

Ohne Jolenes letzte Frage mit einer Antwort zu entsprechen, legte ich die Literatur zurück ins Regal und machte mich nach kurzem Abschied auf den Heimweg. Auch sie sagte nichts mehr, obwohl ich nicht darüber nachdenken wollte, ob sie das tat, weil sie mich verstand oder nicht verstand. In der folgenden Nacht träumte ich fürchterlich, aus der Ahnung heraus, mich bald einem Thema zu widmen, das schnell mein ganzes Leben verändern konnte und vielleicht auch zu einem vorzeitigen Ableben führte. An-

dererseits wäre das kein großer Unterschied zu meinem derzeitigen Wert. Schlaflos stellte ich mir vor, welches irrealen Hobby ich mir zumuten würde; daß ich vielleicht nie akzeptieren könnte, daß es die Insel doch nicht gibt und mich mein Ehrgeiz kaputtmacht. Schließlich könnte ich wie die ganzen Spinner enden, die sich der lebenslangen Jagd nach dem Yeti oder dem *einen* Foto eines Außerirdischen hingeben. Und hin und wieder, verstreut zwischen meinen dominanten Zweifeln, roch ich diesen flüchtigen Hauch an Hoffnung, daß sich die Hingabe doch lohnen könnte.

5 Neue Wege

Am Tag darauf machte ich mir klar, daß ich mit dem Studium gedruckter Atlanten oder Satellitenbilder niemals herausfinden konnte, wo dieser besondere Ort liegen würde, zu dem es mich so sehr hinzog. Erstaunlich daran ist, daß die bloße Legende dieser Insel eine Form der Sehnsucht in mir weckte, die sonst nur jenen anheim wird, die an so einem Ort wirklich schon einmal gestanden haben. Alles andere wäre reiner Gutglauben an eine ungeschehene Tat; ein drängelndes, zersetzendes Phantom im Geist.

So nahm ich einige Tage Urlaub, um mich vom wahren Umfang dieses Mythos zu überzeugen, oder letztendlich aufgeklärt zu werden, daß nicht so viel wie erwartet dahintersteckte, oder sogar, daß nicht mehr in Erfahrung zu bringen sei, als meine größten Anstrengungen erlaubten. Die neuen Namen von Personen und Orten zur Hand genommen, recherchierte ich weiter von meinem Platz im Internetcafé und erfuhr so mehr um die einstigen Leben,

von deren Existenz heute kaum noch einer weiß, geschweige denn sie glaubt.

Schach mit den Meistern

12. April 1995, T.H.

Das anlässlich einer Wohltätigkeitsveranstaltung arrangierte Treffen der weltweit besten Schachspieler ruft auch dieses Jahr alle Gelegenheits- und Turnierspieler auf den Plan, sich mit den Besten der Besten zu messen. Letzten Montag kamen dazu die Weltranglisten-Führer im Schach am Ulrichshausener Gemeindehaus zusammen, um sich vorzustellen und den Amateur-Spielern entgegenzutreten. Neben dem 23jährigen Belgier Flamius Chadeur überraschte insbesondere der Besuch von Regulus, der in den vergangenen Monaten vor allem deshalb Bekanntheit im Kreis der Schachspieler erlangte, insofern er die gängigen Schachprogramme, die sonst nur zur Demonstration der Kapazitäten und Fähigkeiten moderner Rechnercluster angefahren werden, in wiederholten Partien ungeschlagen besiegte. Obwohl sich Regulus nach wie vor offiziellen Schachmeisterschaften enthält, wird er von Experten weiterhin als der vielleicht beste Spieler der Welt eingeschätzt. Eine Analyse seiner Strategie verrät nichts über seine Methode, die er – wie er selbst beschreibt – »durch Verbindung zweier Gehirne zu einem«

erreicht. Die Gegebenheit, sich in zweierleiweise zu teilen und gegen sich selbst zu spielen, so Regulus weiter, führte zur Ausbildung zweier separater Persönlichkeiten in ihm, deren Interaktion (Spieler und Gegenspieler) ihm helfen, die Züge eines beliebigen Gegners vorauszusehen und entsprechend zu reagieren. Das ist insofern bemerkenswert, als daß er wie die wenigsten Spieler auf bedeutende Züge wie Rochaden verzichtet. Nichtsdestotrotz ist Regulus ein gern gesehener Gast und auch dieses Jahr wird er die Amateure und Jugend-Mannschaften willkommen empfangen.

Diese seltenen, verstreuten Hinweise fand ich über eine Suche nach dem Namen »Regulus«, der sich offenbar häufiger in der Öffentlichkeit zeigte als seine Schwester. Trotz seiner offenkundig überlegenen taktischen Denkweise schien mir doch Præcipua die zwar weniger auffällige, aber doch wirksamere Person dieses Geschwisterpaares zu sein. Wenn jemand die Position der Insel kannte, dann traute ich es letztlich nur ihr zu.

So sehr ich meine Suche auch ausdehnte, so wenig entdeckte ich über die weiteren Hintergründe der Familie: keine Angaben über Wohnorte, sowohl von den Kindern als den Eltern; ebensowenig über ihre Aktivität im öffentlichen Leben. Alles wirkte weitgehend abgeschottet, nur wenig war an die Presse gelangt. Wenn es nur wenigstens ein Bild von den Geschwistern gäbe, dann könnte ich in deren Augen sehen, wie nahe ich ihnen tatsächlich stehe.

War hier erfolgreich die Verschleierung dessen gelungen,

das aus den einzigartigen Geschwistern an Talenten hervortreten wagte? Wie auch immer, es fanden sich keine detaillierten Angaben über ihre tatsächliche Herkunft – eine nachvollziehbare Information über die Lage dieser Insel (vom Weg sie zu erreichen ganz zu schweigen). Aber immerhin gab es eine Menge Querverweise auf diesen Dr. Hazel und seine Forschungsgruppe in Bottrichthal. Wenn sich diese Leute letztendlich monatelang mit den Wunderkindern beschäftigt haben, wäre es dann nicht auch wahrscheinlich, daß sie von der Insel wissen?

Am Abend traf ich mich abermals mit Jolene und berichtete ihr von meinen ermutigenden Fortschritten. Sie hörte mir uneingeschränkt und interessiert zu. Sie fragte mich sogar, wie sie sich nützlich machen könne, die notwendigen Informationen zu beschaffen, aber ich lehnte das zunächst ab. Erst einmal hätte ich mir selbst über ein paar Dinge klar zu werden, gestand ich ihr, ehe ich mich in das »nächste große Abenteuer meines Lebens« stürzen dürfe. Das verstand sie offenbar sehr gut.

Was trieb diese Familie an, was hielt sie zusammen?, stellte ich mir vor dem Zubettgehen die Frage. Wäre es etwas, das ich auch einmal hatte? Oder etwas, das ich niemals verstehen könnte, auch wenn ich zehn Jahre darüber grüble? Unterscheidet mich irgendetwas von Regulus – bis auf seine Fertigkeiten im Schach? Fühlte er sich ebenso einsam, als er von der Insel in die Zivilisation kam, so wie ich mich einsam fühlte, als ich aus der Fabrik trat und nach Hause ging? Unterschied sich nur unser Name und waren wir doch gleich? Schließlich stellte ich die richtige Frage: Wüßte ich von einem Ort unerreichter Abgeschiedenheit und wüßte ich auch darum, daß die Menschen diesen Ort niemals oh-

ne meine Zustimmung oder Hilfe finden könnten – würde ich ihn niemals nennen oder einen Weg finden, die Insel doch irgendwie erreichbar werden zu lassen, auch über meinen Tod hinaus? Würde ich eine Brotkrumen-Spur legen zu diesem bestgehüteten Geheimnis; dergestalt verschlüsselt, daß nur Personen rechten Gewissens das Rätsel entziffern können? – Ich würde!

Dieses neue Hobby lenkte mich enorm von meiner eigentlichen Anstellung ab, der ich mich fortan nur noch halbherzig hingab. Jede freie Minute verbrachte ich stattdessen im Internetcafé, um weitere Informationen zusammenzutragen; um zu einem »Experten« zu werden.

Beinahe jede Nacht saß ich in der Bücherecke und erwartete Jolene. Dann tauschten wir unsere Informationen aus: Ich erzählte ihr von den bruchstückhaft verteilten Informationen aus den Zeitungsartikeln; sie berichtete mir von ihren Fortschritten bei der Durchsicht alter Kartenwerke. Einige Zeit zuvor waren wir nämlich übereingekommen, daß jeder auf seine Weise nach Hinweisen zur Enträtselung dieser geheimnisvollen Familie suchen sollte; diese Familie zu verstehen, die so lange auf einer Insel gelebt hatte, von der niemand etwas zu wissen schien, außer den Rückkehrern selbst.

»Die Karten des 18. Jahrhunderts waren schnell durchgesehen, wenn man sich nur auf den südpazifischen Raum konzentriert. Jedoch, mit Ausnahme einiger verzierender Motive, enthalten diese alten Karten keine anderen Informationen als moderne. Keine abgelegenen Eilande, keine Hinweise auf vollkommen unbewohnte Inseln abseits der häufigen Schifffahrtsrouten. Morgen nehme ich mir die Karten aus dem 19. Jahrhundert vor, sofern die Bibliothekarin

noch nicht genervt ist.«

»Gut«, sprach ich, »Und ich sehe weiter die archivierten Zeitungen aus dieser Zeit und um diese Ortschaft herum durch, nach weiteren Interviews oder Kommentaren, die sich mit dieser Familie befassen. Bislang auch nichts Neues. Seit vier Tagen mache ich keine Fortschritte, und es scheint, als hätte ich alle Informationen zusammengetragen, die es hierzu gibt.«

»Du meinst, du hast zusammengetragen, das sich über das Internet erschließen läßt!« korrigierte mich Jolene. Und abermals bemerkte ich ihre so liebenswerte Keckheit. Vielleicht, dachte ich, können wir (ältere Menschen) nur deshalb so selbstsicher mit den jungen Leuten sprechen, weil wir im Inneren die Bewältigung der Fehlbarkeit wiedererkennen, die wir in der eigenen Jugend selbst alle durchgemacht haben?!

»Recht hast du. Aber wie verfahren wir weiter? Man müßte direkt vor Ort und mit den Menschen sprechen, die diese Familie kennen.«

»Ist nicht sogar anzunehmen, daß die alle noch leben? Oder wenigstens die Kinder?«

Und auch damit hatte Jolene recht: Solange war das noch nicht her; Regulus und Præcipua mögen tatsächlich noch am Leben sein! Hätte man sie ausfindig gemacht, sollte die gewünschte Information nur eine Frage von Überzeugungskraft sein. Oder dachte ich zu naiv? —

»Hallo, mein Name ist Sucellus. Wir haben gehört, daß Sie von einer einsamen Insel kommen. Sie wissen nicht zufällig noch, wie man dorthin kommt?!« – Was ich mir darauf selbst antworten würde, gefiele bar jeder annehmbaren Würde. Und wenn auch die Kinder einige Zeit in »Bottricht-

hal« zugebracht haben, werden sie heute, mehr als 30 Jahre später, wohl kaum noch dort sein. Trotzdem war es eine Chance. Ich teilte meine Gedanken mit Jolene.

»Sully, glaubst du wirklich, daß wir es schaffen können? Oder ist das nur ein Traum?«

Ich wartete einen Moment mit meiner Antwort: »Früher dachte ich wie du: Den Kopf voller großer Träume, aber kurz vor deren Durchführung scheiterte es an meinem Willen; an meinem klaren, harten, brennenden Willen, der eine Wand durchstoßen wird, und nicht nur dagegen lehnt. Ich träumte von einer Weltreise in alle großen Hauptstädte der Welt – 14 war ich da –, ganz allein, nur einen Rucksack und einen Wanderstock bei mir. Schlafgelegenheit und Essen wollte ich unterwegs finden, Freunde und Erfahrung ebenso. Aber über mehr als das ist es nicht hinausgegangen. Nun bin ich schon ein paar Jahre älter als du, Jolene, und ich habe festgestellt: Meine Zeit läuft ab.«

»Du bist doch kaum 30!« Wohlwollend nickte ich.

»Das mag sein. Aber ich habe eine wechselhafte Vergangenheit. Ich bin kein Mann mit vielen Geheimnissen; dafür aber umso tieferen. Und ich weiß, daß wenn ich hierbleibe, dann gehe ich zugrunde. Also greife ich nach der kleinen Chance, aus dieser Welt zu entkommen, um den Rest meiner Tage in Harmonie und Seelenfrieden zuzubringen. Wer mich kennt, weiß, daß ich mir den Anspruch darauf (und nichts anderes) verdient habe. Wer mich weiter kennt, sieht mich als ruhelosen Geist innerhalb der Beschränkungen unseres Staates; ich bin unsichtbar, und wenn ich sterbe, interessiert das niemanden. Warum dann nicht vorzeitig ein Leben anstreben, das mich von denen fortbringt, die mich sowieso nicht achten? Verpflichtungen kenne ich längst

nicht mehr, keine Bindung an Arbeit oder Familie. Seit Kurzem folge ich allein meinem Streben, keiner Gesetzmäßigkeit.«

»Deine Vergangenheit kenne ich tatsächlich nicht, vielleicht ist sie mir auch nicht wichtig, jetzt wo ich deine Gegenwart kenne. Aber weshalb bist du dann nicht schon früher abgehauen?« gierten ihre neugierigen Augen und ich fühlte, wie sie sich mehr und mehr mit mir identifizierte.

»Weil ich mich nur im Kreis gedreht hätte; weil jedes Ziel meiner Ausreise genauso gewesen wäre wie der Ort meiner Herkunft; voller Menschen, denen ich gleichgültig bin.«

»Und nun gibt es dieses Dulcedo, ich verstehe. Und du klammerst dich an diesen Gedanken«, stellte sie nüchtern fest.

»Wie du das sagst, klingt das, als würden wir wirklich nur von einem Mythos sprechen; von der Reise zur *Stadt aus Gold*, die auch noch nie auf irgendwelchen Satellitenbildern aufgetaucht ist. Aber diese eine Insel könnte es tatsächlich geben! Ihre Winzigkeit erklärt ihre kartographische Unbekanntheit! Auch heute noch werden abgelegene Eilande entdeckt. Dulcedo, ja, das könnte Wirklichkeit sein! Und ich bin mehr als bereit es zu versuchen!«

»... Die Insel zu erreichen?«

»Obwohl ich soweit in meiner Planung noch nicht bin ... – ja. Trotzdem brauchen wir vorher eine Koordinate, die sich ansteuern läßt; auf die ich meinen Zeigefinger in einer beliebigen Pazifik-Karte setzen kann. Und genau hier kommen wir im Moment nicht weiter.«

»... Wenn ich doch nur deine Überzeugung hätte, Sully. Ich will ja auch weg, aber ... habe Angst.«

»Siehst du: Jetzt bist du ganz genauso wie ich, als ich

damals 14 Jahre alt war.«

»Und wenn das alles nur ein Traum ist? Und die Insel und die Familie nur ein Schwindel?«

»Dann wird es ein Traum bleiben. – Wenn wir *davon* ausgehen, werden wir über das Hobby nie hinausgelangen! Und jetzt stelle dir einmal vor, wir stünden eines Tages wirklich am Strand dieser Insel und blickten auf das Meer hinaus; und im Rauschen der Brandung würden wir lachen und uns Geschichten erzählen, wie viele Zweifel uns damals, also heute, teilhaftig waren! Ich meine, diese Vision einer Zukunft stärkt mich mehr, als mich jeder Zweifel an meinem Vorhaben schwächen kann.«

»Sollten wir nicht warten, bis ... «

»Ja ja, natürlich! Wir werden den Traum nicht aufgeben, aber trotzdem vernünftig bleiben und alles Schritt für Schritt machen. Es schadet ja nichts, Informationen zu sammeln und klaren Verstandes zu betrachten. Auch wenn sich letztlich herausstellt, daß diese Insel nur erfunden ist. Aber im Moment spricht ebensoviel für ihre Existenz wie für ihre Nicht-Existenz. Also ist meine Entscheidung klar, und wenn es mich das Leben kostet. Nur was du willst, Jolene, das mußt du selbst entscheiden. Das will und kann ich nicht verantworten!«

»Um das zu klären«, rückte sie sich auf der Couch zurecht und blinzelte ins Licht der Straßenlaterne, draußen in der windigen Nacht, »muß ich mich erst selbst vorstellen.«

»Wie meinst du das?«

»Weißt du, was es heißt, eine Frau zu sein? Eine junge, hübsche Frau?« Ich lächelte. »Selbstverständlich weißt du das nicht. Ich wünschte, ich wäre ein Mann«, ermahnte sie mich mit erhobenen Zeigefinger und aufgestellten Augen-

brauen.

»Ich wage mit einiger Sicherheit zu behaupten«, antwortete ich einfühlend, »daß *Mann* zu sein genauso viele Vorteile wie Vorurteile mit sich bringt.« Noch während ich die letzten Worte sprach, schüttelte sie bereits verneinend mit dem Kopf.

»Es geht nicht darum – es wird nie darum gehen. Frauen, besonders wenn sie einigermaßen gut aussehen, kämpfen tagtäglich mit einer Art von ... *Entmenschlichung*.«

»Fühlst du dich denn in meiner Anwesenheit entmenslicht?« fragte ich vorsichtig.

»Nein. Genau deshalb bin ich hier, und bin es gerne.« Ich atmete beruhigt auf und versuchte mich in ihre Lage zu versetzen:

»Stelle ich mir vor eine Frau zu sein, wäre ich wohl ebenso bestrebt, so nett und gelassen zu wirken wie als Mann. So bin ich eben. Doch ich erkenne auch die Schwierigkeit zu erreichen, dabei weder als ›leicht zu haben‹ noch als zu verletzlich oder hilflos zu gelten.«

»Und genau damit hast du ins Schwarze getroffen«, drückte sie unheilbar frustriert aus und Tränen stiegen ihr in die Augenwinkel: »Ich will mich doch einfach nur nützlich machen! Will etwas Nützliches arbeiten und helfen! Anderen helfen! – Mit jedem Männerblick werde ich jedoch ausgezogen und auf ein Sex-Objekt reduziert. Jeden Tag werde ich mehr und mehr entwürdigt, obwohl mir schon ein wenig Respekt reichen würde! Ich will ja keine Anerkennung, keine Bekanntheit, nur die Achtung, die mich würdigt!«

Wir schwiegen ein paar Sekunden und ich erkannte, daß Jolene etwas getan hatte, das sie nie zuvor zu tun gewagt hatte: Sie öffnete sich mir mit der Botschaft, daß ihre Identität

tität verlorengegangen sey; daß sie ausdünnte, ausblaßte; sich nur noch als geschriebener Name auf der Stirn einer Gummipuppe fühlte. Diese Verinnerlichung mußte ihr lange Zeit geschmerzt haben und auch mir tat sie weh. Denn ihre Meinung reflektierte ein unschönes, selten gesehenes Bild auf mich selbst.

»Ist das nicht etwas paranoid, in jedem Mann den Sexbesessenen Feind zu sehen?« fragte ich noch viel vorsichtiger. »Nein! Und das will ich gar nicht weiter diskutieren! Meine Gründe mögen andere als die deinen sein ... – trotzdem will ich einfach nur weg von hier!« Und damit war ihr letztes, beinahe geschrienes Wort gesprochen. Wieder verließ sie mich innerhalb von Sekunden und ich blieb nachdenklich zurück. Keinesfalls sah ich es ihr gram nach; vielmehr bedachte ich meine eigene Anschauung des Schönen und Reizbaren. Meiner Meinung nach ließ es sich bestenfalls für zweifelhaft halten, daß jemand diejenige Person, bei der er seine innigen sexuellen Fantasien auslebte, ernsthaft und aufrichtig im gefionistischen Sinne respektieren könne. Aber das lag nun mal im dualen Wesen des Menschen; des Mannes ebenso wie in dem der Frau. Das sorgte für sexuelle Anziehung zwischen beiden Geschlechtern und für den Streß, der zur Trennung von Paaren führt, damit diese abermals für andere Geschlechtspartner frei seien. Das war eben die Natur und hatte nichts mit Respekt, Vorsehung oder Liebe zu tun.

Am nächsten Morgen war meine erste Begegnung die mit Jolene, die mich bereits vor dem Kaufhaus abgefangen hatte. Sie entschuldigte sich umfangreich für ihr erregtes Auftreten; es habe sich zu keiner Sekunde gegen mich gerichtet, trotz daß ich ein Mann sey. Stattdessen versuchte sie

mich zu versöhnen mit einer Idee, die ihr kürzlich gekommen war; einer gewagten, großen Idee, die unser Vorhaben voranbringen sollte und vielleicht alles zum Guten wenden konnte. Ich möge sie wieder abends an der gewohnten Stelle treffen, sagte sie. Und ich gehorchte voller Ungeduld.

All das wirkte wie eine Droge auf mich: Der erste Kontakt über den Freundeskreis; über jemanden, der wenigstens schon ein bißchen Erfahrung damit hatte. Danachleckte ich Blut und wollte mehr; plötzlich dreht sich alles nur noch darum, wie ich mehr davon bekommen kann. Und obwohl diese »Droge« mit befriedigender Seligkeit auf mich wirkt, schaltet sie doch nicht mein Gehirn in den Leerlauf. Stattdessen füllen sich während des »Rausches« meine Gedanken mit Ideen und ungeahnten Überlegungen; mit Hoffnungen und bereitwilligen Wagnissen, die die Erfüllung meiner innigsten Wünsche bedeuteten. Letztlich hat diese ganz Dulcedo-Sache mit einer Droge besonders gemeinsam, daß ich dem möglichen Verlust meines Lebens mit Gleichgültigkeit begegne.

Zu anderen Zeiten erinnerte mich die Beschäftigung mit dem Geheimnis um Dulcedo mit dem Verliebtsein in meiner Jugend. Da war es so, daß mich auch nur die geringste Aussicht auf ein Abbild meiner Angebeteten, z. B. über ein Klassenfoto, in den Wahnsinn trieb und mich tagelang an nichts anderes mehr denken ließ. Schon damals wäre ich für intimere Informationen über Leichen gegangen, und das hat sich, trotz meiner Adoleszenz, bis heute nicht geändert.

Ruhelos saß ich auf der Couch neben den Bücherregalen, und hatte doch kein Buch aufgeschlagen. Alle paar Minuten schaute ich auf die Uhr, daß sich endlich die begehrte Stunde nähern sollte, in der mir Jolene Neues verkünden wollte.

Denn leider war ich mittlerweile frustriert geworden, da mir keine weiteren Quellen zufielen, in denen ich mich über Dulcedo oder diese Familie belesen konnte. Alle Atlanten waren durchgesehen, das Internet über verschiedene Suchmaschinen nach allerlei Begriffen, Namen und Orten abgesucht worden. Aber mehr als diese Zeitungsartikel schienen es nicht zu geben. Im vertieften Blick stellte ich mir vor, daß sich dahingehend jemand einer Täuschung bemüht haben konnte: War das Dulcedo-Phänomen nur ein fiktives Gedankenspiel, dessen Seriosität durch Zeitungsartikel unterlegt werden sollte? Zunächst wirkte es so, als hätte man meinem und Jolenes Geist, der sich nur um gesellschaftliche Flucht drehte, diesen verlockenden »Dulcedo-Brocken« zugeworfen. Aber wer konnte von unseren Gefühlen wissen, und mehr noch, wozu sollte man uns ködern? Leider stellte ich mir vor, daß wir zufällig auf die real existierenden Dulcedo-Geschehnisse gestoßen waren, da sie uns – genau genommen unsere mentalen Erwartungen – von sich aus ansprachen. Innerlich bat ich um die Richtigkeit der letzten Annahme; die Richtigkeit meines Bauchgefühls.

Zur verabredeten Zeit erschien Jolene – wie immer – aus der Dunkelheit und setzte sich sofort neben mich auf die Couch. Ein wenig überrascht war ich, da sie nichts bei sich zu tragen schien, das mir in meinem Verlangen weiterhelfen konnte. Vielleicht hatte ich damit gerechnet, daß sie eine alte Seekarte mitbringt und mir sagt: »Das Eiland dort könnte es sein!« Was mochte nun ihre »großartige Idee« verheißen, von der sie gesprochen hatte? Ich konnte ihre ersten Worte kaum erwarten.

»Hi Sully!« freute sie mich mit großen Augen an und machte sofort weiter: »Gut, daß du hier bist. – Warum auch

nicht?! – Jedenfalls . . . , ich bin so aufgeregt, und weiß nicht, ob du damit einverstanden bist. Also . . . , ich meine. . . «

Es war nicht zu verkennen, daß sie vor Aufregung gleich umfallen mußte. Und auch mein ungehalten schlagendes Herz verstummte angesichts ihrer Zerrissenheit. Meine Hand legte sich auf ihre, in der Botschaft Ruhe zu vermitteln. »Fang' nochmal an«, sagte ich in gleich klingenden Silben.

»Also ich habe da diese Idee, die für unser Unternehmen vielleicht eine Bereicherung wäre. So eine Idee eben, höre sie dir erst einmal an, und dann entscheiden wir, ok?«

»Nun sprich doch aus deine Idee!«

»Ja. – Ja.« Jetzt war sie endlich beruhigt. »Ich dachte mir, daß unser Vorhaben viel eher Erfolg haben könnte, wenn nicht nur wir beide uns damit beschäftigen.«

»Sondern noch eine Person? Du kennst da jemanden?«
– Das hatte ich nicht erwartet. Und darüber nachgedacht hatte ich erst recht nicht. Derzeit kreisten meine Gedanken allein um das eigentliche Auffinden der Insel, als um die »Anwerbung« weiterer Mitstreiter. Zumal ich mich umso mehr als eine Art »Sektenführer« sah. Werden auf diese Weise Sekten geboren? Aus einem unschuldigen Kern; einer harmlosen, ehrlichen Idee, um die der Fanatismus des Wahrscheinlichen wächst?

»Ihr Name ist Olivia«, unterbrach mich Jolene bei meinen Gedanken und ich hörte ihr zu. »Sie ist eine alte Freundin, die ich schon seit Jahren kenne, aber nur noch selten sehe.«

»Olivia also, hm? Und warum meinst du, daß Olivia . . . Interesse an den Hintergründen um Dulcedo haben wird?« Jolene brauchte nicht lange, um mir das zu beantworten. Ihre Antwort wird ja der Grund für ihren Vorschlag gewesen sein.

»Weil sie genau wie wir ist: Unzufrieden und bereit für alles.« – Daß es jemand so auf den Punkt bringen konnte, hatte ich nicht geglaubt. Aber es stimmte: Ich war unzufrieden und bereit für *alles*.

»Erzähle mir ein bißchen von Olivia. Warum ist sie denn unzufrieden?«

»Sie ... ist ein ausgesprochen sozialer Mensch, der sich gerne in einer Gruppe engagiert. Leider darf sie das nicht allzuoft, sondern ist an Reglementierungen und eingefahrene Verhaltensweisen gebunden. Einmal erzählte sie mir, daß sie gerne ein Geschäft eröffnen würde, bei dem es um den Handel mit Stoffen und Nähmaterialien ginge. Sie fragte in einem ausgesuchten Freundeskreis, d. h. unter solchen, denen sie ein Wagnis zutraue, ob jemand ihr Geschäftspartner werden wolle.«

»Doch alle sagten ab? Nun ja, nicht jeder ist für die Bindung an ein Geschäft zu begeistern.«

»Richtig. Aber es fand sich wohl aus dem Grund niemand, da man sie wegen ihrer ›naiven‹ Idee auslachte und ihr so ein Geschäft nicht zutraute. Jedenfalls vertraten ihre Bekannten die Meinung, daß sich ein auf Textilien versteiftes Geschäft gegenüber den größeren Märkten und Verkaufsstellen kaum behaupten könne. Niemand traute ihr auch nur den ersten Schritt zu.«

»Und was tat Olivia?«

»Sie argumentierte – und das brachte mich erst auf den Gedanken, daß sie die Richtige für uns sey –, daß es nicht darum ginge, ein Geschäft mit Stoffen zu führen. Sondern ein Leben zu haben, das mit dem angefüllt ist, das man am liebsten tut, und dabei nützlich ist. In ihrem Fall wäre das der Vertrieb von Stoffen, ohne von dem Gedanken des

Profits beeinflußt zu sein. Mit anderen Worten, gerade so viel zu verkaufen, wie es zum Überleben reicht, und damit ein sinnvoller Bestandteil der Gesellschaft werden. Letztlich mußte Olivia dieses Vorhaben aber aufgeben und zu all den anderen unerfüllten Träumen ihrer Jugend legen.«

Nun wurde Olivia für mich interessant. Und Jolene hatte das richtig interpretiert: Jemand, den Profit nicht interessiert, der einfach nur nützlich sein will, Sinnvolles tun will – der interessiert auch mich.

»Was tut Olivia derzeit? Lebt sie hier in der Nähe?«

»Ja, in Nehrheim, nur 20 Kilometer von hier. Sie arbeitet in einem Supermarkt. Aber das ist es nicht, das mir leid tut. Sie arbeitet ja gerne dort – eben weil sie sich *nützlich* machen und fühlen kann. Aber sie hat kaum noch Freunde, lebt ein einsames Leben. Ich treffe mich hin und wieder mit ihr, dann reden wir von früher und von diesem Vorhaben, das ihr Leben so lange bestimmt hat und es vielleicht noch immer tut. Ich würde ihr gerne sagen, daß sie nicht immer in diesem Supermarkt gefangen sein wird, weil ich und *ein Bekannter* etwas planen, wo wir ihre Hilfe brauchen könnten. Und möglicherweise endet das auch für sie in einer Art Ersatz für ihr erhofftes Geschäft. Das heißt, eine Arbeit, bei der sie nützlich sein darf, wie sie es sich immer erhofft hat, und dabei neue Freunde findet. Fast wage ich zu behaupten, daß die Suche nach Dulcedo auch den Beginn eines neuen Lebens für sie bedeuten könnte.«

»Dann sag' ihr das, Jolene. Sag' es ihr, und bringe sie demnächst mal mit, daß wir uns kennenlernen können!«

Jolene verbarg nicht, daß sie meine Entscheidung überglücklich machte. Für sie war es wohl eine Art Erfolg oder Sieg, den sie nicht erhofft hatte, ihr dann aber doch zu-

gesprochen wurde. Als würde man die Trophäe für einen Wettkampf überreicht bekommen, an dem man gar nicht teilgenommen hatte. Für Jolene mußte es so aussehen, als setzten sich die Einzelheiten ihres in Puzzle-Teile zerschlagenen Lebens sinnvoll zu einem angenehm anzuschauenden Panorama zusammen. Viele Jahre hatte sie sich selbst versucht, hier und da zwei zusammengehörige Teile zu finden. Und nun half meine Entscheidung ihr beim Puzzeln und gemeinsam fügten wir mehr Teile zusammen, als sie je alleine finden würde.

Auch wenn ich mich in der wenig vorteilhaften Situation des »gnädigen Befürworters« wiederfand – dem Vater, der seinem Kind das Stechen des ersehnten Tattoos erlaubte –, konnte ich doch nicht die Vorzüge dieser neuen Bindung übersehen. Wie auch Jolene hatte ich ein gewaltiges Panorama vor Augen, von dem ich im Moment nur hier und da Details wahrnahm: Am Beispiel des Blicks auf den noch fiktiven Strand von Dulcedo, sehe ich im Moment einen Teil des Meeres, ein Fragment der Brandung, die Blätterspitzen einer Palme. Ich ahne, wohin das alles führt und wie romantisch das Bild nach seiner Fertigstellung wirkt. Aber es besteht noch immer die Möglichkeit, daß sich die fehlenden Bildteile mit sehr unsinnigen und fürchterlichen Motiven auffüllen. Nichtsdestotrotz hatte ich vor ein paar Monaten noch eine leere Tafel vor Augen, auf der das einzige kleine Puzzleteil lag, das ein Segment des blauen Meeres zeigte. Zu dieser Zeit meinte ich zu interpretieren, daß es sich nur um das ewig-dunkle Blau meiner vernichteten Seele handeln könne.

Auch wenn, wider Erwartens, Olivia keine neuen Informationen über Dulcedo zutragen konnte (vermutlich nicht

einmal etwas von dem Mythos und ihren Figuren wußte), würde sie doch eine sinnvolle und höchst willkommene Bereicherung unserer Gruppe und damit Unternehmung sein.

6 Akademiker

Jolene setzte schon bald darauf ihr Versprechen in die Tat um und informierte mich nur Tage später darüber, daß sie mit Olivia über uns gesprochen hatte. Sie betonte, ihr kaum Details genannt zu haben und formulierte es vor ihren Augen so, als würde sie ihr gerne einen neuen Freund vorstellen. Sie willigte ein und so verabredeten wir uns zu einem Essen.

Derweil hatte ich mich weiter damit auseinandergesetzt, Dulcedo irgendwie auf einer Karte zu lokalisieren. Internet und Seekarten hatte ich nach allen Möglichkeiten ausgeschöpft; eine Zeitlang spielte ich mit dem Gedanken, irgendwie direkt mit einigen Meereskundigen – Frachter-Kapitänen, Fischern usw. – in Verbindung zu treten, um diese nach einer Insel meiner Beschreibung auszufragen. Aber das erschien mir letztlich zu kompliziert, außerdem kannte ich niemanden dieses Berufs. Nach erneuter Realisierung meiner Situation und meiner Fähigkeiten erstarrte ich in der Annahme, daß der einzige Weg zur Wahrheit darin bestünde, ein Familienmitglied der Dulcedo-Überlebenden direkt zu sprechen. Sie müßten es ja mit Sicherheit wissen, oder könnten sich wenigstens an Details erinnern, die mir beim Auffinden der Insel nützlich seien. Aber warum sollten sie nicht schon von tausend anderen, der Presse inklusi-

ve, gefragt worden sein, wo dieses sagenhafte, abgelegene Eiland liegt? Hatten die Familienangehörigen von Unwissenheit gelogen, um diesen Schatz, eventuell für sich, vor dem Zugriff durch die Öffentlichkeit zu bewahren? Oder wußten sie es tatsächlich nicht?

Wie konnte ich eines der Familienmitglieder auffinden? Die Namen kannte ich bereits. Aber wo wohnten sie? Lebten sie überhaupt noch? War mit ihnen das Wissen um das letzte Paradies auf Erden erloschen und würde man es erst in Jahrhunderten (zufällig) wiederfinden? Ich fühlte mich mehr und mehr als Archäologe, aber auch als fanatischer Sammler, der mit Recht behaupten wollte, die größte Anhäufung an Fakten zu einem bestimmten Thema zusammengetragen zu haben. Dabei ging es mir nicht darum, letztendlich die unglaublichen Eigenschaften von Regulus und Præcipua anzunehmen; denn, wie man meinen könnte, wuchsen ihre Fertigkeiten ja offenbar aus dem isolierten Inselleben heraus! Wer der Esoterik zugeneigt ist, würde um die Insel eine unsichtbare Aura vermuten, die einem erfrischenden Jungbrunnen gleiche, der Intelligenz und Stärke verleiht. Wissenschaftler würden dagegen an so einem abgelegenen Stück Land dahingehend interessiert sein, die auf Isolation beruhende Entwicklung der ansässigen Lebewesen zu erforschen. Mir selbst ging es allein um die Isolation selbst: Einen Ort, den niemand kannte, befand ich als tausendfach anziehender, als jeden Reichtum oder alles Glück der Welt; mehr noch, an diesem Ort existieren zu dürfen, würde meinem Lebenssinn umfänglich entsprechen!

Neben dem wurde in den wenigen Zeitungsartikel ein »Dr. Hazel« erwähnt, sowie ein Forschungslabor in »Bottichthal«, das sich zumindest eine Zeitlang der Erforschung

der überlebenden Kinder von Dulcedo widmete. Würde ich dort nach so vielen Jahren noch Brauchbares in Erfahrung bringen können? Gab es Aufzeichnungen, die man mir geben könnte oder wollte? Wußte dieser Dr. Hazel irgendetwas Genaues? Und wenn es nur den gegenwärtigen Aufenthaltsort der Kinder betraf? Mir erschien es ganz richtig, daß dies mein nächster Schritt sein mußte. Wenn ich an anderer Stelle nichts weiter erfahren kann, muß ich eben meinen Sichtwinkel verändern, meine vorgefahrenen Ansichten, meinen Glauben. Sogleich faßte ich den Entschluß nach Bottrichthal zu reisen und nahm ein paar Tage Urlaub. Für mich bedeutete das eine vierstündige Zugfahrt und das Überschreiten einer neuen, viel konkreteren Grenze. Was zuvor anonyme Theorie gewesen war, wurde nun greifbar; zu einem ersten Abenteuer.

Wie würde ich auftreten? Ehrlich und nur ehrlich sprechend? Würde man einen solchen überhaupt durch das erste Tor einlassen oder sofort abweisen? Vielleicht sey es besser, sich als Journalist oder andersartig auszugeben, um Eindruck und Ablenkung zu schaffen, die ersten Hürden zu überwinden. Würde sich ein Psychologe wie Dr. Hazel überhaupt täuschen lassen, oder würde man mit Spiel um sein Mitleid erfolgreicher sein? Und was, wenn man mit einer vorsätzlichen Irreführung erwischt wird? Fallen dann alle Pläne zusammen, Dulcedo in den nächsten Jahren zu erreichen? Immerhin wollte ich nicht einfach in eine Bibliothek, um mir ein Buch aus dem Regal geben zu lassen. Sondern ich wollte einen Ort betreten, an den ich weder gehörte noch je gehören würde. An dem ich mich verstellen müßte, um nicht aufzufallen. Einen Ort und eine Person besuchen, die gar nicht mehr existieren könnten. – So viele

Zweifel an diesem einen Besuch und ich glaube noch immer fest daran, Dulcedo zu erreichen?

Zwei Tage später stieg ich vormittags in einen Zug und erreichte ein paar Stunden später den Bahnhof von Bottrichthal. Auch während der Zugfahrt – wie sollte es auch anders sein? – bestimmte Dulcedo meine Gedanken. Noch immer standen ein paar Details im Raum, für die es einfach keine Erklärung zu geben schien: Zum einen war da diese eigenartige Familie, die auf einzigartige Weise entstanden war und noch viel seltsamere Kinder hatte. Wenn sie so besonders waren, wieso hatte ich dann nie von ihnen gehört? Wieso ließen sich in den Medien kaum Informationen über sie finden? Und schließlich die Insel: Nach allen Möglichkeiten nicht auffindbar, weder mit Erfahrung noch mit Technik. Kein Satellitenbild hat die Insel je erfaßt, keine historische Karte zeigt sie oder ein ähnliches Eiland in der beschriebenen Gegend des Pazifik auf. Vielleicht ist sie nur deshalb unbekannt, weil sie erst in den letzten Jahrzehnten entstanden ist? Das könnte erklären, weshalb sie sich auf keiner Karte und in keinen Berichten der letzten 100 Jahre finden läßt. Aber sind Satellitenbilder nicht moderne Gebilde, die alle paar Jahre aktualisiert werden? Ich hatte das Gefühl, das Schloß von Dornröschen finden zu wollen, weil ich »etwas darüber gelesen und gehört« hatte.

Als ich Bottrichthal erreichte, ließ ich mich von einem Taxi zum Forschungslabor fahren. Es lag einige Kilometer außerhalb der Ortschaft, sodaß ich Zeit fand mir die Landschaft anzusehen.

Das ganze Gebiet wirkte abgelegen und entlang einer steil zur Meerseite abfallenden Küste lokalisiert. Von dieser Geländestufe abgesehen, erkannte ich rings um mich herum

nur weite Wiesen, auf denen man sich offenbar auf Viehhaltung konzentrierte. Hier und da einige Scheunen, sonst nichts. Mich darüber wundernd, ob mich der Taxifahrer auch in die korrekte Richtung transportieren würde, schlug ich den Weg auf der mitgebrachten Karte nach. Doch dem Fahrer war keine Täuschung anzurechnen; am Ende der Straße würde dieses Labor liegen – inmitten dieser leblosen Gegend.

Dann näherten wir uns dem Ziel und angespannt richtete ich mich im Taxi auf. Ein Gebäudekomplex mit flachem Dach und Parkplatz davor erschien in meinem Sichtfeld und der Taxifahrer bog ein und hielt an.

»Ist es das?« fragte ich ihn mißtrauisch, obschon mir die große Tafel mit der eigenartigen Aufschrift »Zentrales Institut für Psychologie, Psychographie und Rehabilitation« aufgefallen war. Der Taxifahrer nickte stumm.

»Können Sie mich in zwei Stunden wieder abholen?« – Auch das bestätigte er vertrauensvoll und ließ mich nach bezahlter Fahrt aussteigen.

Nun stand ich direkt vor der Tafel und las die aufgelisteten Namen der Mitarbeiter des Instituts; der Name Dr. Hazels fand sich darunter und ich erkannte, daß zumindest dieser Teil der Geschichte wahr sein mußte.

Da war Licht im Gebäude und hin und wieder bewegte sich eine Gestalt an einem Fenster vorüber. Tapfer trat ich ins Gebäude ein und fand mich im Foyer wieder, wo mir sofort ein Empfangsschalter mit einer emsig telefonierenden Dame dahinter auffiel. Obwohl ich mich möglichst natürlich zu benehmen versuchte, entlarvte man mich sogleich als jemanden, der sein Ziel nicht kannte. Die Dame unterbrach ihr Telefonat und schaute mich an. Nun war ich an

der Reihe.

»Hallo. Ich . . . , mein Name ist . . . «

»Einen Moment. – Nein, nein! Die wurden Dienstag geliebert!« (Sie sprach mit dem Kontakt am Telefon.) Dann sah sie wieder auf mich: »Wohin wollten Sie?«

»Ich möchte Dr. Hazel sprechen.« – Noch bevor ich die letzte Silbe beendet hatte, schaukelte die Dame zustimmend ihren Kopf vor und zurück, als wüßte sie genau, was ich meine und hier suche. »Dann sind Sie wohl einer seiner *Kollegen*. Sie finden sein Büro in der zweiten Etage, am Ende des rechten Flurs.«

Verblüfft trat ich einen Schritt zurück und folgte dem in eine Richtung zeigenden Finger der Dame. »Hier zu den Fahrstühlen?« fragte ich sie im Gehen. Aber sie hörte mich schon nicht mehr, und setzte ihr Telefonat fort. Im Fahrstuhl drückte ich mit dem Finger den Knopf für die Etage und staunte nicht schlecht über die recht laxen Verfahrensweise. Würde jeder Fremde so einfach Zutritt erhalten? Wieso nannte sie mich einen seiner »Kollegen«? Oder war ich nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort?

Vorsichtig bewegte ich mich durch den Flur und suchte mit nervösen Augen nach einem Türschild mit dem Namen »Hazel«. Dann fand ich es und klopfte an, ehe ich mir meiner Angst noch mehr bewußt werden würde. Aber es antwortete niemand.

Gerade als ich ein zweites Mal anklopfen wollte, rief mir jemand über den Gang zu: »Da werden Sie kein Glück haben, junger Mann. Dr. Hazel ist nicht da.« Ich zuckte zusammen und fühlte mich wie ein Unsichtbarer, der ungesehen in eine Bank gelaufen war und nun im Tresor stand, als das meine Unsichtbarkeit verursachende Mittel versagte und

mich den öffentlichen Blicken wieder preisgab.

»Ist er nicht?« zitterte meine Stimme, »Wann kommt er denn wieder?«

»Sagen wir mal so«, antwortete mir der Mann, »Sie klopfen gerade an *meine* Tür; das Namensschild ist ein Altes.«

»Oh ha! Dann arbeitet Dr. Hazel wohl nicht mehr hier?«

»Nein. Er ist tot. Seit vier Jahren schon.«

Das traf mich so hart, als hätte ich vom Tod eines eigenen Familienmitglieds erfahren.

»Dann . . . , dann ist das aber wirklich ein *altes* Namensschild.« – Etwas Besseres fiel mir im Moment nicht ein.

»Na ja«, lachte der Mann auf dem Flur: »Das hier ist eine staatlich finanzierte Forschungseinrichtung; hier geht alles Bürokratische nur sehr langsam!«

Ich verzog keine Miene und erwartete, daß er jeden Moment nach meinem Namen oder meiner Berechtigung hier zu sein fragen würde.

»Es tut mir leid, daß Sie das noch nicht wußten. Vielleicht kann *ich* Ihnen ja stattdessen weiterhelfen?« Der Herr mit der Tasse Kaffee in der Hand schritt auf mich zu und blieb kurz vor mir stehen; ich war erstarrt vor Schreck: »Zunächst möchte ich mir vorstellen; mein Name ist ›Pieter‹.« – »Angenehm, Sully«, antwortete ich und wir gaben uns die Hand.

Pieter war etwa in den mittleren Fünzigern und trug ein mit Schlips verziertes kariertes Oberhemd. Das Haar war etwas kraus und wirkte fettig, als sey es wochenlang nicht gewaschen worden. Dazu paßte die unvollständige Rasur in Form von kreuz und quer fallenden Barthaaren.

»Was wollten Sie denn vom alten Hazel? Geht es um die Studie mit den Handwerkern?«

»Nein, nein, das nicht.« Derweil schloß Pieter die Tür auf, an der ich vergeblich geklopft hatte und bat mich in das Zimmer. »Ich glaube, das muß noch weiter zurückliegen. Es geht um eine Sache wahrscheinlich vor Ihrer Zeit. Eine Sache aus den 90er Jahren.«

Pieter stellte die Tasse vor sich ab und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Mit fragenden Augen schweifte er durchs Zimmer und seufzte.

»Sie meinen doch nicht etwa diese Familie von der Insel, oder? Das kann eigentlich nur das sein. Zur damaligen Zeit bestimmte dieses Projekt unser Institut auf viele Jahre, da war kaum Platz für etwas anderes.«

Ich atmete auf und die Anspannung löste sich; sogar diejenige über meine Enttarnung als Eindringling. Dieser Mann wußte ganz offenbar, wovon ich sprach! Dulcedo mußte also wahr sein! Ich nickte ihm stumm zu und wollte ihn von sich aus erzählen lassen, um möglichst viele Informationen einzusammeln. Er kam mir vor wie ein zerbrechliches, erträumtes Konstrukt, das in seiner Aussage nicht unterbrochen werden dürfe, da ich sonst aus diesem Traum erwachte.

»Damals hatte ich gerade hier angefangen, war noch Doktorand. Wie ich das mitbekam, ging im Haus alles drunter und drüber. Die Regierung hatte angesichts der Ausmaße dieses Vorfalls eine ganze Menge Geldmittel lockergemacht und das Institut stellte jede Menge Leute ein, unter anderem mich. War es *das*, was Sie meinten?«

»Ganz recht«, stimmte ich zu: »Ich finde diesen Fall überaus faszinierend.«

»Puh ... , daß sich dafür noch jemand interessiert? Das liegt doch jetzt schon Jahrzehnte zurück und für mich ist

es, als wäre es am Anfang meines Lebens gewesen. – Kaffee?« Ich schlug das Angebot dankend aus. Obwohl für mich das ganze Dulcedo-Thema so aktuell wie kein anderes war, sprach Pieter davon, als würde ich nach dem Untergang der Titanic fragen. »Ich glaube, die letzten Journalisten interessierten sich vor zwanzig Jahren dafür. Warum jetzt wieder das Beigelegte ausgraben?«

Der Moment war gekommen, in dem ich mich zu offenbaren hatte. »Das spannende Thema eines ungelüfteten Mythos wird die Menschen auch weiterhin interessieren! Es kreist mit all den anderen wiederkehrenden Themen wie zum Beispiel ›Naturkatastrophen‹ oder ›Außerirdische‹ in einer Ebene. Und nun ist es eben wieder Zeit, da sich die Menschen dafür begeistern, besonders ich.«

»Wieso reden Sie von einem *ungelüfteten* Mythos, Sully? Da gibt es nichts mehr zu *lüften*, alle Fragen sind geklärt worden!« Beim letzten Wort schluckte er schwerer als sonst und wirkte nervös. Das kam mir komisch vor.

»Ich hielt das Thema trotz seiner langjährigen Erforschung immer noch für ungeklärt. Was die Familie angeht und die Insel selbst, von der sie vorgeben gekommen zu sein. Die Summe aller Quellen, die ich bislang einzusehen vermochte, macht auf mich nicht gerade den Eindruck, als wäre wirklich *alles* geklärt worden!« Meine Aussagen wurden mutiger und ich verhörte ihn wie ein Polizist einen Verdächtigen. Insgeheim wähnte ich mich im Recht diese Fragen stellen zu dürfen, umso mehr da Pieter nervöser zu werden schien. »Um ehrlich zu sein, Pieter, kenne ich nur ein paar Zeitungsartikel, die aber nicht viele handfeste Informationen enthalten. Unter anderem stand da der Name von Dr. Hazel und dieser Forschungseinrichtung.«

»Und darum sind Sie hier? Hier – an der Quelle des Geschehens?«

»Wenn Sie damals Doktorand beim Projekt waren, müßten Sie doch einiges mitbekommen haben?! Haben Sie die Familienmitglieder getroffen und gesprochen?«

»Natürlich«, hielt sich Pieter zurück: »Ich sollte damals die Fragebögen schreiben, um unter anderem für die Küstenwache und Polizei die Sachlage zu klären.«

»Um herauszufinden, ob sie lügen, was ihre Geschichte anging?«

»Genau. Aber sie schienen ständig die Wahrheit zu sagen, zu jeder Zeit. Mehr noch, sie beteuerten energisch ihre Glaubwürdigkeit, hatten aber kaum Beweise, um diese zu unterstützen.«

»Und was war *Ihr* Eindruck? Ich meine: Schiffbrüchige, die behaupten von einer Insel zu kommen, von der noch niemand etwas gehört hat?«

»Wenn Sie mich fragen, stellten diese Leute zu keiner Zeit ihre Glaubwürdigkeit infrage. Sicher, ihre Geschichte war ungewöhnlich, und noch viel ungewöhnlicher waren die Kinder, vor allem Præcipua, das Mädchen.«

»Was war denn mit ihr?«

»Abgesehen davon, daß sie wunderschön war und ich mich bemühte, mich *nicht* in sie zu verlieben?« – Er lachte. »Ja, abgesehen davon, war sie unerhört intelligent. Sie sprach, um Antworten auf Fragen zu geben, die noch gar nicht gestellt worden waren. Sie verstand uns alle und unsere Schicksale so gut, als seien wir ihre Haustiere, und nur sie wußte um unsere Herkunft, unsere Fähigkeiten und unser Ende. Während ihre Familie in unserer Einrichtung einquartiert war, traf ich Præcipua ein paarmal alleine. Na-

türlich gab ich vor, sie im Auftrag Dr. Hazels etwas *ganz Wichtiges* zu fragen. In Wirklichkeit wollte ich einfach nur in ihre Aura eintauchen und ›zusehen‹. Sehen Sie das als die schamlosen Erinnerungen eines Verliebten.«

Pieter pausierte einen Moment und trank aus seiner Tasse. »Wenn ich mich sie anzusprechen traute, dann hallte ihre klare Stimme wie ein Schnitt durch mein Gehirn und betäubte mich für alles andere um mich herum. Als käme sie von einer *ganz anderen* Welt. Wie ein außerirdischer Findling, der von menschlichen Eltern großgezogen worden war. Dr. Hazel interessierte sich insbesondere für ihre offenkundigen Kunststücke mit Gedächtnis und Wahrnehmung. Ausnahmslos alles, das sie las oder hörte, konnte sie in ihrem Kopf behalten und wiedergeben. Und auch, wenn es immer heißt, daß das menschliche Gehirn eine unendliche Menge an Informationen aufnehmen kann, so erstaunten wir von Tag zu Tag mehr, in welcher Form sie Erinnerungen und Erfahrungen tatsächlich speicherte.«

»Und wie ging es weiter?«

»Der alte Hazel mußte vorsichtig vorgehen. Anfangs wollten er und seine Kollegen das Gehirn Præcipuas genauer erforschen. Als Psychologen und Sozialwissenschaftler hatten sie nach nur wenigen Intelligenztests ihr Potential sofort erkannt. Aber es war auch ein verwerfliches Spiel: Unter Vorgabe der Untersuchung ihrer Gesundheit stellten sie einige Versuche an, sie einer Positronen-Emissions-Tomographie zu unterziehen, um ihr Gehirn zu erforschen. Ihr Bruder wußte das immer zu verhindern. Und vor dem sollte man auch Angst gehabt haben.«

»Regulus? Von dem weiß ich nur von seinen Schach-Kenntnissen«, kommentierte ich.

»Ja, *die* waren auch beeindruckend. Aber Regulus war, ähnlich wie Præcipua durch ihre Intelligenz gekennzeichnet gewesen ist, mit anderen besonderen Eigenschaften belegt. Seine Stärke zum Beispiel, um nur eine zu nennen. Man sah ihm jederzeit an, daß er sich den Tests hier im Institut nur begrenzt unterziehen würde. Und darüber hinaus achtete er ungemein eindringlich auf die Unversehrtheit seiner Angehörigen. Nach ein paar Monaten des Aufenthalts wurden dann alle entlassen, obwohl sich Dr. Hazel noch viele Jahre mit dem Phänomen ›Præcipua‹ beschäftigte. Ich promovierte thematisch über den Zusammenhang der Entwicklung solch hervorstechender geistiger und körperlicher Fähigkeiten und der isolierten Lebensweise auf dieser mutmaßlichen Insel. (Heute befasse ich mich mit Umfragen zur Lebensqualität der Menschen und so. Niemals wieder war mein Leben so aufregend wie in den 90ern.)«

»Und zu welchem Schluß sind Sie gekommen? Ich meine, in Ihrer Dissertation? Kann die Insel das bewirkt haben?«

»Tja, das ist schwierig zu beantworten. Es gibt keinen vergleichbaren Fall. Nur diese beiden Kinder und die Insel. Die Eltern jedenfalls wuchsen ja in der uns vertrauten Zivilisation auf, lebten dann eine Weile auf der Insel und waren nach ihrer Rettung noch genauso *normal* wie jeder andere um uns herum. Falls die Familie also wirklich ihr Leben auf dieser Insel zugebracht hat, dann wirkte deren Einfluß nur auf die dort geborenen Kinder ein, die nichts anderes kennenlernten als die physikalisch und sozial begrenzte Umgebung.«

»Das klingt aber sehr stark danach, als würde gerade die Existenz der Insel noch immer bezweifelt!«

»Wir ... , – die Untersuchungen dazu sind abgeschlos-

sen. Die Regierung hat das Projekt geschlossen, alle Fragen wurden geklärt; die Überlebenden waren eben nur ... *Überlebende*.«

Ich spürte, daß Pieter Angst hatte, darüber ein weiteres Wort zu verlieren. Und das, obwohl ich gar keine Befugnisse hatte, ihn auszuhorchen! Jederzeit hätte er mich aus seinem Büro herauswerfen können.

»Pieter, Sie wissen doch noch mehr, oder? Was ist denn mit der Insel? Konnten die vier Überlebenden je beschreiben, wo sie liegt?«

Pieter biß sich auf die Lippe, als wollte er davon reden, dürfte es aber nicht: »Hören Sie ... , wir wurden dazu angehalten, das Thema ruhen zu lassen.« Er klang traurig und verlegen, weil er mir offenbar weiterhelfen wollte.

»Dann muß ich jetzt wohl gehen. Vielleicht könnten Sie mir wenigstens noch mitteilen, wo die vier Überlebenden heute zu finden sind. Leben sie überhaupt noch?« Pieter biß sich auch weiter auf die Unterlippe und signalisierte mir seine erzwungene Verschwiegenheit. So stand ich auf, bedankte mich und verließ den Raum.

Ich schritt den Flur entlang zurück zum Fahrstuhl, von dem ich gekommen war. Es gab seitlich vom Flur Einbuchtungen, in denen eine Bank und ein paar Topfpflanzen aufgestellt waren. Sonst gab es nur die Bürotüren und mich, was mich insgesamt noch weiter frustrierte. Sollte ich nicht froh sein über die vielen Informationen, die ich erhalten hatte? Aber keine half mir weiter bei dem eigentlichen Grund meines Besuchs.

Kurz bevor ich den Fahrstuhl betrat, hörte ich schnelle Schritte auf dem Gang hinter mir. Hastig drehte ich meinen Kopf und erkannte Pieter, der mir zuwinkte:

»Warten Sie mal! Warten Sie!« Um Luft ringend, kam er vor mir zum Stehen: »Kommen Sie nochmal mit in mein Büro, da gibt es noch was zu sagen. Aber nicht hier draußen auf dem Flur.«

An Erwartungen angefüllt, folgte ich ihm. Dann setzten wir uns wieder gegenüber.

»Es stimmt, daß wir darüber nichts mehr sagen durften. Anweisung *von oben*.«

»Und was hat sich geändert?« fragte ich frech und provozierte seine Zuvorkommenheit.

»Daß mir die Order heute völlig gleichgültig ist. – Seit Jahren benehme ich mich wie ein Idiot vom Geheimdienst, der die Wahrheit über Ufos vor der Öffentlichkeit geheimhalten muß. – Nein, zu denen will ich nicht gehören; davon gibt es schon genug. Dabei gibt es gar nichts zu verheimlichen. – Wir wissen nämlich nicht sehr viel mehr.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sully, wir haben keine Ahnung, was mit der Familie passiert ist. Etwa seit Ende der 90er Jahre haben wir den Kontakt zu Regulus und Præcipua verloren; sie werden seitdem vermißt. Wir wissen nicht, wohin sie gegangen sind. Man sollte ja meinen, daß die beiden Aufmerksamkeit erregen!«

»Und die Eltern?« fragte ich noch aus Höflichkeit nach, auch wenn mir Pieters Ansatz jede Hoffnung nahm.

»Nichts«, schüttelte er den Kopf: »Roger und Jennifer, ihre Eltern, zogen sich um 2015 endgültig aus dem öffentlichen Leben zurück. Seitdem hörten wir auch von ihnen nichts mehr; wahrscheinlich waren sie für die Medien nicht mehr interessant genug. Um die Wahrheit zu sagen, haben wir uns, das heißt im Namen dieses Forschungsinstituts,

auch nicht mehr intensiv darum bemüht, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Es geschah, was immer in der Wissenschaft geschieht: neue Projekte, neuer Diskussionsstoff. Und das Alte ist schnell vergessen, so aufregend es auch war. – Für mich allerdings wird die Familie, und besonders die Bekanntschaft mit Præcipua, immer etwas Besonderes bleiben.«

»Dann könnten sie also noch leben?!«

»Möglich«, zuckte Pieter mit den Schultern.

»Und die Insel? Was ist mit der Insel?« – Denn ich wußte, daß ich die Familienmitglieder, sofern sie denn überhaupt noch über der Erde anzutreffen seien, gar nicht finden mußte, wenn ich nur wüßte, wo die Insel liegt.

»Tja, *die Insel*. Die beschäftigte uns immer wieder. Und doch kennen wir sie nicht. Wir kennen sie nicht unter einem alternativen Namen; wir kennen keine Inseln, die auch nur annähernd auf die Beschreibung der Vier zutreffen. Ihr Fehlen war einer der Hauptgründe, warum so viele an ihrer Geschichte zweifelten.«

»Beschreibung? Wie haben sie sie denn beschrieben?«

»Stand davon nichts in den Zeitungsartikeln? Ein Eiland, etwa 2 mal 2 km groß, reich in Flora und Fauna, mit einem gewaltigen Vulkan darauf, dessen Ausbruch sie damals zwang, von der Insel zu fliehen?«

Ich verneinte eindeutig, hörte aber jedes seiner Worte mit Spannung an. Denn sie gaben wir ein erstes Bild von meinem Ziel, an dem ich den Rest meines Lebens verbringen wollte.

»Eine solche Insel war also nirgendwo verzeichnet?«

»Diese Insel gibt es nicht. Weder im Süd- noch im Nordpazifik. Oder ich möchte es mal wissenschaftlicher aus-

drücken: Wir wissen nichts von so einer kleinen Insel. Wir konnten nicht einmal herausfinden, wie viele Tage die Familie nun wirklich in ihrer Rettungsinsel zugebracht hat und aus welcher Richtung sie trieben, ehe sie auf halbem Weg zwischen Chile und der Osterinsel aufgebracht wurden.«

»Besteht da keine Chance, es immer noch herauszubekommen?«

»Wir konnten es in Jahren der Nachforschungen nicht herausfinden, und nun sind die einzigen, die etwas über die ungefähre Lage wissen könnten, unerreichbar. Damals wurde sogar ein spezielles Team gegründet, das sich nur dem Auffinden der Insel widmete. Aber mit begrenzten finanziellen Mitteln und ohne den kleinsten Anhaltspunkt für den Beginn der Suche sind auch die größten Anstrengungen vergebens. Für uns als Institut der Erforschung des Sozialen stand das Auffinden der Insel auch nicht auf Dauer im Mittelpunkt.«

Ich schaute bedrückt auf den Boden und schwieg in Gedanken.

»Wenn es Sie aufmuntert: Ich glaubte immer, daß sie von einer Insel kommen mußten. Wenn sie *nur* Schiffbrüchige gewesen waren, wo hatten sich dann die Eltern, die ja seit Ende der 70er Jahre vermißt wurden, derweil aufgehalten? Woher kamen diese Kinder? Woher stammte ihre handgefertigte Kleidung aus Naturalien? Woher der Sand in ihrem Haar?«

»Sand?«

»Ja, man bürstete ihnen Sand aus dem Haar, als man sie gleich nach ihrer Ankunft hier reinigte. Wollen Sie ihn mal sehen?«

»Na klar!«

»Dann folgen Sie mir!« wies mich Pieter erfreut an und schien mir nun doch noch etwas Gutes tun zu können. Wenn er mir auch nicht mit der Position der Insel weiterhelfen konnte, dann konnte er mir doch trotzdem einen Beweis ihrer Existenz zeigen! Vor Aufregung schwankend, trottete ich ihm hinterher. Wir erreichten schließlich eine Etage höher eine Art Lagerraum mit dicht gestellten Regalen.

»Hier sind kaum Leute zu sehen«, stellte ich fest: »Genau genommen habe ich bisher nur Sie und die Dame am Empfang gesehen. Arbeitet hier sonst niemand?«

»Wir sind die letzten, Sully. Das Institut soll demnächst geschlossen werden. Es liegt zu weit abseits der größeren Stadt. Vielleicht nicht so weit wie diese Insel . . . , aber doch weit genug, damit es nicht sinnvoll betrieben werden kann.«

Zielstrebig lief Pieter auf eine Regalstiege zu und stellte sich vor zwei Regalböden auf, die mit Kartons vollgestellt waren. »Moment – das haben wir gleich«, kündigte er an und öffnete eine der Kisten. Er kramte darin und zog eine Tüte heraus; eine kleine transparente Tüte, an deren Ecke sich ein winziges Häufchen von gelblichen Sand gesammelt hatte. Ich glotzte und staunte wie nie zuvor. Für mich war damit die Existenz von Dulcedo belegt und mein zukünftiges Treiben vorherbestimmt. Dieses bißchen Sand war alles, das ich dazu brauchte.

»Das hier hat man Præcipua, als sie noch vor Erschöpfung schlief, aus dem Haar gekämmt. Sehen Sie das Haar hier? Das ist von ihr.« Er zeigte mit dem Finger auf ein in der Tüte zurückgebliebenes, zusammengerolltes braunes Haar.

»Das ist unglaublich«, gab ich bereitwillig zu und verbarg meine Überwältigung in keinem Moment. Pieter bemerkte das und präsentierte mir noch einige Sekunden das vorge-

haltene Heiligtum.

Während ich weiterhin kaum meine Augen von dem Sand abwenden wollte, hatte Pieter etwas anderes ins Auge gefaßt. Er schritt an mir vorbei und griff nach einem Päckchen, das dort zwischen die Kartons gesteckt worden war.

Das in braunes Papier eingefaßte Ding war nicht sehr auffällig und Pieter schien es nicht zu kennen. Umso mehr, da es offenbar postalisch verschickt und ungeöffnet hier abgelegt worden war. Pieter drehte das Päckchen und auf einer Seite erschienen tatsächlich mehrere Briefmarken und als Adressat waren Dr. Hazel und dieses Institut angegeben worden.

»O-Ha. Das muß wohl nach Hazels Tod hier eingetroffen sein«, stellte Pieter mit überraschtem Gesichtsausdruck fest.

»Und das legt man einfach hier ins Lager?«

»Nicht ohne Grund, mein guter Sully: Sehen Sie das? Das hier unten?« Er drückte es mir in die Hand und ich las den Absender; es war der Name »R. Miller«.

Pieter nahm ein Taschenmesser hervor und schnitt das Päckchen an der Seite auf. Dann zog er ein kleines Buch mit unauffälligem Einband heraus.

Gerade wollte er den Einband umschlagen, da hielt er inne und schaute mir in die Augen. Trüb und müde waren sie geworden, von Falten umringt. Ein altes Leben voller Neuerungen und Kompromisse steckte in ihm, und es wollte endlich Ruhe finden vor den ständigen Strapazen seiner Berufung.

Er ließ mit seinen Fingern ab und reichte mir das Buch herüber. »Ich glaube, ich weiß, was das ist«, legte er sich fest.

»Heißt das, ich darf es haben?!«

»Warum nicht?! Das Projekt ist vorüber und niemand wird danach fragen. Und wenn *ich* nicht weiß, was es ist, muß ich um dessen Existenz nicht lügen, nicht wahr?!«

»Aber ...«, stotterte ich glücklichen Herzens, »Aber müßte man das nicht an eine andere Behörde weiterschicken oder so?«

»Sie scheinen nie in der Forschung tätig gewesen zu sein, junger Mann. Denn wenn ein Projekt einmal abgeschlossen wurde, dann interessiert sich im nachhinein niemand mehr für die aufgebrauchten Mittel oder angesammelten Untersuchungsmaterialien. Genau genommen sind wir Forscher meistens etwas zu weitsichtig, um etwas auf die Einschüchterungen und Schweigegebote der Regierungsleute zu geben. Forscher kennen so viele Existenzängste, daß ihnen eine weitere, nagende Ratte am Bein nichts mehr anhaben kann. Glauben Sie mir – *danach* wird niemals irgendjemand fragen; Sie können das Büchlein ruhig behalten.«

Ich konnte ihm meine Dankbarkeit kaum ausdrücken und versuchte mich im halbherzigen Eid: »Danke, Pieter, das bedeutet mir viel. Was auch immer das sein mag, ich schwöre, daß mich irgendwelche Regierungsgeheimnisse nicht im geringsten interessieren, und ich das Gelesene vertraulich behandeln werde. Auch wenn Sie mich nicht kennen, so glauben Sie mir kein Wort; aber *das* glauben Sie mir!«

»Schon gut«, winkte er beiläufig ab: »Nehmen Sie es einfach.« – Und ich nahm es und steckte es tief in meine Tasche. Das Buch gehörte nun mir und man müßte mich töten, um es mir wieder wegzunehmen. Pieter schien sich dagegen mit etwas anderem zufriedenzustellen: Mit einer Hand deckelte er die Kiste wieder zu, in der anderen Hand hielt er das Tüt-

chen Sand mit dem Haar darin; dann ließ er es langsam in seiner Hosentasche verschwinden. Er wußte nicht, daß ich ihn dabei beobachtet hatte, und doch ahnte er etwas. Aber ich sagte nichts, da er auch zu meinem Büchlein nichts sagte. Und überhaupt – es interessierte niemanden. So verließen wir beide glücklich das Lager und verabschiedeten uns. Keine zwei Stunden später saß ich wieder im Zug zurück in meine Heimatstadt.

Was ich mir vom Inhalt des Büchleins erhoffte? Vielleicht nicht mehr, als ein Bauer von Saatgut erwartet: »Wachse wie ich es will, sonst werfe ich dich den Schweinen zum Fraß vor!« Anders ausgedrückt: Gewiß nicht alle Antworten; das wäre zu einfach gewesen. Aber doch eine Fortsetzung der mich bis hierhin zufriedenstellenden Hinweiskette, die mich Dulcedo immer näherbrachte.

Im Zug endlich suchte ich mir eine abgelegene Bank und kramte das Büchlein, diesen Schatz, hervor. Aus dem Einband fiel ein Zettel, der nicht zum Buch gehörte:

Sehr geehrter Herr Dr. Hazel,
anbei senden wir Ihnen das Tagebuch unserer Tochter, Præcipua, die Ihnen über die vielen Jahre so vertraut geworden ist wie ein eigenes Kind. Bitte verstehen Sie keinen Undank darin, daß wir eines Tages einfach als Familie fortgegangen sind; aber wir stellen uns doch etwas anderes im Leben vor, als ununterbrochen der Forschung oder Unterhaltung der Öffentlichkeit zu dienen. Unsere nunmehr erwachsenen Kinder haben vor einigen Jahren einen eigenen Pfad

philosophischer Wegfindung eingeschlagen und uns – für uns unerreichbar – verlassen.

Infolgedessen, auch weil wir die Gründe dafür nur unzureichend verstanden haben, zogen wir uns aus dem Einflußbereich der Zivilisation zurück und leben heute weit abgeschieden von jeder größeren Siedlung in einem Tal. (Uns erstaunt jeden Tag aufs neue, daß uns die Arbeit der Selbstversorgung hier viel schwerer fällt als auf unserer Insel!) Kurz nachdem wir umgezogen waren, fiel uns jenes Büchlein auf, das wir schon viele Male in den Händen unserer Tochter gesehen hatten. Sie muß es augenscheinlich für uns zurückgelassen haben; vielleicht, um sich von allen Merkmalen des neu erlangten Lebens in der Zivilisation wieder zu trennen. Wir wissen um dessen Bedeutung, kennen aber nicht den Inhalt des Tagebuchs. Wir senden es Ihnen in der Hoffnung, es möge bei Ihren niemals endenden Forschungen aufschlußreich sein. Uns bedeutet es nichts; viel mehr belassen wir das Alte in der Vergangenheit, und widmen uns der Gegenwart.

Hochachtungsvoll,

Jennifer & Hüge

Dann schlug ich das Tagebuch auf und wußte bereits mit der ersten Zeile, daß die Vermutung von Jennifer und Hüge, Præcipuas Eltern, richtig gewesen war. In keiner anderen schriftlichen Niederlegung würde man sonst so offen und unverblümt von seinen Gefühlen und Träumen sprechen:

(1. Eintrag, ohne Datum)

Erste Worte, die ich schreibe. Es sind die allerersten Worte, und sicher sind meine Buchstaben nicht die Schönsten. Anders als in der Natur, bedeutet den Menschen das Äußere, Augenscheinliche viel mehr, und der Inhalt ist von minderem Belang. Das soll hier anders sein. Die meisten Jahre meines Lebens habe ich mir Stift und Papier nur anhand von verbalen Beschreibungen vorstellen können. Was den anderen ein gut sortierter Schreibtisch mit Fächern für Zettel und Tinte ist, das war mir bisweilen mein Gedächtnis. Und ich tat mich kaum schwer daran, alles bei mir zu behalten, was ich nur lernte und dachte. Manchmal fühlte ich mich wie mit unsichtbaren, unendlich großen Taschen behangen, in die ich alles ablegen konnte, ohne daß es jemand sah. Oder genauer: Man sah nur mich und mein Gedächtnis, bewunderte es und staunte. – Das trifft v. a auf die Ärzte um Hazel zu. – Und während diese ihre Gedanken in ein Heft oder auf einen Zettel notierten, da notierte ich mir meine Gedanken über sie in meinem Gedächtnis.

Unweigerlich werde ich mir die Frage stellen müssen, wozu ich ein Tagebuch anlege, wenn ich doch alles in gedanklicher Form bei mir behalten kann?! Immerhin weiß ich einen jeden Lebenstag wiederzugeben! Fragte man mich beispielsweise, was ich an meinem 8.

Geburtstag tat, so wüßte ich zu nennen: Ich ging nach dem Aufwachen ins Unterholz, um Holz zu sammeln, fand aber nur feuchte und modrige Äste vor, da es in der Nacht zuvor ergiebig geregnet hatte. Nach meiner Rückkehr zum Lager legte ich das Holz zum Trocknen in der Sonne aus, bevor ich mir im Meer Hände und Körper wusch. Das salzige Wasser brannte, da ich mich am linken Daumen geschnitten hatte. Als ich zurückkehrte, schälte Mutter gerade ein paar Früchte, während Regulus die Bebauung auf ihre Stabilität prüfte.

Natürlich könnte man behaupten, daß ich mir diese Dinge nur ausgedacht hätte oder einfach wiedergab, was sich sowieso jeden Tag wiederholte. Wer sollte es nachprüfen können? Wer war ohnehin bereit, uns unser einzigartiges Leben zu glauben? Die Wahrheit ist: Die Zweifel der Menschen bedeuten mir nichts und bewirken auch keinen Trieb zur Rechtfertigung. Man kann es glauben oder für unwahr halten. Ich weiß, daß es wahr ist.

Der Grund für dieses Tagebuch ist nun, daß ich dennoch das Verlangen spüre, eine Art Nachlaß

zu hinterlassen, aus dem meine (wahren) Gedanken hervorgehen. Eine Schrift, der sich entnehmen läßt, daß die Insel Dulcedo nicht nur irgendeinem Freigeist entsprungen ist, sondern sie tatsächlich existiert, und es ferner Menschen gibt, die sie bereits gesehen haben. Ich befriedige damit ein angeborenes Verhalten um Mitteilung; um Akzeptanz in einer Welt ohne Anzeichen dafür.

(2. Eintrag, ohne Datum)

Wußte ich je mehr als heute? Die sogenannte Zivilisation ist eigentlich recht interessant: kulturell vielfältig und unerreicht zerrissen in ihren Meinungen. Da bin ich doch lieber mit meinen Gedanken allein oder teile sie wenigstens nur einer Gruppe wie meiner Familie mit. Mutter und Vater haben abends oft von ihrer Heimat erzählt: Ihren Wohnungen, ihren Familien und verrückten Freunden, ihren Freizeitbeschäftigungen. Doch mit keiner Sekunde zeigten sie Sehnsucht danach. Es scheint, als würde diese Insel jedwedem Gefühl von Sehnsucht nach der Heimat heilen und den Menschen glauben machen, die Insel wäre nun seine Heimat, und schon immer gewesen. Nun, ich lasse mich durch so etwas nicht beeinflussen, ich kenne meine Fähigkeiten und die Möglichkeiten meiner Wahrnehmung. Und vielleicht durchschaue ich deshalb alles um mich herum so leicht. Es ist, als würden die

Menschen mit großen Schildern an der Stirn herumlaufen, auf denen dasjenige steht, das sie definiert: Hin und wieder sehe ich jemanden, dessen Stirn-Name »Erster Blick« darauf hindeutet, daß die Person alles mit nur einem einzigen Blick einzuordnen vermag. Körperbau, Mimik, Hautfarbe, Kleidung, Schmuck – all das wird beinahe augenblicklich einer Kategorie zugeordnet und ein Mensch – zuweilen völlig falsch – als etwas deklariert, das er unmöglich sein kann. Den meisten Presseleuten, die uns besuchten, stand ein »Geil auf Unterhaltung« auf der Stirn. Sie erschienen mir wie Süchtige, denen man nur mit Vorsicht zu begegnen hatte, da sie sonst über einen herfielen, nur um eine unterhaltsame Reaktion zu erwirken. Als ich mir eines Tages schließlich einen Tiergarten ansah, wußte ich auch, woher man dieses Verhalten kannte: Da waren Besucher, die klopfen mit der Faust an die Scheibe eines Aquariums, nur um das darin lebende Tier hinter einem Stein vorzuscheuchen, damit es sichtbar würde und »unterhalte«.

Die Menschheit – jedenfalls der Teil, den ich bislang erleben konnte – hat so vieles erreicht und nutzt doch nur so wenig. Sie läuft an ihren Schätzen herum, nur um einen besseren Blick auf den Unrat zu haben. Sie baut sich aus den Schätzen, die ich als »Wissen« zusammenfassen will, einen Turm, um besser

über die anderen hinübersehen zu können, und kennt doch nicht den Inhalt des Turms. Der bloße Umgang mit all den Dingen, auf die wir während unseres Lebens auf der Insel verzichten mußten, wird hier wie abgenutzter, altbekannter Tand abgewertet und ignoriert. Stattdessen treten sich die Massen an Menschen in den Städten tot, drücken und drängeln einander zum gegenseitigen Vorteil beiseite, und werden niemals wissen warum. Ich würde dieses Leben nicht als »reichhaltiger« im Vergleich zum Leben auf Dulcedo bezeichnen. Sogar die vielen Wissenschaftler, die sich aus dem Studium unserer angeborenen und erworbenen Fähigkeiten neue, mir unergründliche Erkenntnisse erhoffen, kommen mir vor wie Leute, die nicht mehr als ihren Namen kennen und achten. Wie ein Haufen kosmologischer Forscher, die mit ihrer Technik alle Galaxien nach Wunsch bereisen könnten, und sich doch um die Bedeutung einer dahingeworfenen Münz-Seite streiten.

(3. Eintrag, ohne Datum)

Von Tag zu Tag stimmt mich mein Dasein verdrießlicher. Mit einem Minimum an Arroganz mag ich behaupten, alles Wesentliche im Leben bereits zu kennen, noch bevor man mir den Zugriff auf die großen Bibliotheken der Welt gewährte. Nun bekommt nur alles einen »richtigen Namen«, dessen Konstrukt ich aber

unlängst kannte. So beschreibe ich einem Botaniker diejenigen Wurzeln, die wir beinahe jeden Tag unserer Nahrung beimischen, und nennt sie »Taro«. In einem Planetarium studiere ich Sternenkarten und stelle fest, daß man gemeinhin dasjenige, das ich seit meiner Kindheit als »Blumenkorb« kenne, nur Teil eines Sternbilds namens »Pfau« ist. Das, was ich bis dahin wußte, hat sich weder geändert noch ins Falsche verkehrt; es erhielt nur einen offiziellen, den hier gebräuchlichen Namen.

Beklemmend bleibt, daß ich unter all jenen lebe, die sich für gescheit und gerecht halten, und weder das eine noch das andere zur Gänze sind. Wohin nur treibt einen die Ehrlichkeit, wenn man es mit ihr *übertreibt*? Ich für meinen Teil möchte mich zurückhalten und beobachten, lernen und verstehen, bis ich auch für das letzte Faktum eine bereits bekannte Entsprechung in meinem Geist gefunden und vernommen habe.

Währenddessen lernen ich und mein Bruder, was es bedeutet, auf die uns vertraute Einsamkeit zu verzichten, die uns das Leben auf Dulcedo bot: Wie giert es die uns Umgebenden nach Informationen über uns, und wissen wir nicht schnell genug zu verneinen oder eine Tür zu schließen, ist bereits die Frage gestellt oder das Foto aufgenommen. Diese Form perverser Motivation irritiert mich und findet kein Gutheißen. Weder bei mir noch Regulus, der hin

und wieder mit Gewalt darauf reagiert, während ich die Erlebnisse mit Bedauern verarbeite. Unsere Eltern dagegen finden Gefallen an der überbetonten Aufmerksamkeit, wohl als inniges Relikt aus ihrer Jugend. Und teilweise muß ich mich kaum mühen ihre Freude zu verstehen: So treten sie in die Erscheinung Unvergessener, treffen alte Freunde wieder und könnten Tätigkeiten nachgehen, auf die sie über viele Jahre verzichten mußten. Nur bringt eine derartige Neigung auch Verantwortung und kritische Betrachtung mit sich. – Wann immer sie sich zu äußern wagen; immerzu steht es in einem Kontext zu unserem Leben auf Dulcedo; in Anbetracht der ewigen und grenzenlosen Wahrheitsfindung jener selbsternannter Forscher und Mythologen, die meine Entscheidung zu schweigen ebensowenig verstehen wollen, wie sie selbst sich beim Blick in den Spiegel für ehrenhaft halten. So sitze ich allein auf einem kalten Thron aus Stein und blicke trauriger Miene auf das Volk herab, das mich in seine Mitte setzte, aber nicht weiß warum. In welcher Hinsicht unterscheide ich mich von ihnen? Ist das wichtig oder relevant? Kann ich nicht einfach ein Mensch unter Menschen sein, und nachholen, was Jugendliche meines Alters schon seit Jahren erfahren?

6. Dezember 1994

Heute hatte ich meinen ersten Kontakt mit einer Maschine, die auf digitalem Weg ein unerhörtes Wissen enthält. Man setzte mich davor und ich beschäftigte mich einige Zeit damit. Als man mich nach rund 20 Stunden wieder davon löste, wollte ich mehr und spürte diese Sucht. Das mir angebotene Wissen ließ mich meine Grenzen ausreizen, und wenschon es meine Lust auf Mehr verstärkte, möchte ich mich doch beschämt davon abwenden. Denn es repräsentiert eine Erfahrung, die zu kontrollieren ich mir nicht sicher bin, vor allem wenn ich mich von Leuten umgeben weiß, die nur für den Effekt leben und meiner Gesundheit keine Achtung schenken. Würde man mich stattdessen in eine Zelle ohne Blick auf die Sonne einsperren – um diesen Verlust würde ich nicht weinen.

14. März 1995

Ich mache Fortschritte und habe schon jetzt mehr gelernt, als jeder Mensch vor mir. So naiv faßt es jedenfalls Hazel zusammen, der mich Tag und Nacht überwacht. Oftmals frage ich mich, weshalb ich all das tue. Weshalb ich mein Gehirn solchen Prüfungen unterwerfe, obschon ich auf Dulcedo jeden Tag glücklich ohne all diese Technik gewesen bin. Und ich frage mich, ob sie den Menschen wirklich einen Mehrwert bringt, oder sie uns vom Menschsein mehr

entfernt als wir zu erfassen imstande sind. Verlieren die Menschen nicht aus den Augen, was sie ausmacht? Liebe, Bescheidenheit, Handwerk? So viele Fähigkeiten, so viele Gefühle bleiben unbesehen und ungenutzt zurück in einer leeren, mit Technik behangenen Hülle, die zu erreichen einziges Ziel zu werden scheint. Mir kommt es vor, als wäre ich gerade erst angekommen in dieser Welt – passend zum Zeitpunkt ihres Unterganges – und kann nicht begreifen, wie sie all die Jahrtausende ohne den Blick in ihr Inneres überleben konnte. Für die Menschen ist mittlerweile jede Tätigkeit noch so flüchtig; der morgige Tag kann gar nicht schnell genug erreicht werden. Manchmal denke ich, all das nur zu träumen und auf Dulcedo im Gras zu erwachen, über mir der blaue Stern, den ich so liebe.

Præcipuas Worte wogen mich in den Schlaf, wenschon sie so interessant zu lesen waren. Ich ruhte bis zu meiner Ankunft am Bahnhof und erreichte nach einer weiten Reise gegen Mitternacht mein Zuhause. Über mir am Himmel schien kein blauer Stern, mir fielen noch nicht einmal Gelbe oder Rote auf. Aber das lag an der Müdigkeit. Als würde ich einen Schatz behüten müssen, der mir noch viele ergebnisse Geheimmnisse offenbaren sollte, legte ich das Buch nach meiner Rückkehr in meine Wohnung sofort ganz nach hinten in die Schublade mit den Hemden. Verborgten für die Augen der Allgemeinheit; ein Juwel, dessen Wert nur ich erkannte. Eine Karte, die man immer wieder neu betrachten

könnte, und die einen zu immer einem neuen Schatz führte. Hätte Pieter von seinem Inhalt gewußt – er hätte es mir in seiner Liebe zu Præcipua nie herausgegeben. So gehörte mir, was kein anderer haben durfte. Jedenfalls solange, bis ich auch den letzten Satz studiert und nach Hinweisen auf die geheimnisvolle Insel Dulcedo durchsucht hätte. Irgendetwas mußte darinstehen. Es war die letzte Möglichkeit zur Realisierung unseres Vorhabens.

Am nächsten Tag würde ich Olivia und Jolene zum Essen treffen. Viel hatte ich ihnen noch nicht mitzuteilen. Aber vielleicht in einigen Tagen – wenn ich die Lektüre des Tagebuchs einer der wohl klügsten Frauen des Planeten abgeschlossen hätte.

7 Stern im Süden

Ich stand sehr früh auf, um mich für den kommenden Tag zu sortieren. Das Tagebuch rührte ich zunächst nicht weiter an; es erschien mir zu kostbar, es überhaupt aus der Schublade hervorzunehmen. Stattdessen wollte ich zunächst das Gelesene verstehen.

Klang das nicht alles so, als wäre Præcipua mit ihrer Lage unzufrieden? Als käme sie gebildet, wie sie war, aus dem abgelegenen Dschungel zurück in die Städte, wo man sich für zivilisiert hält – und würde feststellen, daß der ausgewiesene gesellschaftliche und kulturelle Stand allein eine Art Facette eines viel größeren Kristalls sey; eine Facette, die unter vielen gar nichts bedeutete, durchscheinend und zerbrechlich sey. So wie der Mensch stets nur eine lichte Facette von sich zeigt und sie für die wichtigste hält. Während

Præcipua sich in allen Facetten dreht und sie alles Licht auf ihr Inneres fokussieren läßt. Im Grunde waren ihre Worte deprimiert und voller Enttäuschung über die Erzählungen ihrer Eltern. Das erschien mir verständlich, kamen sie doch aus einer völlig anderen Welt. Aber sie hatte wohl auch das erkannt, was wir erkannt hatten; umso mehr hätte sie gut in unsere Gruppe gepaßt – auszurufen: »Wenn die Menschheit einen Hals hätte – ich würde ihn würgen!«

Diese beschwerenden Gedanken erfüllten meinen ganzen Vormittag, und ich trauerte Præcipuas Bekanntschaft hinterher, als sey sie eine von uns. Als sey sie von gleicher Motivation, nur viele Jahre eher geboren und damit eher zu einer Flucht gekommen. Und wie ich sie beneidete um ihre Erfahrungen auf Dulcedo!

Etwas unausgewogen darüber, was ich den beiden zu erzählen hätte, begab ich mich gegen Mittag zum Treffpunkt. Ich war der erste und setzte mich zu Tisch, bald darauf erschien Jolene an der Tür des Restaurants und neben ihr stand eine weitere Frau. Das mußte Olivia sein.

Die junge Frau neben Jolene hatte ein unauffälliges Gesicht und einen etwas ermüdeten, aber dann auch wieder höchst konzentrierten Blick. Ihre Augen entsprachen nicht ihrem äußeren Erscheinungsbild, so wenig wie man die Seele eines Menschen durch bloßes Wertes seines Aussehens erkennen kann. Sie wirkte nervös und gleichermaßen gefaßt; mit einem Wort: Ich wußte sie kaum einzuordnen, bis sie endlich zu dem von mir ausgewählten Tisch gefunden und sich gesetzt hatten.

Jolene begrüßte mich nur kurz mit einem Augenzwinkern und schien mir ihre Freundin nur telepathisch vorzustellen. Also übernahm ich das. Und Olivia war ganz auf mich

fixiert. Was Jolene anging, zauberte sie mit ihrem ersten Auftreten ein Lächeln auf mein Gesicht, und mein leeres Herz fühlte sich alsbald ausgefüllt. Das sey auch gar nicht im romantischen Sinne zu verstehen, sondern in einem freundschaftlichen; mehr noch, ich wurde mir nun endlich bewußt, wieder ein Leben, ein Ziel zu haben.

»Hi, ich grüße dich. Dein Name ist Olivia? Ich bin Sully.«, dann reichte ich ihr die Hand. Nur zögernd nahm sie die ihre hervor und drückte endlich ein: »Hallo Sully«, gab sie schüchtern bekannt. Dann schwiegen wir einige Sekunden, auch Jolene, die uns ja eigentlich einander vorstellen sollte. Olivia und ich schauten einander in die Augen wie Verliebte, obwohl wir uns nicht liebten, oder zumindest nicht wußten, was wir voneinander zu erwarten hatten. Jeder von uns hatte mit gewissen Vorstellungen zu diesem Treffen eingewilligt, nur was war wahr davon? Jolene hatte mir ein paar Details über Olivia verraten, und mit Sicherheit hatte Jolene Olivia auch einige Eigenheiten von mir gesteckt. Nur was hatte sie über uns erzählt? Nur Unwahres, damit wir einem Treffen zustimmen? Oder doch die Wahrheit, damit wir keine Gelegenheit finden uns selbst einander zu erkennen zu geben?

So sehr wir einander auch musterten – keiner von uns empfand irgendetwas anderes als Freundschaft. Das kann *ich* sagen, weil ich so dachte, und das kann ich auch über Olivia sagen, weil ich es in ihren Augen sah. Viel mehr schien Olivia von der ersten Minute fasziniert von mir zu sein, wenschon wir kaum mehr als eine Handvoll Worte gewechselt hatten, und im Grunde noch immer Fremde hießen.

Da gab es auch dieses Leuchten in den Augen der Frauen:

Jolene grinste, weil sie meinte, daß wir uns offenbar gut verstehen würden; während Olivia mir mit einer Art »Würdigung« für etwas, das mir unklar war, begegnete. Um es anders zu formulieren: Sie schien mich zu betrachten, als würde ein Fan seinem angehimmelten Rock-Star begegnen. Und das versetzte mich natürlich in einige Verlegenheit. Umso mehr, da ich mich als genauso gewöhnlich sah wie alle anderen um mich herum.

»Jolene hat dir von ... Dulcedo erzählt?« platzte ich plötzlich heraus, um die Stille zu durchbrechen. Ich wußte nicht, ob das klug sey.

»Ja, hat sie«, antwortete Olivia kurzatmig, »Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Das ist alles *so* aufregend!« – Ich sah, wie sie nach weiteren Worte suchte und ihre Augen zuckten unkontrolliert über die Möbel und die anwesenden Personen, verfehlten aber jedesmal mein Gesicht. War sie dermaßen außer sich, weil es der besonderen Natur unseres Treffens oblag? Oder weil sie mir begegnete, in dem sie möglicherweise alle Hoffnung ihres gescheiterten Lebens summierte? War ihre Nervosität nur Ausdruck von Freude? Oder doch von Enttäuschung? Was dachte Olivia nur von mir?

Erst wenn man versteht, wo das Ziel eines Menschen liegt, ist man fähig zu entscheiden, ob es sich um einen ewigen Freund handelt oder er möglicherweise einmal zum Verräter werden kann. Wenn man nicht diese tiefste, ehrlichste aller Motivationen erkennt, dann ist man verloren; ist der Fähigkeiten beraubt, Gut von Böse zu unterscheiden, und seine eigene Identität in dieses manipulative System einzuordnen. Zielt all das Streben des Fremden auf seine eigene geistige Verbesserung ab? Oder geht es ihm nur darum sich

zu bereichern und Prestige zu ernten? Wie gefährlich ist ein Mensch, der seine egoistischen Ansprüche so geschickt verbergen kann, als daß man sie nicht sogleich erkennt? Hat ein solcher Mensch Privilegien, die er niemals brechen wird? Ich würde es nicht erfahren, wenn ich mich mit Olivia nicht weiter unterhielte.

Jolene hatte inzwischen die Bedienung an den Tisch gerufen und eine Speisekarte aufgeschlagen. Zögernd nahmen wir anderen auch eine und blätterten sie auf: »Na schön, dann bestellen wir erst einmal, einverstanden?« schlug ich vor. Während wir warteten, konnten wir uns besser vorstellen:

»Ich weiß, wie schwierig es ist, wenn zwei völlig Fremde an einen Tisch gezwungen werden, und man erwartet, daß sie einander vertrauter werden. Ich kenne das. Das war schon in der Schule so, und dann auch bei der Armee. Aber immerhin ... sind wir ja erwachsene Menschen. Und in dieser entspannten Atmosphäre ... «

»Ich habe kein Zweifel«, unterbrach mich Olivia selbstsicher, »daß wir – obwohl wir uns heute noch als Fremde sehen – eines Tages mehr voneinander wissen werden. *Viel mehr!*«

Jolene hatte diesen ersten Versuch einer Begegnung und Findung von Gemeinsamkeiten stillschweigend und aufmerksam beobachtet. Für sie ging es mehr darum zu sehen, ob wir überhaupt miteinander reden konnten. Wie sich herausstellte, fordern gleiche Interessen zu jeder Zeit ein gegenseitig vorteilhaftes Gespräch heraus.

Die interessante Olivia war von beflissenem Gemüt, stets nach Genugtuung und Gerechtigkeit trachtend. Als wäre sie die Mutter aller Menschen. Für jedes wollte sie das gleiche

Glück, keiner sollte bevorzugt werden und den rechten Umgang mit einem Gleichgestellten lernen. Ich fand das bewundernswert, denn es gehört viel Mut dazu, sich für eine Sache so aufzubringen.

Olivia hatte ein flaches, mehr eckiges Gesicht, eine hohe Stirn und weite, große Augen. In ihnen lag auch die Kraft, die sie immerzu ausstrahlen vermochte. Und ihre Augen waren es auch, die meine innere Glut erst recht entzünden konnten. Was mir anfangs nur als Idee vorschwebte – nicht mehr und nicht weniger als die blasse Erinnerung an einen Traum –, wurde in ihrer Gegenwart greifbar und nahm Gestalt an. Als würde ich an ein Werkzeug denken, und im Beisein Olivias würde aus meiner Hand wahrhaftig ein Werkzeug herauswachsen! Das merkte ich noch in den ersten Minuten und ließ mich Achtung vor ihr empfinden.

»Dulcedo ist eine Insel und wir wollen da hin.« – Das sprach ich ganz direkt aus und lächelte. Ich wußte, daß ich unter uns Dreien allein auf Verständnis stoßen konnte und nichts anderes zu erwarten sey. Und bezüglich Olivia spürte ich genau, daß sie mich ebensowenig für meine fantastischen Vorhaben verhöhnen würde, wie ich sie für ihre Macht zu begeistern. Als hätten sich nach vielen Jahren bei der Geburt getrennte Brüder wiedergefunden, war uns dreien die unverkennbare Zusammengehörigkeit anzusehen. Und es ist immer besser, eine Freundschaft auf Basis eines gemeinsamen Interesses zu begründen als auf einer Sucht wie der gemeinsamen Zigarette vor dem Haus oder Feierabendbier. Beides wird unweigerlich zu Gesprächen führen, doch hat nur die eine Variante eine Chance auf Ewigkeit.

»Viel wissen wir im Moment noch nicht«, fuhr Jolene ein und wollte Olivia auf den aktuellen Stand unserer Unter-

nehmung bringen: »Wir wissen, daß es die Überlebenden von Dulcedo tatsächlich gegeben hat und – entgegen der Meinung fantasieloser Menschen – kein Zweifel daran gegeben ist, daß es auch die Insel wirklich gibt. Wir alle haben unsere Gründe, von hier wegzukommen; weg aus dieser Gesellschaft. Das Heil auf einer unbewohnten, unbekanntem Insel zu suchen, mag zwar eine hohe Form des Idealismus sein, jedoch ist sie im Rahmen der besonderen Situation durchaus berechtigt.«

»Wir wissen bis jetzt nur noch nicht, wo genau die Insel liegt und wie wir hinkommen«, fügte ich bei. Zuweilen kamen mir Umfang und Planung dieser Unternehmung so albern vor, als würde eine Gruppe Kinder über die Anlage eines Baumhauses beraten und es dann bauen. Wozu war ich geworden? Wäre ich allein, müßte ich mich nicht der peinlichen Offenlegung meiner Wünsche stellen; aber allein konnte ich niemals nach Dulcedo kommen. Vielleicht war es doch gut, gleichgesinnte Freunde zu haben, denen man endlos vertrauen kann, weil sie eben wirklich genau das gleiche wollen wie man selbst, und dies auch mit entsprechender Entschlossenheit zeigen.

»Jolene sagte bereits, daß in den alten und neuen Karten kein Hinweis auf die Insel zu finden ist. Aber das sollte uns nicht abhalten nach ihr zu suchen, nicht wahr?« stellte Olivia fest. Ich hielt derweil eine Hand vor das Gesicht und wußte nicht so recht darauf zu antworten. Zweifelsohne war Olivia eine starke, d. h. selbstbewußte Frau. Das war auch leicht zu erkennen, da sie trotz geringfügigen Übergewichts farbenfrohe, auffällige Kleidung trug und auch sonst alles sehr direkt aussagen konnte. Sie schien mir dahingehend unverletzlich. Aber worin bestand ihre eigentliche Motivation?

Trieb sie tatsächlich der gleiche Instinkt an, der auch mich in die Isolation verweist? Wollte sie auf diese Insel, weil auch sie sich verfolgt fühlte, unterdrückt oder fehlgeleitet? Versprach sie sich von der Zugehörigkeit unserer Gruppe die ihr sonst fehlende Freundschaft, oder hatte sie privates Interesse an der Insel, die ihr ein kurzweiliges Abenteuer sein würde? Wie sehr wäre sie bereit, die Insel zu erreichen? Würde sie ihr Leben dafür geben? Vielleicht müßte sie das, wußte es aber noch nicht. In den folgenden Stunden fand ich Gelegenheit, Olivia näher kennenzulernen.

Nach einer opulenten Mahlzeit führte das Vergnügen meinen Hunger gestillt zu haben dazu, die Sache mit der mir unklaren Motivation aufs neue anzusprechen:

»Olivia, ich weiß, wir kennen uns noch nicht so sehr. Und obwohl du auch Jolene zu kennen glaubst, meine ich doch einige Eigenheiten an ihr entdeckt zu haben, der du dir gar nicht bewußt bist. Damit will ich sagen: Auch ich habe einige Eigenheiten, die du momentan nicht einmal erahnen kannst, und trotzdem wollen wir miteinander auskommen.«

»Meine Güte, drückt Sully sich wieder kompliziert aus!« kicherte Jolene und stieß Olivia an.

»Was ich meine ist, daß dieses Unterfangen von nun an mein Leben bestimmen wird. Ich kann nicht erwarten, daß das jemand versteht oder mir aus nur diesem Grunde folgt! Jeder wird die Entscheidung für sich selbst treffen müssen. Für mich wird es bedeuten, daß ich ein *altes Leben* beende, und ein Neues beginne. Egal, wohin es mich führt, oder ob es ... meinen Tod bedeutet.«

»Glaubst du, Sucellus, du seist der einzige, der nichts zu verlieren hat?« – Wieder sprach das Dominante aus Olivia und bannte meinen Stolz: »Ich bin ganz allein auf der Welt,

habe nichts als ehrliche Absichten im Kopf und Herzen. Und werde doch ignoriert!« Fast meinte ich, glitzernde Tränen in ihren Augenwinkeln wahrzunehmen. »Schon vor langer Zeit«, fuhr sie fort, »wurde ich allein gelassen und mußte selbst zurechtkommen. Meinen Vater kenne ich kaum, irgendwo lebt noch eine Mutter und ein Bruder und vielleicht noch ein Geschwister. Kenne allesamt kaum mehr als dich. Und so wenig ich mir darüber im Klaren bin, desto sicherer bin ich mir, daß sie sich um mich nicht scheren! Stattdessen lebe ich ein entbehrensreiches Leben, wenig erfüllt, erdrückend und voller Ungeduld.«

»Ungeduld wovor?« fragte ich.

»Vor dem ungewissen Ende. Dem Schlag, der mich bewußtlos schlägt und in einer Welt aufwachen läßt, die ich nicht mehr verstehe. Ich erwarte diesen Tag, manchmal wünsche ich ihn mir hervor. Aber häufig weise ich mich auch durch die Unsicherheit aus, ob ich dieses Ereignis miterleben oder meiden möchte. Momentan treibt mich alles zur zweiten Wahl; ich suche einen Punkt zur Flucht; will an einem Schatten zum Ganzen aufsehen; will endlich wissen, warum ich so uneins bin und mich jedermann zu übergehen scheint.«

»Zum Glück bin ich nicht jedermann«, korrigierte Jolene und legte ihr mitfühlend die Hand auf die Schulter.

»Ich habe die Welt im Wandel gesehen und überblicke nur ein paar Jahrzehnte. Aber wenn der Grad an Technisierung, Autonomisierung und Automatisierung weitergeht . . . , wird die Menschheit enden Mensch zu sein. Dulcedo könnte mein Ausweg sein, unser aller Ausweg!«

Obwohl ihre Stimme mit den letzten Silben immer leiser und vorsichtiger wurde – gerade so, als müsse sie eine zu

starke Spannung in ihrem Willen umgehen, damit ich nicht meine »Erlaubnis« zurückzöge, sie auf die Insel mitzunehmen –, hatte sie mir im Grunde aus der Seele gesprochen, und ihre Teilnahme an der Gruppe unlängst entschieden.

»Dann freut es dich vielleicht, Olivia, zu hören, daß es Neuigkeiten gibt und ich der Geheimniskrämerei um diese Insel einen großen Schritt nähergekommen bin.«

Beide Frauen schwiegen und starrten mich mit großen Augen an; sie gierten geradezu nach einer neuen Information, die über das wenige Bekannte hinausreiche. Wie ich später erfuhr, war Olivia von Jolene bereits detailliert instruiert worden; sie wußte also alles, was ich ihr von meinen Recherchen im Internet mitgeteilt hatte.

»Ich war dort – wo man die Überlebenden untersucht hat, und gestern abend zurückgekehrt. Das Institut ist heruntergekommen, es gibt kaum noch Verbindungen zum damaligen Projekt, das sich intensiv mit der Familie und ihren Fähigkeiten auseinandersetzte. Der damalige Leiter Hazel ist inzwischen verstorben und durch glückliche Umstände kam ich mit einem seiner ehemaligen Doktoranden ins Gespräch, der mir sozusagen alles Wissenswerte und noch viel mehr offenbarte. Mehr, als ich je übers Internet in Erfahrung gebracht hätte!« – Meine beiden Zuhörerinnen tranken und aßen, wagten aber nicht eine Sekunde, von mir wegzublicken oder sich von etwas ablenken zu lassen. Ich erzählte ihnen ohne große Aufregung von der Familie, die hier wie Laborratten getestet wurden, von den wenigen bekannten Details über die Insel, von ihrer unbekannt Position und auch von dem Sand und den Haaren.

»Das muß es sein!« stieß Jolene heraus: »Das ist der Beweis!« – Und ich nickte ihr zu.

Da ich mich für einen unverbesserlichen Zweifler an allem hielt, ließ ich es mir selbstverständlich nicht nehmen zu vermuten, daß wir Drei gerade an einer Angelschnur hingen und auf ein ganz großes Komplott hereingefallen waren. Im Grunde hätte mir Pieter alles mögliche erzählen können und ich hätte es fraglos geglaubt. Angesichts des Mangels an alternativen Informationsquellen wären seine Worte mein Ausgangspunkt gewesen. Auch wußte ich, daß noch lange kein Beweis für die Existenz Dulcedos vorlag, nur, weil mir irgendjemand eine Handvoll Sand gezeigt hatte. Erst wenn ich tatsächlich an Dulcedos Strand stünde, den ich nach weitreichenden Mühen erreicht haben würde, wüßte ich um die Wahrheit Bescheid. Immerhin sprach im Moment mehr für die Existenz der Insel und der Überlebenden. Und dann erzählte ich ihnen von dem Buch.

»Ein Tagebuch? Von Præcipua? Oh Mann! Was steht drin?« Jolene konnte ihre jugendliche Ungeduld kaum bremsen. Im nächsten Moment erwartete ich ihre Forderung nach Einsicht in das Buch, aber diese Frage wurde nie gestellt. Von vornherein, also ohne kurzfristige Improvisation, schien sie um ihre Situation gewußt zu haben und drängte sich zu keiner Sekunde auf. Natürlich wollte sie alles über das Buch und ihren Inhalt wissen (für sie war es wohl wie der Fund des Tagebuchs eines lange verehrten Idols), aber als ich ihr von meinem Fortschritt erzählte, ließ sie es sein und mich sprechen. Wie ich ihr berichtete, hatte ich bislang nur wenige Einträge des Tagebuchs lesen können, und der noch nicht gelesene Teil bot vielfache Chancen diejenigen Informationen aufzufinden, nach denen wir so sehr suchten. Jolene benahm sich zurückhaltend und war bereit abzuwarten, bis ich alles gelesen hatte. Wäre ich an ihrer Stelle gewesen,

hätte ich nicht auf die Herausgabe des Buches gedrängt, um eine Situation zu vermeiden, in welcher mir gewahr wird, daß der Text überhaupt nicht hilfreich ist. Olivia ihrerseits hörte sich alles Gesagte aufmerksam an und sagte gar nichts dazu. Ihre Blicke schienen zunehmend in das Träumen abzuschweifen und ich spürte, daß sie sich die von Præcipua aufgezeichneten Beschreibungen vor ihrem gedanklichen Auge verbildlichte.

Bevor wir uns trennten, sprachen wir noch das weitere Vorgehen ab: Olivia und Jolene wollten unbedingt wissen, was als nächstes zu tun sey; wiederholt schienen sie die Abreise zur Insel kaum erwarten zu können, wenschon ich mehrfach die Notwendigkeit einer gewissenhaften Vorbereitung betonte.

»Wie es momentan steht, habe ich die einzige Informationsquelle im Besitz, die uns weiterhelfen wird. In den nächsten Tagen werde ich sie weiter studieren, sie wird zu meiner Priorität werden. Vielleicht erwähnt Præcipua irgendwo darin, wie Dulcedo zu finden ist«, mahnte ich.

»Aber brauchen wir nicht Koordinaten oder so etwas? Wie kann sie die wissen, wenn sie auf der Insel wirklich so isoliert waren und keine Meßinstrumente hatten? Kein GPS, keinen Kompaß und keinen Sextanten?«

»Vor Erfindung dieser Geräte hat man sich anhand der Sterne und des Sonnenstands orientiert. Warum nicht auch in heutiger Zeit? Und wenn es wirklich stimmt, was Præcipua alles geleistet haben soll . . . , allein schon ihre bemerkenswerten geistigen Fähigkeiten betreffend, halte ich es für möglich, daß sie auf irgendeinem Weg die Lage der Insel rekonstruieren konnte. Ich glaube, sie wußte ganz genau Bescheid, wollte es den Schlipsträgern nur nicht preisgeben.« –

Ich sagte das, als hätte ich zu Præcipuas engsten Vertrauten gehört und sie schon viele Jahre gekannt. Warum auch nicht, wenn ich es fühlte, und mir Præcipua nicht widersprechen konnte!

»Nur Mut, Jolene«, beruhigte ich sie: »Was wir vor allem brauchen ist Willensstärke. Lasse uns zunächst alle Informationen zusammentragen und dann sehen wir weiter. Dem beiliegenden Zettel zum Tagebuch entsprechend, kennt niemand dessen Inhalt. Vielleicht ist das der einzige Grund, warum die Insel bislang nicht entdeckt worden ist. Wir sollten darauf vertrauen, daß ... «

»... daß das Glück diejenigen bevorzugt, die etwas zu wagen bereit sind! Die ewig Mutlosen werden keine Hoffnung schöpfen. Sie werden nie ein Ziel erreichen, niemals von Bedeutung sein!« löste mich Olivia ab und zeigte mir deutlicher als je zuvor, daß sie hervorragend zu unserer Gruppe paßte. Jolene sah auf und wollte lieber morgen als heute leben. Ich lächelte Olivia vertrauensvoll an. Kaum zu glauben: Ich kannte diese Frau keine vier Stunden, und doch besser als ich meine ehemalige Freundin zu kennen glaubte. Vielleicht erinnerte ich mich nur nicht mehr an sie.

»Ich schlage vor, daß wir erst einmal in Kontakt bleiben. – Jolene: Ihr beide könnt euch ja erreichen und absprechen, nicht wahr? Ich werde derweil das Tagebuch weiter lesen und wir, Olivia, treffen uns in ein paar Tagen wieder. Vielleicht wäre es derweil sinnvoll, einige Gedanken zur Vorbereitung zusammenzutragen.«

»Was meinst du?« fragte Olivia.

»Ich meine, daß wir wissen, daß Dulcedo irgendwo im Ozean liegt. Wenn ich tatsächlich auf so etwas wie eine genaue Positionsangabe stoße, müssen wir uns Gedanken

darüber machen, wie wir dorthin kommen. Mit einem Flugzeug? Mit einem Boot? Was davon ist innerhalb unserer finanziellen Möglichkeiten machbar? Was brauchen wir an Ausrüstung und Verpflegung und so weiter?»

Das klang nach einem Plan, dachte ich mir, als wir uns verabschiedeten und jeder seine Wege ging; einem *richtigen* Plan, der nun Gestalt annahm und nicht nur nackte Theorie war. Sollte ich deswegen nervös werden oder mich gedanklich mit einem Rückzug befassen? War es dafür schon zu spät, da »meine Gruppe« einen Fortschritt erwartete? War ich wirklich unbeabsichtigt ihr Anführer geworden, nur, weil ich das blöde Tagebuch behielt? – Mit diesen Fragen wollte ich mich momentan nicht befassen.

Als die Abendstunde hereinbrach, hatte ich mich vollständig in meine Wohnung zurückgezogen und mir ein sättigendes Essen am Bett bereitgestellt. Kissen waren aufgestaut, sodaß ich mich bequem daran anlehnen und lesen konnte. Und dann richtete ich im Schein einer gelben Lampe meinen Blick auf den nächsten Eintrag in diesem vielleicht wichtigsten Buch meines Lebens:

16. Mai 1995

Heute sind wir in eine andere Unterkunft umgezogen, und das, obwohl die alte noch bewohnbar war. Damals auf Dulcedo haben wir nur das Lager gewechselt, wenn unsere Hütte baufällig wurde, faulig und morsch; wenn der Fischgrund am Strand einer Erholung bedurfte. Dann haben wir meist direkt auf die gegenüberliegende Insel-Seite übergesetzt. Vater hat das vorher überprüft und wanderte

stundenlang die Küste entlang, um eine geeignete, nicht zu windige Stelle auszumachen, die hoch oben in den Büschen lag, daß wir sicher vor der Flut seien. Er tauchte durch das Wasser und schien sich davon überzeugen zu wollen, daß es reichlich Meerestiere zu jagen gäbe. Dann holte er uns nach und wir suchten gemeinsam das Baumaterial für die neue Bleibe zusammen. Das geschah etwa alle zwei Jahre.

Heute habe ich beobachtet, daß die Menschen aus viel geringeren Gründen ihren Wohnort wechseln. Nicht weil sie dazu gezwungen werden, sondern weil es ihnen anderswo besser gefällt. Oder weil sie Gesellschaft suchen. Gerade das war für uns nie ein Problem gewesen. Wir Vier bilden ja noch immer eine Familie. Nur kommt es mir so vor, als habe man uns das Strohdach über den Köpfen fortgerissen und nun, vor allen Blicken entblößt, in einen Käfig gesetzt. In dieser Zivilisation findet man eine private, intime Umgebung nur noch mühevoll, beinahe jeder will das Ziel meines Weges wissen. Bin ich dann mal ein paar Stunden nicht auffindbar, werden alle ganz hysterisch. – Als ob sie mich zum Überleben benötigen! Auf Dulcedo war ich so manches Mal tagelang fort, und meine Eltern haben sich nie darüber gesorgt. Sie wußten ja, daß ich nur irgendwo auf dieser kleinen Insel sein kann,

nirgendwo sonst! Ich bedauere, daß wir gezwungen waren, unsere Heimat zu verlassen.

18. Mai 1995

Unser neues Haus ist zweigeschossig und mit einer Treppe verbunden. Eine solch enge Spirale bin ich nie zuvor im Leben gelaufen! Mir dreht sich alles, wenn ich mir deren Überwindung vorstelle! Es gibt ein Zimmer für jeden von uns, eine Küche, ein Bad. Vom oberen Stockwerk aus kann ich die Stadt sehen, und die Nächte wirken hier ganz anders als ich sie kenne. Anstelle tausend kleiner Lichter über mir, sehe ich sie nun verteilt am Horizont, glitzernd gelb und rot, weiß und grün. Dafür ist nun der Himmel leer und schwarz, wie es ehemals der Boden der Insel war.

Fast alles in diesem Haus ist aus Materialien erbaut, die wir von Dulcedo nicht kannten: Glas, Metalle, Beton, Gummi, Kunststoffe. – All das wirkt so fremd im Rahmen der Umwelt und scheint wie von einer anderen Welt zu stammen. Es ist beinahe unglaublich, daß auch diese künstlich erzeugten Materialien nur aus der Natur stammen sollen. Hier in der Zivilisation baut man ganze Häuser daraus und lebt darin, während wir uns auf Dulcedo nur mit dem umgaben, das unmittelbar vor unserer Unterkunft wuchs. Und *trotzdem* haben wir überlebt! Welchen Nutzen kann dann all das Glas und Metall haben, aus dem sich die

Zivilisierten ihre Festungen bauen? Vergitterte Fenster, Schlösser an den Türen. All das deutet für mich auf Fehler in der gesellschaftlichen Struktur hin, nicht auf eine unbeeinflussbare Notwendigkeit.

Letztendlich erinnere ich mich immer gerne daran, wie mir Vater und Mutter diese interessanten Materialien beschrieben, die wir auf der Insel nicht in die Hand nehmen konnten: etwa Metall – kalt und unbeugsam. Viele der Menschen dieser Welt lassen sich ebenso beschreiben. Oder Glas: leicht zu erschüttern, durchsichtig und ohne Substanz, zerbrechlich beim kleinsten Einfluß. Trifft das nicht auch auf die meisten menschlichen Gemüter zu? Oder Kunststoffe: künstlich, als wären sie nicht existent; scheinbar nützlich und vielfältig, aber doch ein Gift für die Umwelt. – Auch mit diesen Worten kann man viele Erfindungen und Werkzeuge der Menschen beschreiben. So zeigt sich mir, daß die Menschen im Laufe von Jahrtausenden eben jene Eigenschaften angenommen haben, die sie aus der Natur herausformten, um einen Nutzen aus ihnen zu gewinnen. Leider haben sie die Fähigkeit zu erkennen eingebüßt, daß sie sich zunehmend abhängig machen. Erst wenn man einen Fisch mit einem Speer aufspießt, ihn über einem Feuer brät und hineinbeißt; wenn man sich den Körper mit Schlamm abreibt, um die Insekten

fernzuhalten; wenn man sich tagtäglich mehrmals schneidet und das Blut ableckt; wenn man Schutz vor Wetter und Sonne suchen muß; wenn die Sinne für die nächste Mahlzeit und den Vorrat über die heißen oder nassen Jahreszeiten geschärft sind ... – erst dann ist man zu seinem menschlichen Ursprung zurückgekehrt und zur Ergründung seines Geistes bereit.

Es beeindruckte mich, daß Præcipua diese Erkenntnisse innerhalb nur weniger Monate erlangt hatte. Viele andere brauchen ein langes Leben dazu und sind am Ende zu senil, um ihre Weisheit preisgeben zu können. Insgesamt stimmte ich mit ihr überein, und empfand das von ihr beschriebene und verlebte, entbehrungsreiche Leben als erstrebenswert, um zu seinen Wurzeln zurückzufinden. Dadurch bin ich zu keinem Anhänger einer Klosterbruder-Gemeinschaft geworden, die sich einem Schweigegelübde oder dem Verzicht auf bestimmte Lebensmittel verschrieben hat, nur um die gewonnene Kapazität in Meditation zu investieren! Ganz im Gegenteil! Auch ich habe viele Jahre – mehr aus Gewöhnung – die Vorzüge meines Lebens genutzt: ein bequemes Bett, von Fremden gekochte Nahrung, von Fremden hergestellte Kleidung. Heute sehe ich meine Abhängigkeit; die Abhängigkeit von allen anderen. Aber liegt nicht die bewußte Stärke eines Menschen in seiner Fähigkeit zu improvisieren und zu lernen außerhalb gemeinschaftlicher Unterstützung? Glücklicherweise erkannte ich meine abhängige Lage und befand, daß ich schon zu lange auf Kosten der anderen gelebt hatte. Es ist also nicht die Abkehr vom Angenehmen,

sondern die Zuwendung zum Angemessenen! Als würde ein Schriftsteller wieder zu Stift und Papier greifen anstatt zur Computertastatur, obwohl sie ihm so viele Erleichterungen bedeutete; aber er wechselte nicht aus Verzicht auf diese Vorzüge, sondern weil sich in handschriftlicher Leistung etwas erkennen läßt, für das der Computer und alle den Computer favorisierten Anwender blind sind.

Wie ich im nächsten Eintrag las, waren auch Præcipua und ihre Familie fern jeder Bequemlichkeit:

25. Mai 1995

Tag und Nacht tun es nicht; sogar der Schlaf erinnert mich nicht an das Leben auf Dulcedo. Auch sind es andere Träume, die ich zu verleben glaube. Auf Dulcedo *wählte* ich den Schlafplatz, der manchmal in unserer Hütte lag, manchmal unter freiem Himmel und dann immer an einem anderen Platz: Mal zwischen den Palmen am Strand, mal auf felsigen Grund weiter im Inneren der Insel. Hier in unserem Haus steht das Bett immer an einer Stelle im Zimmer und man erwartet von mir, daß ich diesen Platz immerzu bei Nacht aufsuche. Niemand denkt darüber nach, ob es der am besten geeignete Platz im Haus ist; das Bett steht einfach da. Und wieder einmal richtet sich der Mensch nach einer seiner Errungenschaften, und nicht die Neuerung nach ihm.

Obwohl es auf Dulcedo nichts zu befürchten gab – Schildkröten waren die größten an Land

lebenden Tiere der Insel –, fühlte ich mich stets am sichersten in der Nähe meines Bruders. Es gab so einige Tage, da fürchtete es mich vor dem Alleinsein, und ich wußte nicht woher. Ging ich nur eine Stunde an den Klippen spazieren, konnten aufziehende Wolken dazu führen, daß ich nach Hause eilte und mich in meinem Schlupf verkroch; kaum den nächsten Morgen erwartend, dessen Grelligkeit meine Angst vertrieb. Dann sehnte ich mir Regulus herbei, der mein Anvertrauen wortlos verstand. Rücken an Rücken schiefen wir in der Hitze der Nacht ein. Hier in der Zivilisation ist diese Möglichkeit vergessen. Die von mir beschriebene Angst wird unbegründet abgetan, verlacht oder einfach ignoriert. Auch Regulus kann neuerdings nicht ständig in meiner Nähe sein; seine »Insel« ist nun die ganze Welt, und die will er erkunden. Was also sollte ihn bei mir halten?

30. Mai 1995

Wieder dieses eigenartige Essen, das man uns immerzu anbietet: Vorbereitet und ohne die Möglichkeit zu erkennen, was es *vorher* einmal gewesen ist! Ich muß andauernd neue Ausreden erfinden, weshalb ich diese Kost nicht verzehren möchte; meistens reicht ein flüchtiger Verweis auf meine Unverträglichkeit dieser neuen Nahrung, und meine Eltern billigen es. Wann immer es möglich ist, wähle ich das Essen, das ich kenne: große Blätter im

Salat, knollige Wurzeln, kleine graue Pilze und Fisch. Hin und wieder auch Krustentiere, aber weitgehend Fisch. Die anderen haben damals auch Vögel gefangen und verzehrt, die auf der Insel nisteten. Aber ich wollte niemals diese Tiere essen, deren Eier waren mir genug. Einmal strandete ein kleiner, etwa drei Meter langer Wal an der Südküste und wir fanden ihn im Sterben vor. Er war zu schwer, um ihn zurück ins Wasser zu ziehen, also töteten und schlachteten wir ihn. Ich glaube, damit hatten wir unserer Natur am sinnvollsten entsprochen; der Wal wäre ohnehin gestorben und verweset. Dies zeigt, daß wir von Gelegenheiten lebten und nach besonderen Dingen dürsteten. Heute können die Menschen zu jeder Jahreszeit Früchte und Gemüse kaufen, die in ihrem Umland eigentlich gar nicht wachsen dürften. Wie kann man so noch behaupten, sich auf ein bestimmtes Saisongemüse zu freuen? Ich dagegen begegnete voller Erwartung jedes Jahr der Herbst-Strömung aus Westen, die Quallen und Algen antrieb, und mit ihnen die blauroten Fische, die langen Grauen und viele weitere Arten, die zu benennen ich nie Notwendigkeit befand, solange ich sie nur sicher bei der Jagd identifizieren konnte.

2. Juni 1995

Wer so lange wie ich an einem von der Zivilisation so unterschiedlichen Ort gelebt hat,

wird andauernd durch die Welt streifen und Vergleiche ziehen. Vor Kurzem erst habe ich von Soldaten gelesen, denen ganz Ähnliches widerfahren ist: Sie waren ein paar Jahre in einer Kriegsregion stationiert und das prägte ihr gesamtes Leben. Nach ihrer Rückkehr ins zivile Leben, die durchaus mit meinen Erfahrungen vergleichbar ist, erkannten sie kaum etwas wieder und waren eigentlich noch immer Teil einer ganz anderen Umgebung. Sie verglichen alles mit dem Erfahrenen: Bei der Armee war ihr Essen anders, ihre Unterbringung, ihre täglichen Abläufe und Hygiene. Das stimmt. Und das trifft auch auf mich zu. Auch ich gehe umher, rede mit Leuten, betrete Geschäfte, lese Bücher ... – ununterbrochen ziehe ich Vergleiche mit meinem »alten Leben«.

Jetzt sehe ich die Notwendigkeit eines Vergleichs mit meinem Tagesablauf auf Dulcedo: Heute mag alles glänzender und steriler sein; aber auf Dulcedo war vieles einfacher: Es bedurfte keiner Erlaubnis, einen bestimmten Flecken Erde zu betreten; es gab keine Regeln und Gesetze; niemand verlangte eine Bezahlung dafür, wenn ich eine Frucht vom Baum nahm und aß. Wir fischten, wann und wo immer es uns gefiel. Wenn uns in der Nacht fror, entzündeten wir ein kleines Feuer und scharten uns darum. Heute dagegen wirkt man schon

»seltsam«, wenn man sich mitten in der Nacht nach draußen stellt und im Blick gen Himmel seine Gedanken ordnet. All das verwirrt mich sehr.

Dabei sind die Menschen hier im Grunde nicht fortschrittlicher als ich es damals auf der Insel war. Sicherlich, damals war ich nicht so sauber wie heute. Wir hatten ja keine Seife. Trotzdem mußte ich mir Nägel und Haare hin und wieder kürzen, mich um Parasiten kümmern, meine Notdurft verrichten. Nichts von dem unterscheidet mich von den Menschen, die hier leben. Ich lebte nur *anders*.

11. Juni 1995

Heute traf ich auf Hazels Anbitter einen Astronomen, der mir Sternenkarten ausbreitete und mich danach fragte, ob ich bestimmte Konstellationen wiedererkenne. Es war wohl so eine Art verspäteter Versuch, nachträglich die Lage von Dulcedo festzustellen, nun da wir uns nicht mehr an andere Merkmale wie die ungefähre Himmelsrichtung oder Entfernung von diesem oder jenem Festland erinnerten. Ich sah eifrig über die bunten Karten und erkannte selbstverständlich vieles wieder; zu sehr waren mir in meinen Kindheitsjahren die Sterne zu einer verinnerlichten Heimat geworden, die ich niemals wieder vergessen werde. Und blendete ich all die Namen der Sterne und Konstellationen aus, so entsprach die Karte

tatsächlich dem Bild in meiner Erinnerung. (Dabei sah ich, daß mein Lieblingsstern, dieser blaue Lichtpunkt, Teil des Sternbildes »Puppis« sey.) Der Astronom drehte die Karten immer wieder und fragte nach der Ausrichtung markanter Konstellationen zu einer bestimmten Jahreszeit; wie hoch die Sterne gestanden haben und so weiter. Und obwohl mir die Sterne so vertraut waren wie den meisten Menschen ihr Heimweg, gab ich doch Unkenntnis vor und tat, als hätte ich mir die Lichtpunkte da oben nie genauer angeschaut. Enttäuscht zog der Astronom wieder ab. Von meinem Bruder hatte er vermutlich das gleiche gehört.

13. Juni 1995

Ich erinnere mich, daß mir Mutter immer von den Greueln der Menschheitsgeschichte berichtete, während Vater immer ihre Errungenschaften betonte. Nichtsdestotrotz waren beide wohl nie einverstanden mit der gegenwärtigen Gesellschaftsform. Auf diese Themen kamen wir meistens an Abenden, an denen es regnete und sich die Auswärtigkeit als zu naß und kalt ergeben hätte. Dann drängten wir uns um ein kleines Bodenfeuer in unserer Hütte und drückten uns aneinander, um Körperwärme auszutauschen. Dabei aßen wir dasjenige, das von der mittäglichen Mahlzeit übriggeblieben war.

Mutter geriet meist in Rage, wenn sie sich

einige Minuten über die kriegerischen Auseinandersetzungen geäußert hatte. Deutlich war zu erkennen, daß sie jedwede Sinnhaftigkeit darin vermißte. Und selbst wenn sie eine erkannt hätte, wäre sie alternativen Lösungen eher zugetan. Vater bremste sie dann mit einem Wechsel des Gesprächsthemas und fragte uns Kinder, wann und wo bekannte technische Fortschritte gemacht worden waren. Dieses Quiz sollte schulen, was wir zuvor von ihnen gelernt hatten.

Nach noch nicht einmal einem Monat hier in der Zivilisation stellte ich fest, daß meine Mutter mit ihren Ansichten der Wirklichkeit näher war als mein Vater. Was ins Auge fiel, an jedem Ort auf der Welt, das waren Konflikt und Haß. Von den technischen und wissenschaftlichen Höhepunkten war dagegen nirgendwo etwas zu sehen. Ich erkannte ferner, daß der Mensch aus den niedrigsten Gründen Kriege führte und Menschen, die er nie gesehen hatte, bereitwillig und fraglos zu töten bereit war. Nach kurzer Überlegung weiß ich sicher zu nennen, daß ich das nicht könnte: Welche Notwendigkeit bestünde darin, die Existenz und das zukünftige Schicksal eines anderen Menschen zu beenden, wenn mir dieser niemals ein Leid zugefügt hat? Wie man aus den Kontinente übergreifenden Kriegen der Menschheit weiß, ist man sogar dazu bereit, Bomben auf weit entfernte Ziele zu

entlassen, ohne zu wissen, wer oder wie viele Opfer dabei zu beklagen wären. Soldaten befolgen Befehle, ohne sie zu hinterfragen; sie riskieren ihre Leben für ein Dogma, das sie nicht vollständig verstehen; und sie töten freiwillig Menschen, die sie nicht kennen. Ich finde diesen Aspekt der menschlichen Bereitwilligkeit verachtenswert.

Ist die Behauptung zu gewagt, jeder Mensch könnte sich in einem rundum umsorgten Leben in Hinblick auf Ausbildung, medizinischer Versorgung und sonstiger Lebensqualität wissen, wenn man nur die derzeitigen Ausgaben für das Militär und die Geheimdienste auf Null setzt? Löst doch die Armeen auf und leitet das Geld in die Bildung! Und ihr werdet eine Menschheit erhalten, die zu den Sternen reist! – Interessant ist sie, diese »Zivilisation«, aber unwürdig.

Hier stand abermals geschrieben, was auch ich dachte: Überall Wahnsinn und die Ungläubigkeit, daß nur ich allein die Unsinnigkeit hinter all dem sehe. Jedoch, wie sich Præcipua ausdrückte, kam es mir vor, als würde ein großer Wissenschaftler (wie beispielsweise Einstein) sein ungeschöntes Mißfallen zum Ausdruck bringen, geschützt vor politischer Gegenwehr durch seine einmaligen Leistungen und Gedanken; sozusagen mit der Gewißheit ausgesprochen, dem nur zustimmen zu *können* oder sich als Dummkopf auszuweisen. In der Hinsicht war ich ihr nicht unähnlich, auch wenn ich mich meine kritische Meinung niemals so offen darzu-

legen traute. Denn anders als in früheren Zeiten ist man heute umgeben von unsichtbaren Augen und Ohren; und selbst diese »Beweise« sind oft nicht erforderlich, um jemanden aus einer Laune der »Rechtsstaatlichkeit« heraus zum Schweigen zu bringen. Eine Haft im Gefängnis kann hier noch als *bessere* Konsequenz angesehen werden.

Natürlich hatte ich diese Symptome unlängst diagnostiziert, wenschon ich keine direkte Ursache ausmachen konnte: Insgesamt schienen sich die Horden an Menschen selbst etwas vorzumachen und mit ihrer Eigenwilligkeit, ihrer Habgier und kollektiven Dußligkeit ohne fremde Führung in den Abgrund zu begeben. Schon vor Jahren nannte ich dieses Phänomen »Xenokratie«, das ist die Steuerung bzw. Entschiede bzw. Gesetzgebung durch Fremde oder unbekannte Mächte, nicht durch das Volk, das sich für kontrollierend hält. Und wer auch immer dahintersteht und das Ganze in seinen Händen hält – es ist eine Macht, gegen die ich niemals allein ankommen kann oder will. Deshalb ziehe ich mich auch zurück und *deshalb* kommt mir auch diese Insel so gelegen.

8 Zuwachs

Olivia arbeitete an sechs Tagen pro Woche im Supermarkt, wie sie mir in den letzten Stunden unseres Gespräches erzählte. Es war nur ein kleines Geschäft, gleich um die Ecke von ihrer Wohnung, mit einem Wochenmarkt vor der Tür und einer Fleischerei direkt im Haus. Sie war dort wohl schon eine Ewigkeit angestellt und gehörte zum festen Hauspersonal. Eines Tages, in ihrer Jugend, hatte sie als Aushilfe

angefangen und war dann von dort nicht mehr weggekommen. Sie hatte die Schule nie beendet, offenbarte sie mir ohne Scham, und ich empfand durch ihre geistige Reichweite keinerlei Verlegenheit dabei.

Wie sie sich ausdrückte, steckte ihr ganzes Herzblut in ihrer Arbeit im Supermarkt. Dabei übernahm Olivia abwechselnd alle Positionen im Betrieb: Von der Bedienung der Kasse, der Abrechnung nach Feierabend, dem Bestellen und Einräumen neuer Waren. Sie selbst sah sich als sehr effizient, was zum Teil auf ihren Beobachtungen fußte: So war sie Teil einer kleinen Gemeinschaft, bei der alle, auch der Chef, mit anpackten: Kisten trugen, Lebensmittel einsortierten oder andere Aufgaben übernahmen. Es war diese Form der Ausgewogenheit einer Gesellschaft, die sie so faszinierte und der sie das Lob abgewann: »So sollte Arbeit geteilt werden!«, unabhängig von einer etablierten Hierarchie.

»Trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, daß *das* das Ziel meines Lebens ist. Ich bin ja immer nur für andere da!« klagte sie zusammenfassend und stellte ihre Unzufriedenheit in den Raum. Und wäre ich an ihrer Stelle gewesen und hätte ein Leben lang für ein fremdes Wohl geschuftet – auch mir hätte sich die Ahnung aufgedrängt, daß es da *noch mehr* geben muß als das alltägliche Tolerieren einer unbefriedigenden Beschäftigung. »Ich möchte einfach nur hilfreich und Teil einer Gruppe sein«, beteuerte Olivia und ich erinnere mich ganz genau an diese Worte, sogar an den Klang. Denn es war ein eindrucksvolles Geständnis an Aufrichtigkeit und motivierten Tatendrang.

Olivia hatte nicht nur deswegen ein immenses Interesse daran, nach Dulcedo mitgenommen zu werden. Sie mußte nichts weiter sagen und ich hörte dennoch ihre ehrlichen

Absichten: So zeigte sie Sehnsucht nach einer Zeit, in der die tägliche Arbeit tatsächlich etwas dem Überleben der Gruppe bedeutete (wie dem Sammeln von Holz oder dem Zubereiten von Essen), und nicht nur am Monatsende *irgendwas* gegen Geld verrechnet wird. Das würde sich auch in meinen Augen *nicht richtig* anfühlen. Es erschien mir als »Umweg« um das wahre Leben, das ich mir anstrengend und mühselig vorstelle.

Am nächsten Tag hatte ich wieder im Kaufhaus zu tun und ging am Morgen an Jolene vorbei, die hinter einer Kasse stand und eine neue Papierrolle für die Maschine einpflegte. Ich sah ihr beim Vorüberschreiten stumm ins Gesicht und wir verstanden einander. Das alltägliche »Guten Morgen« war nun überflüssig geworden, wir waren fortan auf viel innigere Weise verbunden. Überheblich und einzigartig, von allen anderen separiert und etwas wissend, das sonst keinen beschäftigte. Am frühen Nachmittag traf ich auf einen Kunden, der mir in Erinnerung geblieben war.

Der junge Mann hatte sich in den Regalen mit der Bergsteigerausrüstung verirrt und schaute schon einige Minuten zwischen Haken, Seilen und Eispickeln herum, ohne fündig zu werden. Also ging ich zu ihm und bot ihm meine Hilfe an. An dieser Stelle sey angemerkt, daß ich meine Anstellung als Verkäufer nach wie vor sehr ernst nahm. Keinesfalls brachten mich die Erkenntnisse um Dulcedo aus der Ruhe, zumal noch kein eindeutiger Hinweis auf die Position der Insel gefunden war. Bis dahin würde ich auch weiterhin mein langweiliges Leben zubringen und alle jeden Tag erfahrenen Momente, die mich innerlich den Kopf vor Verzweifeln schütteln ließen, ertragen müssen.

Der junge Mann jedenfalls hatte den Plan gefaßt, diesen

und jenen Berg erklimmen zu wollen. Mit erstaunlicher Begeisterung sprach er von seinem »großen Lebensziel« und ließ mich an seiner Vorfreude teilhaben. Wie es mir vorkam, hatte der Mann keine große Erfahrung im Klettern, jedoch Geld. Nun war er daran, sich eine möglichst hinreichende Kletterausrüstung zuzulegen, um sich seinen Wunsch zu erfüllen. Mir stellte sich die Frage, wie lange der Mann wohl überleben würde. Käme er je am Berg an? Würde er zwanzig Meter klettern und dann in den Tod stürzen? Warum die Vorfreude auf ein so belangloses Unterfangen? Welchen Mehrwert würde er aus dem Erklimmen einer Bergspitze für sein Leben ziehen? Ist es nicht verwerflich, sein Leben für *Nichts* zu riskieren? – Und dann besann ich mich, daß ich ja das gleiche tue, indem ich die Insel Dulcedo suche und zu erreichen anstrebe.

Am Nachmittag trieb es mich nach Hause und wie immer hielt ich an der Eingangstür des Kaufhauses inne: Eine Überwachungskamera, kaum verborgen und an einem hohen Mast inmitten der Hauptgeschäftsstraße neben vier ihrer in alle Richtungen spähenden Schwestern angebracht, war auf mich gerichtet. Die Überwachung der Zivilbevölkerung hatte damals subtil begonnen und war auch heute kaum auffälliger. Oder wenigstens schien sich das Volk weniger daran zu stören, als würde man jeden Ansatz von Aufbegehren mit gerade so viel Süßigkeit bestechen, daß eine Revolte unterbliebe. Wogegen sollte man sich auch aufbäumen? – Der Feind hatte sich unsichtbar gemacht, trug weder Namen noch Nationalität. Und doch wußte man, worauf die skeptischen Blicke zu richten seien.

Was geschieht mit all den gesammelten Informationen über uns Bürger? Es gab keine Möglichkeit das herauszu-

finden. Auf Nachfrage baute sich eine Mauer auf; man begegnete einem mittelalterlichen Kirchendogma im Sinne »Hinterfrage es nicht, habe Vertrauen!« Regierung und untergeordnete Behörden, obwohl sie seit Jahrzehnten an in sie gesetztes Vertrauen und Integrität einbüßen, hatten sich geschickt darin zu veräußern gelernt, eine besorgte, auch eine mißtrauische Stimmung mit informativen Sätzen des gleichen Inhalts zu beruhigen. In jedem Fall tue man all das Vorgeworfene zum Schutz von Bürgern und Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Friedens. Wer aber auch nur marginal in Geschichte bewandert war, mußte erkennen, daß diese angebliche Wandlung – die Voranstellung des menschlichen Allgemeinwohls vor alle anderen Belange – einzigartig in der menschlichen Historie sey; und mehr noch: Es gab ja gar keinen greifbaren Hinweis auf eine tatsächliche Fortentwicklung der Gesellschaft! Wann immer ein einziges menschliches Leben am »großen System« rüttelte . . . , so war dieses Leben, egal wie gewichtig sein Name auch gewesen sein mag, niemals so vordringlich, daß man es zu töten nicht in Erwägung gezogen hätte.

Wenn es z. B. einen unter zunehmenden Machteinfluß stehenden Systemkritiker gäbe, wäre es dann nicht ein Geringes, einen von den System-Befürwortern inszenierten Mord an diesem einen auszuführen? Wäre das nicht der Weg des geringsten Widerstandes? Die Gesellschaften des Menschen, ob vergangene, gegenwärtige oder zukünftige, haben niemals anders gehandelt und werden es nie anders handhaben. Was man uns erzählte waren Lügen; wie man uns sah, so waren wir Nichts.

Ich hatte nun schon eine Weile in die Kamera gestarrt und wendete meinen Blick enttäuscht und mißbilligend ab.

Zu meiner Linken hatten sich einige Leute mit Schildern versammelt und erinnerten, wie jede Woche, an den Vorfall vom 14. April. Damals hatte man zwei Männer hier auf dem Platz zu einer Ausweiskontrolle angehalten. Das Ganze endete damit, daß insgesamt sechs Polizisten mit Schlagstöcken auf einen der Männer einprügelten, während ein weiterer drei Elektroschock-Ladungen in ihn schoß. Unnötig zu sagen, daß er nicht überlebte. Dort bei der Wand, die damals mit dem Blut des Opfers besprenkelt worden war, demonstrierten sie nun, und auch heute ist die kleine Gruppe wieder von zwei Dutzend schwerbewaffneten Polizisten umgeben. Sie sehen nun fast aus wie Soldaten, sind bereits in geringster Kampfmontur behelmt und tragen ein kurzes Maschinengewehr. Es ängstigt mich, ihnen auch nur ein gestohlenen Fahrrad zu melden.

Die meisten, so auch ich, wissen, daß dieser bedauerliche Vorfall nur ein weiteres Vorkommnis von Polizeigewalt in einer langen Serie ist. Und richtet man seinen Blick auf andere Regionen der Welt, geht es dort tagtäglich viel schlimmer zu als hier. Auch wenn man es damit relativiert – sind wir heute nicht so reif, all diese Gewalt zu vermeiden, anstatt sie unter augenscheinlichen Gründen vorgetäuschter Relevanz weiter auszubauen? Idioten sind doch all jene, die aufrüsten in dem Glauben, sich dem Frieden anzunähern. So rüstet man auch die Polizei auf, nicht um sie gegen härtere Verbrecher vorzubereiten, sondern für den Kampf gegen die eigenen Mitmenschen. Diese wiederum verallgemeinern alle Sicherheitskräfte und bekämpfen sie wie einen feindlichen Gegenpol. Wenn man nicht einmal diese Uneinigkeit zu verwischen weiß, wie könnte man sich dann erst mit geeinter Faust gegen die Umweltsünden stellen? Vielleicht

gar nicht.

Ich umging die Demonstranten weiträumig und wollte nichts mit ihnen zu tun haben. Ich hatte meinen Ausweg längst gefunden und klammerte mich daran. Mir erschien es in diesem Fall unsinnig, den krankenden Patienten zu heilen; ich wendete mich einfach zur Gänze ab. Wie sollte ich mich auch um die Bedürfnisse aller sorgen können?! Das konnte man mir unmöglich aufbürden!

Der Heimweg gestaltete sich wie jedesmal: Meine Wohnungstür durchtrat ich mit erhöhtem Puls und Wut. Die kurze halbe Stunde vom Kaufhaus bis in meine Straße reichte aus, um mich auf ein Dutzend Mißstände und gesellschaftliche Unbegreiflichkeiten aufmerksam zu machen. Umso mehr erfreute ich mich der Geborgenheit meines Heims. Im folgenden einer kleinen Mahlzeit widmete ich mich wieder Præcipuas Tagebuch, das für mich zu einer Art »heiligen Schrift«, einem Quell für Ausweg und Zerstreung geworden war:

17. Juni 1995

Ich sehe nicht gerne die Menschen leiden und möchte die Leidenden auf die vielen Welten da über uns verteilen. Es entspricht wohl meiner Natur für einen Ausgleich zu sorgen, so wie man manche Gottheiten nur aus ganz bestimmten Gründen anruft. Und obwohl mir das meiste meines Lebens widerstrebt, ließe es sich noch zum Guten, zum Vernünftigen wenden. Über die Zukunft einer ganzen Zivilisation mußte ich mir auf Dulcedo nie den Kopf zerbrechen, wenn ich des Nachts in die

Sterne sah. Wenn es aber ohne Einfluß bliebe, welcher Wesentlichkeit kommt dann ihr Inhalt zu?

Durch die Weiten des Universums schwingen die Blätter jener Palme, die mir den Blick nach oben teilweise verdecken. – In meiner Erinnerung liege ich noch immer am Strand und flüchte mich in die Unendlichkeit. Regulus ließ des Nachts gerne ein wärmendes Feuer vor der Hütte brennen, um die Insekten zu vertreiben. Da es aber blind machte für die zarten Lichter am Firmament, blieb ich nur ungern dabei, und suchte meinen Frieden auf einem anderen Teil der Insel.

Anders als Regulus hatte ich seither ein ständiges Interesse für die ferneren denn die naheliegenden Dinge meines Lebens: Beispielsweise kannte mein Bruder stets die kürzesten, direkt durchs Dickicht verlaufenden Wege zum Wasserloch, zum Vorratslager, zum Aussichtspunkt an den Klippen oder zur Bucht, wo die großen grauen Krabben und Schildkröten sich zum Ablachen sammeln; es waren nie die ausgetretenen Pfade, die wir anderen immer gingen. Ich dagegen entwickelte andere Feinheiten der Orientierung: Am Stand der Sonne konnte ich genau abschätzen, wie lange es noch bis Mittag oder ihrem Untergang sey; ich wußte die Stärker zweier weit voneinander entfernt liegender

Baumstämme mit bloßem Auge zu vergleichen; die Windrichtung aus der chaotisch wirkenden Masse von geneigten Grashalmen zu ermitteln. Und was die Sterne über uns betraf, so war ich die einzige, die eine bestimmte Konstellation mit nur einen oder zwei Sprüngen von einem auffälligen Stern aus wiederzufinden wußte.

Um meinen blauen Liebling zu finden, hangelte ich mich von einem großen Roten mit zweieinhalb Handbreit nach Osten, jedenfalls im Sommer, und traf dort auf eine perfekt gerade Linie aus vier Sternen, deren mein Liebling der zweite ist und blau, während alle anderen orangerot leuchten. Was dem Blauen in dieser Linie die Sterne 3 und 4 sind, das liegt ihm gegenüber als spitzes Dreieck, dessen er und der erste Stern der 4er-Kette Teil sind. Nicht weit von ihnen leuchtet ein weiterer heller Stern, ebenfalls bläulich und noch heller gar als mein Liebling, aber mir nicht so innig. Wenn man das Bündnis kennt, weiß man wohin man zu sehen hat. Aber von dieser Stadt aus, in der ich jetzt lebe, kann man den Zauber nicht sehen. Das betrübt mich und läßt mich ein Wiedersehen wünschen. Es ist, als hätte ich einen guten Freund in der Heimat zurückgelassen.

Gerade wollte ich den nächsten Eintrag beginnen, da klingelte es an der Wohnungstür. Es war Jolene.

Ich bat sie herein und sie nahm Platz. Doch war sie unru-

hig und ging in meiner Wohnung umher. Erst wendete sie sich meinen Büchern zu, dann den dazwischen aufgestellten Dingen; einem Stück Holz und einem Stein als Buchstütze, einer Kerze, einer Flöte, einem Schachbrett – all die Dinge, die es auf sie zu schauen interessant sein lassen würde, und die ich freilich zurücklassen mußte, wenn sich der Weg nach Dulcedo eröffnet.

»Was hältst du von Olivia?« begann sie schließlich und nahm nun endlich Platz, nachdem ich ihr Tee-Geschirr angerichtet hatte.

»Bist du deswegen gekommen?«

»Nein«, antwortete sie nach kurzer Pause: »Ich war nur ... wütend, und brauchte eine Ablenkung.«

»Was ist denn passiert?«

»Vorhin bei der Bank ... geriet ich an einen Kerl, wegen solcher Menschen ich weg von hier will! Gerade unterhielten wir uns – es ging um eine geänderte Kondition an meinem Bankkonto –, da wollte ich einen Zinsberechnungswert angepaßt sehen. Aber es ging nicht; der Beamte widersprach mir ständig; verwies auf seine Vorschriften und Protokolle. – Ist es falsch mit Leuten nichts zu tun haben zu wollen, die von sich aus nichts entscheiden, nichts verändern können?«

»Huh, Jolene, da hast du dir aber auch einen kniffligen Schlag Menschen herausgesucht, an denen du deine überlegenen Ansichten zu beweisen suchst! Was Teil des Systems ist, kann sich davon nicht lossagen! Es klammert sich an dessen Vorschriften und Strukturen, fühlt sich darin geborgen und unangreifbar. Wir jedoch handeln anders!«

»Hm ... , regt mich dennoch auf«, schloß Jolene und trank ihren Tee. Mich hätte so eine Begegnung vielleicht auch geärgert. Aber letztlich darf ich sie nicht von mir stoßen und auf

alles mir unvernünftig Erscheinende einprügeln! Sonst verliere ich alles, und auch die Option auf freien Willen, freie Entscheidungen. Im Verborgenen jedoch – solange niemand ein Gerät zur Aufzeichnung von Gedanken entwickelt – lehne ich mich in meinen kritischen Ansichten zurück und muß sie nur durch die Art meines Blickes zurückhalten. Und das reichte mir bislang.

»Olivia ist eine wunderbare Person. Paßt perfekt zu uns«, bestätigte ich ungefragt und lenkte auf ein anderes Thema um. Zu spät bemerkte ich, daß ich mich damit aber auch der mich fürchtenden Frage preisgab, ob Præcipuas Tagebuch inzwischen mitgeteilt habe, das zu wissen so wesentlich für uns war. Denn eine Frage *entspräche* Bedrängnis *entspräche* eiliges Lesen des Tagebuchs *entspräche* der eventuellen Erkenntnis, daß die Position der Insel nie vermerkt worden war – jedenfalls in diesem Buch –, und daß es unser Aus bedeute. Stattdessen wollte ich ein richtig dickes Buch vor mir sehen, das mir über Monate Text zum Lesen bot und die Gefahr es demnächst zu beenden in weite Ferne geschoben würde. Wahrheitlich las ich bereits auf den letzten Seiten.

»Ja, und kochen kann sie auch hervorragend!« antwortete Jolene, obwohl ich mit einer Antwort gar nicht mehr gerechnet hatte: »Das war einer der Gründe, weswegen ich sie damals überhaupt vorgeschlagen habe! Sie kann sogar mit Eicheln und Kastanien und Ringelblumen ein Menü kochen; hat extra so ein ›Koche-mit-der-Natur‹-Buch gekauft.«

»Ich glaube kaum, daß es auf der Insel Kastanien oder Ringelblumen geben wird«, beschwichtigte ich sie.

»Ja, schon klar. Aber das zeigt, daß sie mit natürlichen Materialien arbeiten kann; sich vor Schmutz nicht scheut, weder an den Händen noch im Magen!« Sie hatte recht:

Das gefiel mir. Trotzdem bedurfte es noch einer Menge Vorbereitung, ehe wir *so weit* seien. Und dann mußte diese eine Frage noch gestellt werden:

»Hast du noch was Brauchbares im Tagebuch gelesen?«

Ihre großen Augen bedeuteten zweierlei: »Nein. – Und ich weiß, daß du ihre Eintragungen selber gerne studieren möchtest. Du bekommst das Buch auch ganz sicher zum Lesen, doch zunächst lasse es mir, bis ich ein Verständnis für ihren Ausdruck gewonnen habe. Nicht, daß ich irgendetwas Geheimes überlese.«

»Etwas Geheimes?« Wieder standen ihre Augen weit geöffnet.

»Præcipua scheint gerne in Rätseln zu schreiben und ich schließe nicht aus, daß das Offenkundige das Wesentliche verdeckt. So wie es auch in der sonstigen Literatur die gedruckten Worte gibt, die jedermann lesen kann; sowie die verborgene Philosophie im inhaltlichen Schatten, für die meisten Gewohnheitsleser unerreicht chiffriert. – Jedoch erwähnt sie immer wieder einen besonderen blauen Stern. Wenn sich herausbekommen ließe, wie der heißt ... – von Dulcedo aus war er jedenfalls sichtbar. Mehr weiß ich auch nicht. Wäre vielleicht ein Anfang.«

Jolene zuckte ebenfalls mit den Schultern.

»Und wenn wir noch jemanden in die Gruppe holen? Jemanden, der sich ... mit Sternen auskennt? Steht denn da noch mehr über diesen blauen Stern ...?!«

»Warte«, bremste ich sie ab, »Laß mich zunächst das Tagebuch beenden, ehe wir noch jemanden involvieren.«

»Glaubst du, Drei sind genug, die Insel zu erreichen, Sully?«

»Ich weiß nicht ...«, gestand ich ein: »Aber auf jeden Fall

brauchen wir erst die Lage der Insel, sonst ist alles Weitere sinnlos!« Das sah nun auch Jolene ein.

Durch die Diskussion angeregt, las ich nach Jolenes Abschied einen weiteren Eintrag:

22. Juni 1995

Dicht über dem Horizont war es ganz ruhig: Himmel und Ozean verbanden sich ohne Trennlinie zu einer gleichartig angefertigten Bühne. Als gäbe es nur unsere Insel und das Meer; wir, als Zentrum des Universums.

Natürlich wußte ich es besser, denn Vater hatte uns schon in sehr jungen Jahren unseren Platz in der Welt gezeigt. Er sagte mir einst, das sey etwas sehr Bedeutendes und von jedem Menschen unbedingt jung zu lernen: *Wo* wir uns befinden – geographisch und kosmologisch –; *wann* wir uns befinden – geologisch, historisch, gesellschaftlich. Dann malte er die Umriss der Kontinente in den Sand und benannte sie per Fingerzeig. Ein flacher Stein, inmitten des Pazifiks, sollte dabei unser Hier kennzeichnen, und er erklärte, daß da noch mehr sey. Heute bedauere ich ihn nicht korrigiert zu haben, denn er legte den Stein immer viel zu weit nördlich auf die Breitenkreise. Dulcedo lag südlicher . . . , viel südlicher! Und zwar auf der gleichen Breite wie mein Lieblingsblauer seine Breite am Himmelsgitter bewahrt. Mit einem Stock und einer Schnur demonstrierte uns Vater die Größe

der Insel in Relation zu anderen Landmassen, oder die Entfernung zum nächsten Festland und so weiter. Er schloß seinen Unterricht stets mit den Worten ab: »Wir sind hier ganz allein. Wird sich nie ändern!«

Durch meine Müdigkeit begriff ich die Bedeutung der letzten Sätze erst nach nochmaligem Lesen. Da schrieb sie ja so etwas wie eine Positionsangabe! – Ihr blauer Lieblingsstern auf gleicher Breite der Himmelskoordinate wie Dulcedo auf dem Erdball! Nun galt es nur noch den blauen Stern unter Millionen zu finden.

Durch diese Möglichkeit erfrischt, verlebte ich eine erholsame Nacht und träumte so vieles, daß mir am nächsten Morgen der Kopf schmerzte. Ich träumte von ewigen Weiten, auf denen ich mich ungesehen bewegen konnte; dem Ruf meiner Meinung inmitten einer großen Menschenmenge; dem freiheitlichen Gefühl des entfesselten Willens, der alles schaffen konnte, nun da er in bestehende gesellschaftliche Zwänge nicht länger integriert war. Es waren die Träume eines in der Gegenwart lebenden Menschen. Neben dem träumte ich auch von meiner Bemühung, mich in die auf Dulcedo lebende Familie hineinzusetzen; mir vorzustellen, wie sie gelebt haben mögen; wie ihre Hütte aussah, woraus ihr Tagesablauf bestanden hat; ob sie mit Sehnsucht auf den Horizont schauten. Und ganz besonders versuchte ich mich in Præcipua hineinzudenken, von der ich ja die direktesten Informationen über ihre Lebensweise erfuhr: Wie, wo und wann saß sie nur des Nachts auf Dulcedo und schaute auf ihren blauen Lieblingsstern? Warum war er ihr erstmalig aufgefallen? Ich hoffte sehr, diese Überlegungen

direkt vor Ort wiederholen zu dürfen, um auch dieses neue, ... dieses bedeutende Leben zu erfahren.

Morgens trat ich aus der Tür und ging zur Arbeit. Wie jedesmal sehe ich diese Mauer, meinem Wohnhaus gegenübergelegen, wie sie im Trost des Sozialen zerfällt und immer grauer wird. Sie schließt eine Lücke zwischen zwei Häusern und war etwa zwei Meter hoch gebaut worden. An beiden Seiten mündete eine Regenrinne auf ihrem First und nicht selten sah man Hauskatzen darauf herumgehen. Von meiner Wohnung aus konnte man kaum über sie hinwegsehen; dahinter setzte sich der dunkle Schatten nur weiter fort, den sie an hohen Sommertagen nach vorne, auf die Straße, ohnehin warf. Heute fiel mir aber etwas anderes auf:

Ich erschrak gleich einem Gefürchteten, daß diese Mauer trotz ihrer Schmutzigkeit außergewöhnlich gleichartig gemauert worden war: So glich jeder Stein dem nächsten und die einzige Variation bestand darin, daß sich die Steine zur Hälfte verdeckt aufeinanderstützten, um die Mauer in die Höhe zu ziehen. Nachdenklich blieb ich stehen und schaute genauer hin. Dabei dachte ich, daß jeder Idiot die Steine mit ganz eigenen Größen, Farben und Materialien hätte ersetzen können, und trotzdem hätte die Mauer in keiner Weise an Charme dazugewonnen.

Stattdessen besann ich mich auf die Möglichkeit einer haltbareren und viel interessanter anzuschauenden Natursteinmauer, wie man sie gelegentlich noch immer in ländlichen Gebieten sieht: Mauern, deren Steine ganz unterschiedlich groß sind, aus Dutzenden von Gesteinsarten bestehen und durch ihr unterschiedliches, niemals identisches Kantenwerk dergestalt ineinanderfinden, daß sie nur noch schwerlich zu trennen sind.

Diese Analogie mag mir nicht umsonst gekommen sein, denn sie erinnerte mich an die Gruppe, an deren Aufbau ich maßgeblich mitwirkend gewesen bin. Eine Gruppe, die umso fester zueinanderhält, je unterschiedlicher ihre Mitglieder sind. Sozusagen das Gegenteil einer Armee, bei der man auf optische und mehr oder weniger inhaltliche Gleichartigkeit bestrebt ist. Und diesem Ansatz folgend, dauerte es auch nicht lange, bis wir einer von mir seit einiger Zeit befürchteten Annahme begegnen konnten: Nämlich, daß sich die Vereinigung von drei Mächten bzw. drei Freunden immer als ungünstiges Verhältnis äußern würde. Zwei von ihnen könnten sich ja gegen den Dritten zusammentun, dem dann keiner beisteht. So hatte ich beinahe gewußt, daß die Gruppe weiter wachsen würde, und sie keinesfalls bei einer ungeraden Zahl haltmachen durfte.

Unser viertes Mitglied, auf dessen Namen ich noch zu sprechen kommen werde, rekrutierten wir auf ähnlich zufällige Weise wie zuvor Jolene und Olivia: Nicht indirekt, sondern als Folge der unterschwelligen Veräußerung unseres Vorhabens, von dem der eine schon mal etwas gehört, der andere etwas vermutet hatte. In einem so lichten und ungreifbaren Gewebe, daß man dessen Existenz nur als Gerücht und vages Gedankenspiel, seine Durchführung als unsinnig rufen mußte.

Einige Tage nachdem ich die Mauer observiert hatte, geschah nun das Folgende: Es war Mittwoch und wie jeden Mittwoch erhielt das Kaufhaus eine Warenladung aus allerlei Nachbestellungen: Schuhe, Kleidung, Bücher, Schlafsäcke, Zelte, eben alles mögliche. Und wie immer war ich dazu berufen, diese Ladung am Lieferanteneingang anzunehmen, d. h. zu prüfen und abzuzeichnen. Jolene sollte mir

an diesem Tag zur Hand gehen.

Der Fahrer, den ich bis dahin nie zuvor gesehen hatte, öffnete seinen LKW und betrat mit mir die Ladefläche. Mit einer Taschenlampe leuchtete ich umher und ging dabei die nummerierten Kisten durch, deren Zahlen mir Jolene von der Warenliste vorlas. Der Fahrer stand ganz still daneben.

»Wow, rate mal, wieviel die ganze Ladung wert ist, Sully!« unterbrach mich Jolene in meiner Bemühung, mich auf die in winzigen Ziffern aufgedruckten Nummern zu konzentrieren.

»Keine Ahnung«, rief ich ihr von der Ladefläche zu, ohne wirklich auf ihre Frage einzugehen: »Ich finde es nur bedauerlich, daß wir die interessante und universale Kunst der Mathematik so übertrieben auf die Geldwirtschaft anwenden!«

»Geld ist unmoralisch«, sprach plötzlich eine dritte Stimme: »Es wertet einen Menschen nach seinem Besitz, nicht nach seinen Fähigkeiten.« – Es war der LKW-Fahrer. Erschrocken hielt ich inne und wendete unauffällig mein Gesicht zu Jolene um festzustellen, ob sie das gleiche wahrgenommen hatte wie ich. Dabei bemerkte ich die ruhig in der dunklen Ecke stehende Gestalt, mit einem verschmitzten Lächeln und die Hände hinter dem Rücken zusammengelegt. Jolene konnte ich von der Ladefläche aus, hinter mehreren Warenkisten verborgen, nicht sehen. Also nahm ich meine Beschäftigung wieder auf.

Mein Ehrgefühl gewährte mir allerdings nur einige Sekunden des moralischen Zerwürfnisses: Denn mir fiel ein, daß den Ausspruch des Fahrers zu ignorieren mehr als unhöflich wäre. So als hätte sich jemand mutig in einem Gespräch von Fremden beteiligt und würde einfach ignoriert werden.

Also knipste ich die Taschenlampe aus und ging langsam an ihn vorbei bis vor die Laderampe, wo ich mich neben Jolene stellte und so tat, als müßte ich auf der Warenliste etwas nachschlagen. Dann sah ich zu ihm auf.

Der Fahrer war nähergekommen und lächelte noch immer – vertrauenswürdig und geheimnisvoll –, ohne eine Gegenleistung dafür zu erwarten. Seine hinter dem Rücken verschränkten Arme wirkten auf mich ausgesprochen distanziert, als wolle er uns etwas mitteilen, aber eigentlich auch wieder nicht. Die Art seiner Annäherung und der gesamte Gegenstand seines Auftretens bereiteten mir Kopfzerbrechen, zumal mir so einiges Seltsames an ihm auffiel.

Da war zunächst seine Kleidung, ein brauner Overall, der an Kragen, Brust und Schultern fein gebügelte Flächen hielt. Aus der Brusttasche ragte ein Namensschild in einem unbeschmutzten Weißton und mit den bestechend klaren Buchstaben »Calás«. Der Mann war etwa 1,70 m groß, breitschultrig und stand mit durchgedrücktem Rücken vor mir. Die Brust hatte er herausgestreckt, als wollte er uns beide beeindrucken. Die blonden, zum seitlichen Scheitel verordneten Haare glänzten unter der schummrigen Lampe, wirkten aber jederzeit gepflegt und unberührt. Auch seine Augen bewirkten in ihrer starrenden Dynamik etwas, das ich schon sehr lange nicht mehr wahrgenommen hatte; nämlich daß ein Mensch allein durch sein Erscheinungsbild, seine *Integrität* sozusagen, einen wesentlichen Teil seiner Identität wiedergeben kann.

»Herr ... , »Calás?« sprach ich ihn schließlich an und er kam einen Schritt näher, ohne uns zu bedrängen. Jolene hatte eine Art zurückhaltende Schutzhaltung hinter mir angenommen, weil sie auch nichts mit seinem dominanten

Hervortreten anfangen konnte. – Jedenfalls weniger als ich, der nicht durch seine augenscheinliche Dominanz, sondern vielmehr durch das für mich wahrnehmbare Geheimnisvolle verblüfft wurde.

»Ja?« grinste er.

»Ich ... glaube, es stimmt alles so weit mit der Lieferung. Ich habe hier bereits unterzeichnet, dann sind *sie* wohl dran ...«

Dann überreichte ich ihm die Schreibunterlage und selbstbewußt nahm er den Stift entgegen. Während er seinen Namen höchst leserlich und sorgfältig auf die Linie kritzelte, überlegte ich mir, wie alt er sein mochte: älter als ich gewiß, aber vielleicht nicht älter als 35. Schon jetzt schien er durch seine buchstäbliche Besonnenheit an Weisheit ausgereifter als wir alle zusammen. Immer haben mir Männer imponiert, denen allein Zurückhaltung und Würde gereichten, alle anderen umgebenden Personen zu überflügeln. Auch, wenn das nicht immer für all diese Personen sichtbar war.

Auch an Jolenes Gesichtsausdruck konnte ich, durch unsere enge Freundschaft nunmehr begründet, einige Gedanken über den eindrucksvollen Calás ablesen: Sie sah in ihm einen ehrenwerteren Menschen als jeden anderen, der aber auch von der Gesellschaft durch irgendein Ereignis enttäuscht worden ist. Als wäre er in sie hineingeboren worden, ohne je gefragt worden zu sein. – Wie sollte das, natürlich, auch möglich sein?! Trotzdem schien er nun Wiedergutmachung zu verlangen, eine Art Rache für die Strapazen seines Daseins. Und nun verdingte er sich als LKW-Fahrer, wenn schon er zu viel Anspruchsvollerem fähig sey. Nur warum? Jolene stellte sich diese Frage wie auch ich es tat.

Noch ehe wir einen tieferen Eindruck in seine Motivation

erhielten, hatte er sich von uns abgekehrt und war in seinen LKW zurückgestiegen.

Kurzerhand machte uns diese Begegnung nachdenklich, von der wir auch Olivia bei unserem nächsten Treffen erzählten. Wir beschrieben ihr, daß wir etwas Unsichtbares an ihm wahrgenommen hatten, das uns führte und glauben ließ, daß er ein hervorragender Kandidat für unsere Sache sey, sofern er Interesse habe. Insbesondere seine Gelassenheit und in seiner Person manifestierte Vernunft schienen uns eine vorzügliche Ergänzung zu sein.

So beschlossen wir, nicht bis zur nächsten Warenlieferung zu warten, sondern direkt bei der Firma anzurufen und den Kontakt zu diesem Fahrer zu erbeten. Wir hinterließen eine Telefonnummer, doch selbst drei Tage darauf hatte uns niemand geantwortet. Bis er eines Tages bei uns im Geschäft erschien.

9 Vorwärts

In der Zwischenzeit fand ich Gelegenheit, Præcipuas Tagebuch zu Ende zu lesen. Es handelte sich ohnehin nur noch um ein paar Seiten mit interessanten wenn auch unnützen Informationen über die Insel und das Leben auf ihr.

Letztlich gierte ich nach weiteren Details über ihre Vergangenheit, so wollte ich doch daraus auf die Lage der Insel schließen. Doch so schön ihre Worte auch gewesen sind – sie erzählte von einem klaren Bach inmitten eines Niederwaldes; ihren Versuchen, einige Baumnüsse zu ernten; sogar vom Bau eines Kanus wird berichtet –, nichts von all dem verriet mir irgendetwas über eine ansteuerbare Koordinate

auf dem Meer.

Schließlich, im vorletzten Eintrag, wurde ich fündig, denn sie verfiel wieder einmal ausführlicher auf die Schwärmerei über ihren »Lieblingsstern«:

1. September 1995

Letzte Nacht schreckte ich auf, mein Herz stöhnte, Schweiß rann mir den Rücken hinab. Rasch eilte ich zum Fenster und spähte an den Himmel; wo würde nur der Blaue sein, der mir so ähnlich ist? Ich sah ihn in dieser Nacht nicht, zu hell schienen die Lichter der Siedlungen um uns herum; zu dicht waren die Wolken über mir.

Auf Dulcedo, so erinnere ich mich, zog immer ein leichter Wind aus Osten, der jede Wolke davontrieb, sodaß der Himmel beim Blick in einem Abstand von nur einer halben Stunde, nicht mehr wiederzuerkennen war. Aber hier . . . , wirkte alles wie auf einem anderen Planeten.

Und denkt man an Zufälligkeiten, erscheint einem das auch gar nicht mehr so fremd: Immerhin heißen ich und mein Bruder nach den Sternen und haben ihre Entsprechungen dort oben. (Wie lange wollte ich über die Charakteristika jedes einzelnen Sternes referieren, als würde ich einen gutbekannten Menschen vorstellen!) Und so erstaunt mich auch nicht länger die Erkenntnis, daß auch mein geliebter blauer Stern eine Entsprechung hier auf Erden hat; denn er markiert einen mir

ebenso *gutbekanntem* Ort auf dem Erdball, wenn man ihn nur vom Himmel nach unten projiziert.

Wie gerne würde ich dort oben schweben und hinabsehen auf meine Welt ...

Auch Præcipuas letzter Eintrag handelte weitgehend von diesem Stern:

8. September 1995

Gebannt bin ich von seinem Erscheinungsbild, seinem betörenden Blau. Ich kann ihn von hier aus nicht sehen ..., es zieht mich wieder nach Süden.

Gleich einer fahlen Erinnerung an das verschrumpelte Gesicht einer nie gekannten Großmutter kommt es mir vor – das Bild von ihm. Unscheinbar und doch besonders, während die mit ihm gebildeten Liniensterne überragend hell sind. Ich bin wie dieser blaue Stern! Und ich muß weg von hier.

Obwohl dieser Eintrag äußert kurz ausfiel, stimmte er mich doch nachdenklicher als alle anderen. Ich besann mich einige Zeit und übergab das Tagebuch derweil an Jolene, die es dankbar an sich nahm und sofort nach Hause ging. Schon lange hatte sie es zu lesen gewartet und brannte nun regelrecht nach seinem Inhalt. Schon am nächsten Tag berichtete sie mir vom erfolgten Durchlesen.

Dann fragte ich sie nach ihrer Meinung; ob sie etwas gelesen hatte, das von mir übersehen wurde oder ich für wenig

erachtenswert empfunden habe; ob sie einer Information erhaben sey, die uns Dulcedo näherbringe. Aber sie verneinte. Natürlich hatte auch sie Præcipuas Affinität zu diesem blauen Stern bemerkt und aus den letzten beiden Absätzen, wie ich, herausgelesen, daß er *möglicherweise* die Position der Insel selbst markiere. Nur wie? Der blaue Stern mußte der Schlüssel zu allem sein.

Wir übergaben auch Olivia das Buch, aber von blauen Sternen oder irgendwelchen in Linie angeordneten Konstellationen, v. a. am Südhimmel, verstand sie nichts. Sie kam, wie im übrigen auch ich, aus einer Generation, in der der Himmel stets so trübe erscheint, daß nur zehn helle und im günstigsten Fall zwei Planeten als vage Lichter am Stadthimmel sichtbar waren. Bis zu diesem Zeitpunkt standen unsere Erkenntnisse still.

In den nächsten Tagen beruhigte sich die ganze Angelegenheit wieder etwas; wie ein Topf kochenden Wassers, den man von der Feuerstelle nahm, und die Intensität der platzen Blasen, wenn auch das Wasser noch heiß war, nun nach und nach abnahm. Wir gingen weiter unserer Arbeit nach, ich und Jolene im Kaufhaus, und Olivia im Supermarkt. Auch wenn ich nur für mich sprechen kann, schien in allen unseren Gemütern eine bedrückende Habsucht entstanden zu sein, die darauf basierte, lange Zeit einem fantastischen Traum nachzueifern, und dabei zu ahnen, ihm zu keiner Zeit wirklich nahe gewesen zu sein. Auch wenn sich die Hinweise verdichteten, darunter sey Præcipuas Tagebuch als wichtigster Gegenstand genannt, so lauerte doch ein Dunst des Mißerfolgs um uns ... – und ich wußte es.

Seitdem ich zum ersten Mal von dieser verflixten Insel gehört hatte, uferte meine Besessenheit in jener Form aus,

wie ich sie schon zu vielen Gelegenheiten in meinem Leben wahrgenommen hatte: Sollte ich nur ein Beispiel nennen, fiel mir sofort ein Mädchen aus meiner Schulzeit ins Gedächtnis, in das ich unermesslich verliebt gewesen bin. Begegnungen mit lächelnden Blicken, hoffnungsvollen Gesprächen waren letztendlich doch nur das, was sie waren: nämlich eine Träumerei. Bei diesem Mädchen hatte ich niemals eine Chance, so sehr ich sie mir auch einbildete. Schließlich mußte ich eingestehen, daß ich gescheitert war und ich setzte mein Leben fort. Nun plagte mich die Angst, daß es mit der Insel ebenso sein würde, auch wenn das Vorhaben, eine keinem Menschen bekannte Insel anzulaufen und dort auch noch irgendwie zu überleben eine wesentlich größere Möglichkeit zu Scheitern bot als die Balz um ein Mädchen. Bald schon fürchtete ich, daß ich dazu verdammt sey, ewig in dieser maßlos anstrengenden Gesellschaft zu verbringen, ohne je die Möglichkeit zur Flucht zu haben; daß ich mich mit einem unzufriedenen Leben abgeben müßte, und der Tod das einzige Entkommen darstellt.

Was mich am meisten ärgerte, war diese Ungewißheit um die Insel Dulcedo, die wohl auch einen Teil ihrer Geschichte und Identität darstellte. So kurz standen wir vor der Entfesselung dieses großartigen Geheimnisses; eine für andere unsichtbare Tür, vor der wir gerade standen und sie nur noch zu öffnen brauchten. Niemanden müßten wir mitnehmen: Wir könnten durch die Pforte schlüpfen, ohne daß uns jemand folgen konnte, ohne daß uns jemand vermissen würde. Die ideale Flucht.

Aufgrund meiner Enttäuschungen und erdrückenden Gedanken in Hinblick auf den kurz bevorstehenden Mißerfolg unserer Unternehmung hatte ich gar nicht mehr an den

LKW-Fahrer gedacht, zu dem wir vor einiger Zeit Kontakt aufzunehmen versuchten. Dann stand er plötzlich vor uns.

Jolene kam mit ihm die Treppen im Kaufhaus hinauf und führte ihn in die Abteilung mit den Winterjacken, die ich gerade nach der Größe sortierte. Ich kehrte mich um und sah plötzlich beide vor mir; nur erschrocken war ich nicht. Stattdessen schauten wir uns alle einige Sekunden an und wußten bereits jetzt mehr über uns als über alle anderen. Ich sah auf den Fahrer und er auf mich; wir beide erkannten sogleich, daß weder er noch ich uns in der richtigen Umgebung, in der richtigen Kleidung, noch nicht einmal in der richtigen Zeit aufhielten – wie zwei Zeitreisende aus der Zukunft, die in dieser Gegenwart gestrandet seien und sich nur notdürftig an die vorherrschende Gesellschaft angepaßt hatten . . . , und es eigentlich besser wußten.

Und wie sich Gleichgesinnte immer sofort erkennen, ohne auch nur ein einziges Wort aneinander zu verlieren, reichte ich ihm in Vertrauen meine Hand vor und nickte ihm verständnisvoll und ehrfürchtig zu. Er verlor ebenfalls keine Zeit mit Verlegenheiten, sondern reichte mir auch die Hand entgegen, sann Gutes und lächelte: Es war, als würde ich meinem Spiegelbild die Hand geben.

»Wir hatten gehofft, daß du uns findest«, begann ich den Dialog.

»Und ich hoffte, gefunden zu werden!« begegnete der Neuling mit leiser Stimme, versteckte sich nun erstmals hinter ein wenig Verlegenheit und wischte sie sogleich beiseite. Wie würde es nun weitergehen?

»Habt ihr euch schon bekanntgemacht?« wollte ich wissen: »Mein Name ist Sully und das hier ist meine Kollegin Jolene.«

»Und ich bin Menuita. Menuita Calás.« Er verbeugte sich zu jedem von uns, was uns für sich genommen schon eigenartig erschien. Aber an diesem Menschen schien vieles mehr seltsam zu sein. Das konnte unmöglich bei seinem Namen und seiner Verbeugung enden.

»Was mich am meisten interessiert«, fuhr Menuita fort, »ist die Frage, weshalb ihr nach mir gefragt habt. Hatte das mit meinem Kommentar neulich bei einer meiner letzten Lieferungen zu tun? Waren nicht du und Jolene dort, um die Kisten entgegenzunehmen?«

»Das stimmt«, nickte ich. »Es ist aber im wesentlichen komplizierter. Und was wir dir vorzuschlagen haben, das könnte auch beeindruckend, verschreckend oder einfach nur verrückt klingen. Aber verrückte Zeiten erfordern gewagte, entgegenstimmende Maßnahmen!«

»Mich fürchtet nichts. Laßt mich hören, was ihr zu sagen habt, dann kann ich mir immer noch eine Meinung darüber bilden.«

»Wollen wir uns nicht zur Lese-Ecke begeben? Dort sind wir ungestörter«, warf Jolene dazwischen, um das doch etwas deplazierte Gespräch von den Kleiderstangen weg zu verlegen. Aber mir fiel noch etwas anderes ein. Anstatt uns der vertrauten Umgebung des Kaufhauses zuzuwenden, bat ich unseren neuen Bekannten, über den wir im Grunde rein gar nichts wußten, an einen anderen Ort. Dorthin, wo ich selbst nur selten ging, um meine Gedanken zu sortieren. So ergebe sich auch die Möglichkeit, Olivia hinzuzuziehen.

Menuita war einverstanden, und so trafen wir uns alle am Abend darauf wie abgesprochen in der Stadt. Olivia kam mit ihrem Auto und nahm uns auf, während ich ihr Fahrtanweisungen zu ebendiesem Ort gab, den ich für ein

abgelegenes Gespräch für angemessen hielt. Olivia und Menuita machten sich kurzerhand bekannt und verstanden sich auffallend gut. Doch wir alle wechselten kaum ein Wort während der Fahrt. Das war nicht dem Umstand geschuldet, einander nichts mehr sagen zu können, oder der Verlegenheit zu erliegen, einen Fremden um uns zu haben. Tatsächlich paßten wir hervorragend zusammen, und wenn wir Telepaten gewesen wären, hätten unsere gleichartigen Gedanken ununterbrochen die Köpfe gewechselt.

Diese schwer zu beschreibende, erstaunliche Wirklichkeit läßt sich am ehesten damit vergleichen, daß wir uns als Teil eines Ganzen fühlten: Nicht wie die Soldaten einer Armee, nur weil sie dieselbe Kleidung tragen und dieselbe Aufgabe haben; sondern wie die Teile eines Puzzles: Jede Ecke gereicht der nächsten zur Vollkommenheit, und egal wohin man sich wendet, die zugehörige Gleichartigkeit jedes einzelnen tritt in den Vordergrund. Wir konnten nur noch nicht mit Gewißheit sagen, wie viele Teile es zur Vervollständigung unseres Puzzles gab. Auch fiel mir die beängstigende »Zufälligkeit« ins Auge, wie eines zum anderen führte, und die Zusammenhänge zwischen uns so naheliegend waren, daß man sie gar nicht *zufällig* hätte nennen dürfen; eventuell überstürzte Naivität. Denn wie konnte es kommen, daß ich zu Jolene finde, und sie Olivia kennt, während Menuita an unser Warenhaus liefert? Sind diese Zusammenhänge nicht zu engstirnig und unrealistisch konstruiert? Oder waren wir keine Außenseiter, sondern eine beliebige Auswahl eines Volks mit weitgehend identischen, kritischen Ansichten, Ängsten und Wünschen?

Keiner aus der Gruppe kannte diesen Platz; ich selbst hatte ihn vor einiger Zeit zufällig entdeckt und ihn sofort

liebgewonnen. Bald schon erreichten wir eine Landstraße, die aus der Stadt herausführte und von dieser bogen wir auf eine weitere, kleinere Straße ab und dann abermals auf einen noch schmaleren Feldweg. Die Sonne war bereits untergegangen, als wir endlich, auf meine Anweisung hin, am Rande eines Forstes anhielten. Ich entzündete eine Öllaterne und ging voran in den Wald.

Wenige Schritte bevor ich das Gehölz über einen Trampelpfad beging, kehrte ich mich um und schaute, wie Olivia und Jolene, in den rötlichen Schatten, der sich wie eine Schleife auf das Haar auf die Horizontlinie legte. Es würde nicht mehr lange dauern und wir würden in gänzlicher Dunkelheit stehen.

Natürlich sah ich auch zu unserem Neuzugang und fragte mich noch immer, ob es so klug gewesen war, jemand weiteres ins Vertrauen zu ziehen, ohne eine konkrete Idee zur Lösung unseres Dilemmas vorweisen zu können. Denn nach wie vor wußten wir fast nichts über Dulcedo, doch wollten wir dort hin! Ich stellte mir zunächst vor, daß ich mich zu verhalten habe, wie es seit jeher jeder Mensch tut, der von Ungewißheit geplagt wird: Sich Vertrauen einreden und die Dinge auf sich zukommen lassen. Darüber hinaus versprach ich mir von Menuita nicht nur einen frischen Gedanken-zuwachs, sondern auch eine wesentliche Stärkung unseres Zusammenhalts. Denn würden wir eines Tages wirklich die Insel ansteuern, so müßten wir uns aufeinander verlassen können, als kannten wir uns schon von Kindheit an! Das wiederum bedeutete, daß wir schon einige Zeit vor unserer »Abreise« die meiste Zeit des Tages zusammen verbringen sollten, im besten Fall sogar zusammen zu leben!

Im Moment war ich weit davon entfernt, Menuita um ein

Zusammenleben zu bitten. Zuallererst mußte diese Insel gefunden werden, sonst war der Rest ohne Wert.

Die Gruppe folgte dem mir vorgereichten, schimmernden Lampenstrahl in die Dunkelheit. Einige Male wollte ich sie auf Stolperstellen hinweisen, erkannte dann aber, daß sich offenbar jeder einzelne von ihnen hervorragend zurecht fand und mir ohne Jammern nachging. Sogar die zierliche Jolene, von der ich am ehesten eine abwertende Reaktion auf die eintretende Kälte und die um uns herumschwirrenden Stechmücken erwartete, ging mir klaglos nach und bewies mir ihre Loyalität. Überhaupt schien dieser Ausflug die erste Gelegenheit zu sein, an der ich den zunächst noch losen Zusammenhalt der Gruppe wieder fand. Das traf vor allem auf Jolene und Menuita zu; denn sie traute sich, trotz daß sie ihn kaum kannte, ihn an der Jacke festzuhalten, um in der Finsternis das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Menuita seinerseits war der Geste wohlgestimmt und in seinem Gesicht runzelte etwas von Vaterfigur; so wie ich mich in der Rolle einer leitenden, vorbildlichen Vaterfigur für Jolene sah.

»Es ist nicht mehr weit: Gleich hier vorne wollen wir hin. Auch wenn man es noch nicht sehen kann!« stimmte ich an und stellte die Laterne – für die anderen unerwartet – an den Rand eines Brunnens. Sie verteilten sich um mich und mußten zweifelsohne genau das gesehen haben, das auch mich bei meinem ersten Besuch hier beeindruckt hatte.

Hinter einer ganzen Menge niedrigen Gestrüpps und einigen jungen Bäumen verbarg sich nämlich ein aus Stein gemauerter Brunnen, der offenbar ohne jedwede Anbindung an eine Siedlung oder Struktur hier vor Urzeiten errichtet worden war. Heute konnte man aus ihm wahrscheinlich

kein Wasser mehr entnehmen; Winde und Eimer fehlten ohnehin, und an einer Seite drückten die Wurzeln einer Kastanie die Mauersteine zu einem großen Riß auseinander. Die Oberfläche der Brunnensteine war vielerorts von einem grünlich-braunen Belag aus Moos bewachsen, sodaß man kaum noch die Fugen zwischen den Steinen erkennen konnte. Zwei alte Holzbänke, solide gebaut, standen direkt neben dem Brunnen und bildeten eine gemütliche Ecke, in die man sich nur zu gerne setzen wollte. Als Jolene sich setzte, muß sie sich, wie auch ich damals, an die Sitz-Ecke bei uns im Kaufhaus erinnert gefühlt haben.

All das wirkte im Schein der Laterne vermutlich romantisch und gleichermaßen mystisch, insbesondere auf Menuita, sodaß ich mich ihn zu beruhigen verpflichtet fühlte:

»Nehmt doch Platz«, sagte ich, obwohl ich im selben Moment erkannte, daß jeder bereits saß und auf mich sah: »Nun, dann ... – Zunächst einmal danke, daß ihr mit mir hergekommen seid. Ich entdeckte diesen schönen Ort ganz zufällig vor einiger Zeit.« – »Ist wirklich wunderschön!« flüsterte Jolene von der Seite und schaute sich dabei lächelnd um.

»Wie kann man so etwas Schönes nur zufällig finden? Wie lange muß es unentdeckt geblieben sein, damit es uns erhalten ist?!« rief Menuita erstaunt dazwischen und ich antwortete ganz spontan: »Genau das ist die Tragik unseres Unternehmens!« und spielte damit freilich auf die Parallele an, daß der Brunnen wie Dulcedo war: einsam und unentdeckt, schön und nur durch jene zu entdecken, die wußten, wo sie zu suchen hatten.

Jolene und Olivia lächelten mir zu, da sie den Vergleich verstanden hatten; nur Menuita konnte damit nichts anfan-

gen und blickte uns aufgeregt und etwas abseits stehend an. Er fühlte sich wohl veralbert, da sich die Erfahrungen von uns Dreien gegen ihn richteten. Aber keiner wollte, daß er so dachte; also fuhr ich sofort dazwischen:

»Es geht ... um eine Insel.« – Er starrte mich wortlos an.

»Eine Insel?!« stieß er hervor und machte ein erstauntes Gesicht. Dann erhob er sich und kehrte uns den Rücken zu. Ich war mir sicher, daß er uns jeden Moment verlassen wollte, um uns Wahnsinnigen zu entfliehen. Aber er tat etwas anderes. Etwas, das ich nicht erwartete, aber erhoffte, obschon das gegensätzlich klingt:

»Erzähle mir mehr, Sully.« – Ich stieß den vor Spannung angestauten Atem aus, sodaß sogar die Flamme in der Laterne kurz flackerte.

Es war ermutigend, ihm uns im Lichtkegel der Laterne zu offenbaren. Gleich dem ungeübten Akt auf einer privaten, für alle anderen unzugänglichen Bühne, verhielt ich mich ungezwungen und natürlich; redselig und den möglichen Antworten willig gegenüber. Nun waren wir tatsächlich unter uns.

»Das sagte sich leichter, als ich erwartet hatte!« gestand ich erleichtert ein.

»Nun, was denn? Und was für eine Insel hast du gemeint?« – Und wir erzählten es ihm ...

Nach nur wenigen, zurückhaltenden Worten, die allein dazu dienten, unser Anliegen einfühlsam anzubringen, gingen Olivia und Jolene recht schnell zu den uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten über, dieser Gesellschaft auf einzigartige Weise zu entfliehen; ihr nicht zu schaden; sie nicht zu hintergehen; einfach zu verschwinden. Ich wollte Menuita zwar noch weiter darüber aufklären, daß wir von

der Insel nur ganz grobe Details kannten – von einer exakten Positionsangabe ganz zu schweigen –, doch die Frauen versuchten ihn mit unhaltbaren Träumen zu ködern.

Was wir alle nicht begriffen war, daß sich Menuitas starker, ehrlicher Charakter nicht ködern lassen konnte: Jedes unserer Worte, im Grunde alles was wir über Dulcedo und uns als Gruppe wußten, hörte er sich schweigend an und bei keinem Detail erstaunte er so sehr als wie in jenem Moment, da ich die Insel das erste Mal erwähnte.

Ich konnte beinahe spüren, wie er jede unserer Informationen – auch jene, daß wir als Gruppe zwar die gleichen Interessen verfolgten, aber noch nicht über einen langen und stressigen Zeitraum etabliert waren – behutsam verarbeitet und eine eigene Vorstellung über die Machbarkeit des Plans anstrebte.

Schon bald mußte er glauben, daß wir keine Spinner waren, die etwas Unrealistischem nachjagten; sondern einfache Bürger mit ein paar guten Ideen, die sich im Nachbild einer Legende manifestierten.

»Es muß dir seltsam vorgekommen sein, mit ein paar Fremden in der Dunkelheit in einen unbekanntem Wald zu gehen«, warf ich ein, um das Thema zu wechseln und die Situation zu lockern.

»Seltsam ja – aber nicht seltsamer als alles andere um mich herum! Vor etwas Sichtbaren Angst haben, das ist mir fremd. Vor euch habe ich bestimmt keine Angst. Es sind die *nicht* sichtbaren Dinge und Kräfte, die uns das Fürchten lehren sollten. Und ebenso ist der Kampf gegen diese Mächte ausweglos: Man nehme nur eine Kampfansage gegen, zum Beispiel, den globalen Klimawandel. Es ist dasselbe wie eine Kriegserklärung gegen den Brotschimmel: Beeindruckend,

aber bereits in der Idee zum Scheitern verurteilt.«

Wie in einer gut organisierten Gruppe hörten wir nun ihm zu, wie er uns vorher zugehört hatte. Es wunderte mich aber, daß er noch kein Wort zu Dulcedo und unserem Vorhaben, die Insel zu erreichen, verloren hat. Stattdessen hatte unser auflehndes Gerede offenbar auch bei ihm einen wunden Punkt freigelegt, dessen philosophischen Trieb er nunmehr folgte. Als würde man sehen, daß die Menschen auf der Straße gegen ihren König hetzten und man würde mit ihnen ziehen, mit ihnen tatkräftig und ausdrucksstark wettern, da man nun nicht mehr alleine, also angreifbar, ist.

»Und die Insel? Was sagst du zu der Insel?« – Jolene war wie immer ungezwungen und liebenswert-aufdringlich. Aber ich ahnte schon, daß wir Menuita schon viel zu sehr beeinflußt hatten, als das er jetzt noch, von Interesse geheilt, gehen konnte.

Menuita fuhr sich nachdenklich über sein Kinn: »Wie könnt' ihr nur an *mich* denken, von dem ihr ja doch nichts wißt?!«

»Wir, also ich und die Frauen, wissen voneinander auch nur wenig; aber das ist auch gar nicht so wichtig. Jeder von uns hat eine Vergangenheit, die nach eigener Überzeugung, meiner voran, besser dort bleiben und niemals aufgedeckt werden sollte. Aber der daraus in die Gegenwart reflektierte Unmut über unsere derzeitige Situation in der Gesellschaft soll deshalb nicht für alle Zeiten fortbestehen . . . , unsere Zukunft bestimmen!«

»Nun, da wir von der Existenz der Insel wissen«, fuhr Olivia fort und übernahm meine Rede, »sehen wir diese *Chance*. – Es ist ein Risiko, das sehe selbst ich. Doch sehe ich auch die Geißeln der Menschheit; Fesseln, die wir uns

bewußt selbst auferlegt haben oder unfreiwillig auferlegt wurden. Und alle Signale deuten für mich darauf hin: »Bloß weg hier!«

»Woher mögt ihr wissen, daß es um mich wie um euch bestellt ist?« argumentierte Menuita: »Ihr tretet an mich als Fremden heran, sprecht ein paar Worte zu mir – die mir im übrigen noch immer wie ein übertriebener Traum nachhallen – und glaubt, mich zu kennen? Mich so gut zu kennen, eine Zukunft für mich auszuwählen? Begegnet man gesellschaftlichen Problemen nicht mit Vernunft und löst sie anders als durch Flucht?«

»Genau das sagte mir Mutter auch immer: »... Sich seinen Dämonen stellen« und so weiter.«, höhnte Olivia.

»Es gibt keinen Grund mich zu verurteilen; ich sage nur meine Meinung!« trat Menuita festen Willens ein und stellte sich stur.

Doch ich lächelte: »Genau deswegen meinen wir dich zu kennen; deswegen wollen wir dich in unserer Gruppe.«

»Weswegen?« öffnete er mir ein Auge.

»Wegen deiner *Vernunft*; einer Haltung, die uns in unserer Lebensweise zu fehlen oder nur verkümmert ausgebildet zu sein scheint. Wir drängen vor mit großen Ideen, die sich auf *nichts* stützen; machen Pläne, schmieden Pakte, träumen und vergessen. Nur um am Ende nicht wie jeden Morgen von einem Traum zu erwachen . . . , dafür brauchen wir deine Gelassenheit; deine kritische Vernunft.«

Menuita schaute nachdenklich und gab sich noch nicht überzeugt.

»Die Zeit, sich dem gesellschaftlichen Druck zu stellen, ist vorbei; seit jeher werden Kritiker des bestehenden Systems ausgesondert und *entfernt*. Das ist für die Oligarchie

da oben der einfachste Weg, um einen Aufbau von Druck aus den Reihen der Vielen zu entgehen. So müssen sie sich nicht den Fragen stellen; entgehen dem Risiko versetzt zu werden oder zu den vielen anderen Namenlosen abzusteigen«, gab Jolene zu bedenken.

»Aber das war doch schon immer so. Und auch heute stehen wir hier nur, weil vor hunderten und tausenden Jahren sich das Volk gegen seine Führer aufgelehnt hat. Zugrunde gerichtet hat es die Menschheit dadurch nicht!« verteidigte sich Menuita und versuchte noch immer sich in der ihm bekannten Wirklichkeit festzuhalten.

»Und wenn sich alles soweit verändert hat, daß mit modernen Erkenntnissen in Technik, Machtverlagerung, Kapitalismus und Manipulation eine Möglichkeit geschaffen wird, die kritischen Geistern noch schneller als sonst ausfindig zu machen?«

»Wie meinst du das?« interessierte sich Menuita nun für Olivias Einwand.

»Wir meinen die Embryos und die Chips«, mahnte Jolene.

»Die Kriege und die Rohstoffe«, ergänzte ich.

»Und die Religion«, schloß Olivia.

»Kriege? Chips? – Moment, Moment«, wehrte er sich und blickte uns nacheinander an: »Was meinst du mit *Chips*, Jolene?«

»Hast du es denn noch nicht gehört?« empörte sie sich und schüttelte den Kopf, »Sie müssen gewirkt haben, die Maßnahmen unserer Regierung zur Verschleierung dieser ... geradezu *widerlichen* Angelegenheit vor den Augen der freien Öffentlichkeit! – Es geht um die Implantierung eines Mikrochips unter die Haut, und zwar gleich nach der Geburt.« Menuita schaute ungläubig, aber Jolene verzog keine

Miene. Seitdem sie mir damals davon erzählt hatte, konnte ich ihre Sorge nachempfinden; auch mir stellten sich bei dem Gedanken die Nackenhaare auf.

»Und wenn die Neugeborenen regelmäßig einen Chip erhalten, dann werden die Erwachsenen *nachgerüstet*. Ich habe sie gesehen, die Dokumente, die das von der Regierung abgezeichnete Programm beschreiben. Innerhalb von zehn Jahren soll dann jedem Bürger ein solcher Chip zur Überwachung der Vitalfunktionen und Ortung der Person eingesetzt worden sein. Ich will weg aus dieser Gesellschaft, ehe das umgesetzt wird!«

Menuita staunte nicht schlecht. Er hatte keinen Grund, Jolene *nicht* zu glauben und wollte sofort mehr wissen: »Und die Embryos? Was meinst du damit?«

»Das schließt gleich an die bereits etablierte Embryo-Weiterentwicklung im Zylinder an.«

Menuita schaute wieder unwissend. »Du bist nicht sehr bewandert in den neuesten medizinischen Umgangsformen, oder?« verspottete ihn Jolene: »Das wird seit etwa zwei Jahren praktiziert; ich habe es selbst schon im Krankenhaus gesehen: Der Fötus reift dabei nicht mehr bis zur Geburt im Mutterleib, sondern wird als kleine wassergefüllte Kapsel im dritten bis vierten Monat entnommen und in einem speziellen Brutkasten, einem Glas-Zylinder mit Nährlösung, aufgezogen.«

»Quatsch!« wies Menuita von sich: »Das würde doch wenigstens bei den Müttern auf Protest stoßen!«

»Tat es auch. Aber man argumentierte mit der generellen medizinischen Meinung, daß dies besser für das Kind sey; einer Meinung, der die Uneingeweihten und Ungebildeten nichts entgegensetzen haben! Und offenbar überschritt

die Trennung von Fötus und Mutter einen Punkt, der instinktiv abzulehnen war.«

»Und im Zylinder ... reifen dann die Babys?«

»Ja, das geht mit den heutigen Mitteln. Bis sie voll ausge-reift sind und dann – sogar ohne Geburtsschmerz für die Mutter – aus dem Gefäß entnommen werden.«

»Aber warum das alles? Warum diese *Umständlichkeit*?« wollte Menuita wissen.

»Nun ja, wenn ich es richtig gelesen habe«, fuhr Jolene fort, »dann wird der Fötus direkt durch die Nährlösung mit allerlei Pflanzensamen aus seinem Kulturkreis immunisiert. Außerdem korrigiert man durch genetischen Eingriff einige *Fehlerhaftigkeiten* und macht das Kind *besser*. Auch gegen dieses Argument wird sich keine liebende Mutter stellen.«

»Der jungen Generation war das natürlich egal; sie waren wie willenlose Zombies, ohne den geringsten Impuls fürs Querdenken oder eine Form des angebrachten Widerstands«, ergänzte ich: »Sie beugen sich heute überwiegend willenlos den Beschlüssen, deren Herkunft man nicht kennt. Die Regierungen behaupten sich über allen Strukturen, beschließen neue Gesetze oder die politische Haltung des Landes, ohne auf demokratische Weise Rücksprache mit dem Volk zu halten. Einen Zustand, den ich gerne ›Xenokratie‹ nennen – die Regierung durch die *Fremden*.«

»Ich beuge mich dem nicht«, bestätigte Jolene voller Überzeugung: »Ich komme mit, egal wohin! Egal, ob wir es überleben!«

»Tja, Menuita: Wir sind die Summe der Kritiker dieser Welt«, faßte ich stolz für ihn zusammen: »Und wir hauen von hier ab, mit oder ohne Insel. Aber Dulcedo ist wenigstens ein greifbares Ziel, denn die Insel existiert tatsäch-

lich!«

Menuita nickte vorsichtig, weil er sich gegenüber so viel angestauter, nun frei offerierter Energie nicht angemessen zu verhalten mußte.

»Und die Kriege, Sully? Was genau meinst du?«

Menuita zuckte bei diesem Satz zusammen; irgendetwas band ihn gedanklich an die Worte. Natürlich wußte er, daß Kriege furchtbar sind; in jeder Hinsicht, unerheblich gegen wen oder warum. Aber die Kriege von heute waren anders als die von *damals*:

»Es ist, wie die Menschen die Kriege anzetteln, führen und dann beenden. Das erschauert mich und läßt mich vermuten, daß wir hier nicht mehr sehr lange in Frieden leben können; und deshalb vorher verschwinden sollten. Beispielsweise der Krieg zwischen Europa und der Pakistanisch-Chinesischen Front: Weißt du noch, weshalb man diesen Krieg begann, Menuita?«

»War es nicht wegen der chinesischen Kaserne, die ... irgendwas ...?«

»Die Wahrheit ist: Es ist nicht mehr bekannt. Als vor elf Jahren die Kriegserklärung *ausgerufen* wurde, da rief es nicht mit meiner Stimme. In der Schule lernte ich noch, daß es der Überfall auf einen Flughafen war, aber das weiß man nicht mehr genau. Die Aufzeichnungen von damals gingen verloren, als die großen Städte bombardiert wurden. Heute herrscht eine Art Kalter Krieg mit eingefrorenen Fronten, wenn man von ›Fronten‹ überhaupt sprechen kann. Wie du sicher weißt, grenzen die Länder beider Kriegsparteien nicht einmal aneinander. Früher wurde aus Gründen der Territorialbesetzung im benachbarten Landstrich Krieg geführt, oder zumindest lag ein Meer dazwischen.

Die Grenzbewohner kannten die Sprachen beider Parteien und wußten wahrscheinlich sogar den Grund der Fehde. Heute brauchen 98 % der Europäer einen Übersetzer, um die Kriegsgegner überhaupt verstehen zu können! Wie kann man da noch davon sprechen, daß sich die Länder, also deren Einwohner, bekriegen? Wie in diesem Beispiel liegen viele neutrale Staaten dazwischen, weil das Wirtschaftsverständnis an die Stelle des Geographie-Unterrichts gerutscht ist! Zudem werden Kriege durch neuartige Waffen, wie diese mit durch magnetische Felder beschleunigten Projektile, zu einer ausgesprochen leisen, unmenschlichen Angelegenheit, die ... «

Ich unterbrach kurzerhand meine Ausführungen, da ich bemerkte, daß Menuita abermals zusammenzuckte. Die ganze Zeit hatte er mich reden lassen, still zu Boden geschaut, mir nicht ins Gesicht. Und nun erwähnte ich das mit dem Krieg und er erinnerte sich an etwas.

»Alles in Ordnung, Menuita?« Ich ließ ihm etwas Zeit zu antworten, da ich glaubte, er wolle sich äußern.

»Wie ihr wahrscheinlich schon an meinem Dialekt und Namen bemerkt habt«, begann er leise, »komme ich nicht aus diesem Land. Sondern aus Bolivien.«

»Aber das ist heute Kriegsgebiet!« bemerkte Jolene.

»Ich weiß«, nickte Menuita traurig, »Ich habe die ersten Stunden des Krieges miterlebt. – In der vorherigen Woche waren unsere Länder noch befreundet, und von heute auf morgen wurden wir von unseren Nachbarn besetzt. Ein Granatenbeschuß tötete meine Familie ... , als wir zusammen beim Abendessen saßen und uns fragten, ob die Meldungen im Radio, die seit einer Stunde verlautet wurden, Teil einer ... ausgesprochen schändlichen Komödie seien.« Es wurde

totenstill am Brunnen: »Ich hielt mein totes Kind in den Armen; habe es nie sprechen gehört.« Nun schwiegen wir wirklich einige Minuten.

»Es tut mir leid, daß du deine Familie verloren hast, Menuita. Aber siehe auch, daß dieser Verlust eine Quelle für Stärke sein kann: . . . sich vorzustellen, du könntest auf Dulcedo deiner Familie erneut begegnen.« Kurz darauf erst fiel mir auf, daß dieser Satz für einen wie Menuita nur töricht klingen konnte. Versetzte ich mich in seine Lage, so sähe ich die drei Menschen um mich herum als solche, die mich nicht ernst nehmen und nur ihr eigenes Ziel, nämlich um jeden Preis nach Dulcedo zu kommen, vor Augen haben; dabei würden sie mich nur zu gerne in ihre Gruppe integrieren und würden mir irgendetwas vom Wiedersehen mit meiner Familie erzählen, nur damit ich einwillige. Wie schämte ich mich um diesen mißverstandenen Gedanken!

Mir hätte diese Vorstellung Mut gemacht, das einstmals verloren Geglaupte wiederzufinden, wenn ich nur diesen oder jenen Ort erreiche. Auch wenn ich jederzeit wüßte, daß es niemals wahr sein kann, würde ich dem Ruf dennoch folgen. Es wäre ein Ziel im Leben; ein Ansporn; ein lebensgefährlicher Trieb. – Aber er wäre ehrlich und richtig.

»Bringt mich bitte wieder zurück in die Stadt«, schloß Menuita mit gesenkter Miene, ohne auf mich gehört zu haben. Und wir selbst schienen an seinem Verhalten die meiste Schuld zu tragen: Es ging nun nicht mehr darum, einen möglichen Anwärter für unsere Gruppe zu verlieren; sondern es ging um unser verhangenes Gewissen, angefüllt von trüber Flüssigkeit, zäh und widerlich, die sich über unsere Seelen verteilte. Keiner von uns war im Grunde so, wie wir nun schienen, ganz im Gegenteil: Der Gedanke daran, Me-

nuita durch unser Einreden absichtlich Schaden zuzufügen, mißfiel ganz besonders mir, der in inoffizieller Stellung die Rolle des Anführers übernommen hatte. Wie konnten wir einer Welt hochnäsiger den Rücken kehren wollen, wenn wir selbst nicht besser als ihre abscheulichen Beschlüsse, Zwänge und Konsequenzen waren? Wenn wir nichts Besseres vollbrachten außer Leid und Trauer?!

Während der Rückfahrt ärgerte mich mein fehlendes Eingreifen in unsere wahnsinnig vorangetriebene Stellungnahme, fast alles Bekannte der uns gegenwärtigen Gesellschaft zu verdammen. Und dabei sprachen wir noch gar nicht von Sünden wie der Entwicklung von Polizeistaaten, der ungehemmten Vernichtung des Grundwassers; die Megastädte; Kriege um Lebensmittel und Coltan und Nichts; die Ausbeutung der Antarktis und sogar der Arktis, die heutzutage vollständig abgetaut ist, und den gierigen von uns Menschen, die furchtbare Sachen mit dem Meeresboden anstellen, sodaß man sich des Begriffs »Neues Totes Meer« bedient! – All das bewirkt auf mich, daß ich schreiend fortlaufen will.

Während der Rückfahrt sprach keiner von uns ein Wort; sobald wir am Startpunkt unserer Reise angekommen waren, stieg Menuita verstummt aus und schlug die Tür hinter sich zu. Dann beschwor ich die Frauen, all das zunächst auf sich beruhen und uns die notwendige Zeit zukommen zu lassen, die unserem Vorhaben gebührte.

10 Das Wagnis bedenken

Etwa eine Woche später war unser Unternehmen bis hierhin zum Stillstand gekommen: Noch zweimal hatte ich Præcipuas Tagebuch gelesen und zu verstehen versucht; abermals erschien mir ihre Erwähnung der Sterne als die einzige Möglichkeit, die Position Dulcedos überhaupt noch herauszufinden. Aber wie ginge man das an?

Ihren vagen Beschreibungen nach könnte dieser blaue Stern mit seinen Himmelskoordinaten der Insel entsprechen, wenn dieselben Koordinaten auf den Erdball projiziert würden. Aber wie findet man einen Stern? Es muß doch tausende von möglichen blauen und roten Sternen geben, die in irgendeiner Weise eine Art *Linie* nachzeichnen. Und was bedeutet schon eine Farbe wie *Blau* oder *Rot*? Wissen wir nicht aus Erfahrung, daß es in ihrem Umfeld Dutzende Abstufungen gibt?

Diese Grübeleien trug ich Olivia und Jolene vor, als ich mich an diesem Abend mit ihnen traf; Olivia hatte dafür ihre Wohnung zur Verfügung gestellt und mich nicht wenig überrascht, da sie die meisten Möbel ausgeräumt und alles Wesentliche, von dessen Wichtigkeit sie überzeugt war, in eine Tasche verlegt hatte, die sozusagen abreisefertig mit auf die Insel genommen werden könne. Jolene war von dem Gedanken ebenso betroffen wie ich. Denn auch sie bedrängte die Gefahr der Überstürzung.

Aus meiner Kindheit weiß ich noch, wie schnell man in den Urlaub will, sich vorbereitet und einer gewaltig verführenden Vorfreude folgt, und dann nach wenigen Tagen bereits wieder Heimweh verspürt. Momentan fühlte ich mich wie ein Magier, der die Wirklichkeit nur zu gut kannte und

wußte, daß seine Tricks auch mal schiefgehen können – während sein Publikum ein Wunder erwartet. Olivia jedenfalls schien keine Sekunde an der erfolgreichen Durchführung zu zweifeln und gab der Gruppe damit das wieder, das ich in den letzten Tagen eingeübt hatte. Aber noch waren wir nicht über den Berg.

Auf dem großen freien Holztisch breitete ich einige Sternkarten und -atlanten aus, die ich mir aus der Bibliothek geliehen hatte. Wir sahen sie mit viel Mühe und Zeit um Eingewöhnung durch, während wir die von Olivia zubereitete Suppe aßen. – Auch jetzt bedauerte sie den generellen Verlust handwerklichen Könnens unter dem Großteil der Menschen; nach wie vor standen ihr Tradition und rühmliche Geselligkeit nah am Herzen, und wünschte diese Ideale auch auf die Insel Dulcedo zu übertragen.

Wiederholt klagte die gute Olivia uns ihre bekümmerten Beobachtungen vor: Daß ein Großteil unserer Waren im Ausland hergestellt würde, während wir hier in den Industriestaaten die Fähigkeiten für deren Herstellung verlernten. In dieser Welt, in der man sogar die »Handarbeit« betonen muß, wird es Menschen immer nach Überhebung und Luxusartikeln verlangen, auch wenn es sauberes Wasser und ausreichend natürlich gewachsene Lebensmittel für alle gibt. So sollte dieser verwöhnte Neu-Mensch stattdessen seine Überlegenheit im Geiste beweisen denn mit Gegenständen und Prestige.

Und ferner, betonte sie weiter, sey es bemerkenswert verwerflich, daß wir – das heißt die Regierungen und die von ihnen geleiteten Medien – auf diese höhnend herablächeln und ihre Armut zu bedauern vorgeben. (Darum sagt man wohl auch: »Wann immer einer klüger ist, hat ein anderer

zu leiden.«) Dabei sind es diese Menschen, in denen das Handwerk und das ursprüngliche Wissen erhalten bleibt; dasjenige Wissen und Können nämlich, das für ein Lebewesen wie dem Menschen zum Überleben unabdingbar sey; das niemals verlorengehen dürfe, so fortschrittlich man sich auch rühmen mag; ... Fertigkeiten und Erkenntnisse, die sie, Olivia, bewußt mit auf die Insel bringen wollte, um dort möglichst auf sich gestellt, möglichst primitiv zu leben und diese Fertigkeiten zum Gereichen ihrer einfachen Lebensweise und stilisierenden Unabhängigkeit auszunutzen.

Schließlich wendete ich mich dem vierten Teller Suppe zu und hielt augenblicklich inne. Irgendetwas, dessen Verursacher schon wieder längst in den Tiefen meines verwinkelten Geistes entschwunden war, hatte mich zu der Überlegung geführt, nicht von einem Tisch in einer Stadt fern der Insel nach diesem Stern zu suchen, sondern von Dulcedo aus. Das klingt zunächst paradox, da es ja der Stern sein könnte, der uns erst zu der Insel führt. Doch meine ich eigentlich den Versuch mich in diejenigen Personen hineinzudenken, die jahrelang auf der Insel gelebt hatten.

»Wenn ihr an diesem Strand um Mitternacht liegen würdet ... , was könntet ihr sehen?« fragte ich die beiden Frauen.

»Sterne? Tausende und Millionen Sterne? Vielleicht ein paar silbrige Wolken, die durch das Mondlicht erhellt werden? Und das Glitzern der Wogen im Meer?«

Jolene hatte ganz recht: »Ich würde frieren«, ergänzte Olivia und erklärte, daß, wenn sie sich die Sterne zu betrachten vornehme, sie auf ein wärmendes Lagerfeuer neben sich verzichtete.

»Theoretisch haben diese Menschen, darunter Præcipua,

genau die gleichen Sterne gesehen wie wir!« faßte ich zusammen: »Die nördlichen, uns vertrauten, vielleicht nur zur Hälfte, da sie vom Südpazifik aus nur teilweise sichtbar sind und sonst unter dem Horizont bleiben.«

»Aber grenzt das unsere Suche nach *dem betreffenden* Stern wirklich ein?« Olivias Frage war berechtigt: »Selbst wenn wir vom gesamten sichtbaren Sternenhimmel die Hälfte abziehen und uns nur auf die Südhalbkugel konzentrieren, sind es doch zu viele, um ... «

»... Um einer so simplen Beschreibung mit Worten folgend einen ganz bestimmten Stern zu finden. Das wolltest du doch sagen, nicht wahr, Olivia?«

»Aber Præcipua war doch auch nur ein Mensch!« unterbrach uns Jolene und drehte dabei die Sternenkarte so, daß sie sie aufrecht lesen konnte: »Sie sah nicht mehr und nicht weniger Sterne als jeder von uns, wenn er in den Himmel schaut. Und wenn ihr der Blaue so auffällig erschien, daß sie ihn zu ihrem Liebling erklärte, dann sollte er auch uns auffällig sein!« Sie richtete ihren Blick wieder auf die Karten und bewegte den ausgestreckten Finger über das Papier. »Es könnte dieser hier sein. Oder einer von denen!« – Sie zeigte auf Phact, Adhara, Suhail al Muhlif, Achernar. Es konnten diese oder keiner sein. Die Möglichkeiten waren einfach zu vielfältig.

»Schrieb Præcipua nicht etwas von *Puppis*? Daß ihr Lieblingsstern in der *Formation Puppis* liegt? Was ist Puppis?« bemerkte Olivia. Und erst jetzt fiel es mir auch wieder ein: In dem Tagebuch stand tatsächlich, daß ihr Lieblingsstern zu Puppis gehöre! Das würde unsere Suche weiter eingrenzen!

Sofort nahm ich einen der Atlanten und blätterte die ent-

sprechende Seite auf. Erschrocken und enttäuscht stellte ich fest, daß dieses Sternbild eine recht große Fläche einnimmt. Und spann man unsere Logik weiter, sodaß die Breitengrade am Himmel mit denen auf der Erde übereinstimmten, so müßte auch die Insel Dulcedo irgendwo zwischen 10° und 50° südlicher Breite, als südlich des Äquators liegen. Aber das war ein unglaublich weites Feld und umschloß eine unvorstellbare Menge an Möglichkeiten.

»Welche blauen Sterne gibt es denn im Sternbild Puppis?« fragte Jolene und sah auf die Karte. Die ernüchternde Antwort war: eine ganze Menge. Und auch solche, deren Farbe ins Violette abdrifteten und andere Farb-Melangen. Nur welchen meinte sie? Welcher von ihnen entsprach ihrem Farbempfinden *Blau*? Vielleicht litt Præcipua auch an einem Farbdefekt im Auge und sah jeden rötlichen Stern als einen blauen? Dann würden wir ihn nie finden. Sich in diesem Moment auf den falschen Stern zu versteifen, nur weil er blau und auffällig war, könnte unser Todesurteil bedeuten: Auch wenn der von Præcipua gemeinte Stern nur einen Fingerbreit von dem uns Ausgesuchten liegt, so entspricht dies auf der offenen Fläche des Ozeans einige hundert Kilometer! Und dann würden wir nicht nur die Insel niemals finden; dann wären wir auch tot.

»Wir brauchen bessere Karten. Wir brauchen mehr Zeit!« klagte Jolene. – »Wenn sich Zeit stehlen ließe«, bemerkte Olivia zynisch und räumte das Geschirr ab: »würde ich zum Dieb werden.«

Ich nickte derweil zustimmend und schlug den Atlas zu. Auch wenn es offensichtlich scheint, daß die Antwort in einem Sternenatlas zu finden sey, war ich mir doch unsicher bezüglich unserer Methode, das Rätsel zu lösen: War es, in

Hinblick auf all diese Unsicherheiten, überhaupt möglich, die Insel auf diesem Weg zu finden? Inzwischen war ich sogar bereit, auf *gut Glück* in die Weiten des südpazifischen Ozeans vorzudringen und möglicherweise zufällig auf die Insel Dulcedo zu stoßen. Jeder, der mit der endlosen Weite des Meeres Erfahrung hat, würde mir freilich Dummheit bescheinigen.

Derweil ging Jolene im Raum herum und besah sich die zur Seite gelegten Dinge. Da waren einige Stapel Bücher aufgelegt, direkt neben einem leeren Bücherregal. »Hast du die Bücher ausgeräumt? Was tust du damit?«

»Ein Antiquariat, die Straße hinunter, will sie wahrscheinlich nehmen«, rief Olivia aus der Küche, wo sie gerade die abgewaschenen Teller trocknete.

»Und die Klamotten hier? Und die Schuhe? Dieser ganze Haufen? Der ist dann wohl für die Kleidersammlung?« fragte Jolene wieder und schmunzelte. Als keine Antwort erfolgte, sah sie hinüber zur Küche und erkannte Olivias ersten Gesichtsausdruck. Sie hatte verstanden, was zu tun war, auch wenn ich und Jolene ihr Verhalten für sonderbar verfrüht hielten.

»Du bist eben gerne vorbereitet. So wie ich«, stellte ich nüchtern fest und stärkte damit Olivias Haltung: »Ich sah es immer als größte Herausforderung des modernen Lebens an«, fuhr ich fort, »nicht zu viele unnütze Gegenstände anzusammeln und an Lebensmitteln zu verbrauchen, das man bereits in seinen Schränken hat.« Und das glaubte ich tatsächlich.

Insgeheim bewunderte ich Olivia für ihren Mut, nach Abschluß eines waghalsigen Gedankens einen tatsächlich vorhandenen, belastbaren Endstrich unter eine Rechnung

zu ziehen und damit gewissenhaft *abzuschließen*. Diese Fähigkeit haben die meisten modernen Menschen inzwischen verlernt; sie treffen kaum noch Entscheidungen, sondern »halten sich Optionen offen«. Diese Eigenheit der selbstbewußten Stellungnahme fand in meinen Augen noch nie auf Zustimmung. Aber was machte Olivia so sicher, wenn selbst ich, der inzwischen den Beweis für die Existenz der Insel Dulcedo vor sich sehen durfte, mir über das weitere Vorgehen nicht sicher war? War Olivia dumm und mutig zugleich? Wußte sie etwas, das wir nicht wußten? – Nein, das ist unwahrscheinlich.

Meinem Herzen folgend vernahm ich nur diesen leisen Ruf und mit mir meine Anhänger. Sie lauschten und hörten etwas in der Ferne; etwas, das nur ich verstand und zu deuten bestimmt war. Und doch ahnten die anderen etwas. Meine Unsicherheit, mein Zweifeln, mein Raten ... schienen sie noch mehr darin zu bestärken, daß es etwas zu erraten geben mußte! Das Rätsel war existent; und auch wenn wir dessen Lösung zum Lebensglück nicht kannten ... – das Rätsel war existent!

»Was hast du denn alles eingepackt in deine Tasche? Ist die nicht ... für unsere Reise?« Jolene schaute neugierig auf und ab. Sogleich kam Olivia herbeigeeilt und wollte uns alles erklären. Stolz zog sie einen Kochtopf aus Edelstahl heraus, einige Zündhölzer und andere Werkzeuge, die den Amateur-Vorstellungen über hilfreiche Dinge beim »Überleben in der Natur« gerecht wurden.

Ich aber wußte, daß uns der ganze Krempel nicht weiterhelfen würde; vielleicht nicht einmal die intensivsten Überlegungen zur Vorbereitung. Dulcedo war ein ganz besonderer Ort, den keiner von uns verstand. Auf ihm konnte

uns das Paradies erwarten, aber auch eine kahle Ödnis, an dem es jede Stunde zu überleben galt. Angesichts meiner Kenntnisse in Survival-Belangen mag diese Einstellung erstaunen: Denn wäre es nicht in höchstem Maße sinnvoll, sich auf alle Eventualitäten vorzubereiten? Werkzeuge und haltbare Kleidung mitzunehmen, Proviant und Technik, um uns das Leben auf Dulcedo so angenehm wie möglich zu gestalten? In Wahrheit hielt ich davon gar nichts. Vielmehr verstand ich mich darauf zu akzeptieren, daß wir uns eher darauf verlassen sollten, was wir dort, auf der Insel, an Material finden, um daraus Kleidung, Unterkunft, Waffen und Nahrung zu gewinnen.

So viel wir an moderner Ausrüstung und Kleidung auch mit uns führen würden – umso mehr, da wir sie auch noch irgendwie bis nach Dulcedo transportieren müßten und unsere Reise in die Auffälligkeit geriete –, so würde sie doch nicht ewig halten oder verlorengehen. Und früher oder später würden wir ohnehin auf das auf der Insel verfügbare Material zurückfallen.

An dieser Stelle sagte ich den beiden noch nichts von meinen Bedenken; es würde sich noch früh genug Gelegenheit dazu finden. Und sowieso dachte ich im Moment allein daran, wie die Insel überhaupt zu finden sey. Ebenso hätte man mir die Frage stellen können, was wir zu tun gedenken, wenn wir nun wirklich dort seien. Ging es nicht auch Spartacus so? Ich hätte an seiner Stelle auch nicht darüber nachdenken wollen, mit der Sklaven-Armee in Rom einzumarschieren; denn immerhin hätte ich in meiner Stellung und bei den vielen um mich herum stattfindenden Schlachten jeden Tag ins Gras beißen können. Warum dann also so große, langfristige Pläne machen? Und so ist auch unser

Vorhaben zur Vorausplanung viel zu gefährlich und vage gedacht.

Nun trat Jolene an meine Seite und flüsterte mir ins Vertrauen: »Du weißt schon, daß wir, als Angestellte des Kaufhauses, jederzeit alles nehmen können, das wir brauchen? Zelte, Decken, Schlafsäcke, wasserfeste Kleidung, selbst Messer, Lampen und so weiter!«

Und damit hatte sie freilich recht. Wir hätten all das ohne Aufsehen aus dem Laden herausschmuggeln können. Olivia hätte das in ihrem vorbereitenden Wahn ganz bestimmt befürwortet. Ich aber blieb zweifelnd:

»Ich glaube nicht, daß wir das sollten«, antwortete ich ihr: »Zu nehmen, das uns nicht gehört, könnte uns letztlich daran hindern, nach Dulcedo zu gelangen. Ich habe selbst erfahren, wie leicht man durch ungerechte Auslegung der Tatsachen von den gesellschaftlichen Regeln bestraft werden kann.« Jolene dachte darüber nach.

»Und obwohl ich glaube, daß wir diese Frage ein anderes Mal genauer zu besprechen haben, dürfen wir vor lauter Euphorie keinesfalls aus den Augen verlieren, daß die Idee, durch die Insel Dulcedo dem hiesigen Unwetter zu entkommen, solange nur eine theoretische Bewandnis bleibt, wie wir uns der Position der Insel nicht gewiß sind!«

Tatsächlich wäre ich auch ohne die genaue Position zu kennen todesmutig in ein Boot gestiegen, um auf das ungewisse Meer hinauszufahren. Des folgenden war ich mir jedoch sicher: Wir Menschen haben uns loszulösen von Technik und dem Fortschritt angelasteten Annehmlichkeiten. Unsere Ahnen haben ohne all das zu überleben gelernt und genau das, so meine Meinung, sollten wir auf Dulcedo wiederfinden. So hielt ich es für das Beste, sich durch Bücher

möglichst alles Nützliche anzulesen, denn das würde uns niemand mehr nehmen können. Darüber hinaus haben wir als Angestellte des Kaufhauses unbegrenzten Zugang zu allerlei Literatur, die sich Reisebeschreibungen, Wildpflanzen und dem Überleben in der Wildnis widmet.

Mich befiß die Vermutung, daß es in der Tat nur dieses eine Prinzip sein würde, das unser Überleben zu sichern wußte: Aufzugeben, das man kannte . . . , um anzunehmen, das uns fremd und nur schwer erträglich ist. Aber es wird das Leben sein, das uns die Freiheit zurückgibt.

Noch spät in der Nacht, nach der Rückkehr in meine Wohnung, konnte ich nicht schlafen und stand schweigend vor meinem Tee-Regal. Da hatten sich über die Jahre allerlei Sorten angesammelt, von der ich keine bevorzugte, da sie mir alle gleich greulich schmeckten. Immer wieder stand ich vor dieser Auswahl und überlegte Minuten lang. Und immer griff ich zu derselben Sorte. Was sagte das über mich aus? Inwiefern wäre es berechtigt, mich anhand dieser Eigenheit zu bewerten? Oder danach in einen Gitterplatz einzusetzen, nur damit ich das gesellschaftliche Puzzle um eine weitere Fehlstelle ausfüllte? Je länger ich das bedachte, desto kälter wurde mein Tee und ich ließ ihn endlich hinter mir, um mich dem körperlichen Bedürfnis des Schlafens zuzuwenden.

Am nächsten Morgen erschrak ich aus einem furchtbaren Traum, den ich die ganze Nacht zu verleben meinte: Darin war ich in meine schulische Kindheit versetzt und rannte während des Sportunterrichts einige Runden in einer Sporthalle; ich springe über Bänke und tue eben Dinge, die man in einer Sporthalle tut. Plötzlich stehe ich auf einer Bank, in einer seltsamen Stellung: Auf ihr stehend, bin ich nach

90 Grad vornübergebeugt und schwebe sozusagen in der Luft. Aus irgendeinem Grund falle ich dabei nicht zu Boden. Schließlich schwebe ich an die Decke der Turnhalle und verharre nun kurz unter ihr mit nach beiden Seiten ausgestreckten Armen. Ein Feuer-Atem scheint aus dem Nichts zu speien; er feuert auf mich ein, verbrennt mich aber nicht. (Meiner Erinnerung nach fühlte sich meine Haut lediglich warm an.) Dann glaube ich einen Drachen zu sehen; Asche blättert unentwegt von meiner Haut und rieselt zu Boden. Der Drachen erzählt mir von einer Aufgabe namens »Mantel des Hherastosteh«. Nach Tagen dann schwebe ich zum Boden zurück, in mein Häufchen Asche hinein, und erwache aus dem Zustand meiner geistigen Abwesenheit inmitten meiner fassungslosen Klassenkameraden. Sie sagen, ich habe dort oben Stunden geschwebt und nicht auf ihre Rufe geantwortet. Doch ich weiß noch mehr: Denn ich habe derweil ein monatelanges Abenteuer in einem himmlischen Tempel bestanden.

Von dem unsinnigen Traum-Motiv abgesehen, zeigte mir der Traum eines: Daß ich dem Wahnsinn und der überstürzten Zuneigung zu einem mir enganliegenden Mantel aus Naivität mehr zugetan war als bislang gedacht. Vielleicht würde ich eines Tages auch aus *diesem* Traum erwachen, mich umsehen und – noch im Bette liegend – erkennen müssen, daß der Fund der Dulcedo-Hinweise; daß Jolene und die anderen; daß meine Motivation und meine bereits abgeschlossene Innigkeit zu dieser besonderen Insel ... nur erträumt waren. Alles wäre fort und nie geschehen: »Willkommen zurück in der falschen Welt!«

11 Ebenwir

Nach einer Woche kam Menuita zu uns zurück. Zu diesem Zeitpunkt war ich demotiviert wie nie zuvor: Die Sternenkarten und das Tagebuch zeigten mir nur, daß der erwähnte »blaue Stern«, an den ich mich so klammerte, alles und gar nichts bedeuten konnte. Vielleicht gab er nicht einmal die Position der Insel wieder, sondern war nur irgendeine Spinnerei einer noch seltsameren Frau.

Auch wagte ich mich wieder ins Internet und suchte auf verschiedenen Seiten nach weiteren Informationen über Dulcedo und seine Lage. Doch ich fand nur das mir bereits Bekannte. Darüber hinaus hoffte ich sehr, nicht zufällig auf einen Bericht aus Dr. Hazels Forschungsteam zu stoßen, der sich vielleicht mit der Verortung der Insel befaßte; denn das hätte für uns nur die Niederlage bedeutet.

Dann, eines Morgens, fing er mich ab. Gerade war ich auf dem Weg zur Mittagspause, als er mir vor dem Kaufhaus die Hand reichte und um ein Gespräch bat. Natürlich war ich für alles offen, hatte ihm aber auch die schlechte Kunde zu überbringen, daß ich keine große Hoffnung für den Erfolg des Unternehmens sah. Beim gemeinsamen Essen beteuerte ich ihm jedoch, daß ich mich für seine Anteilnahme und sein Interesse an unserer Gruppe bedanke – vielleicht würden wir dennoch Freunde sein können. Doch Menuita hörte nicht zu.

Wennschon er unablässig mit ruhigem Gemüt und ebenso ruhiger Stimme sprach, war es doch sein unabwendbarer Eifer, der mir angst machte: Wie er sagte, hatte er die letzten Tage über unsere Worte nachgedacht, wodurch ihm alte Wunden aus der Vergangenheit aufgerissen worden seien,

die er nun nicht mehr verschließen könne. Er räumte aber ein, daß es Wunden seien, die schon zuvor da waren, und die durch die verkommene Gesellschaft schwelten. Sie betonten seinen Unmut, sich in ihr, der Gesellschaft, nicht frei zu fühlen. »Es hat nicht viel gefehlt, mich für euch zu entscheiden«, schloß er.

Die mir mit langsamer Stimme entgegengebrachte Offenheit hoben zuletzt nur seine charakteristische, hochentwickelte Vernunft hervor. Obwohl er uns so unterschiedlich schien (in unserem unüberlegten Drängen von hier zu fliehen), hatte er doch das Potential, das Herz unseres Unternehmens zu werden, das, gleichsam wie das menschliche Herz, im Zentrum sitzt und die Organe verbindet, sie beruhigen oder beschleunigen kann. Und in Funktion des Herzens würde auch unsere Gruppe sterben, wenn er stirbt.

Noch einmal betonte ich, daß ich derzeit keinen Weg sehe, die Insel zu erreichen. Er antwortete, daß das momentan egal sey. Anfangs verstand ich das nicht: War es nicht die Essenz unseres Vorhabens, die Insel zu erreichen? Ich konfrontierte ihn damit.

»Sich aufzulehnen ist bereits der halbe Weg. Wir leben so versunken in unseren eigenen, komfortablen Leben, daß wir mit uns Unentschiedenes machen lassen, ohne es zu merken«, war seine Meinung.

Ich bemerkte sofort, daß Menuita trotz seines schweigsamen Gemüts ein wahrer Kritiker unserer Regierung und auch anderer sog. Rechtsstaaten ist. Am meisten zweifelte er an der verwirrenden, undurchsichtigen Strukturierung von Verwaltung, Ministerien und Institutionen: »Der Mensch war noch nie gut darin«, sagte er, »den Überblick über ein solch komplexes System zu bewahren. Je einfacher die Struk-

turen sind, um sich oder eine Gruppe zu organisieren, desto wahrscheinlicher wird sie Bestand haben!« argumentiert er. Das traf auf kaum etwas mir Bekanntes zu; aber es traf auf unsere Gruppe zu.

In seinem Trieb zur Perfektion – mich hätte nicht verwundert, wenn ich beim Blick in seinen Kleiderschrank fein säuberlich zusammengelegte Hemden gesehen hätte – wollte er zumeist den anderen gerecht werden; aufklären, ohne in die Konfrontation mit den uneinsichtigen Gemütern zu geraten. Und ebenso deutlich zeigte er seine Abneigung:

»Das Wechselspiel unserer Regierung, bestehend aus Versprechungen und dann deren Nichteinhaltung, erinnert mich an kochendes, sprudelndes Wasser (das erzürnte Volk) in einem Topf, den man mit allen Mitteln verschlossen halten will, damit er nicht überkoche. Nach außen präsentiert man stets den Topf, wenschon er im Inneren kaum noch zu bändigen ist.« Seine Analogie war anschaulich, aber auch beunruhigend: Würde wirklich ein Großteil der Menschen so denken? Menuita sagte auch, daß, je höher der Anteil gebildeten Volks in einem bestimmten Landteil sey, desto geringer ihre Wahlbeteiligung sein sollte.

Prinzipiell lehnte er alles ab, das sich manipulieren oder grundlos aus der Menge abzuheben verlangte. Er haßte Parteien, Politiker, Regierungen und alle das Gesetz betreffenden Reglementierungen. Es sey gar paradox, sprach er mit erhobenen Zeigefinger, wenn innerhalb eines Landes unterschiedliche Gesetze wirken, und meinte damit die unterschiedlichen Regelungen je nach Teilstaat (Bundesland).

Zu keiner Zeit glaubte ich ihn in Stammtisch-Manier dahinschwätzen zu hören; sozusagen zu wettern, ohne belastet werden zu können, wie sich die meisten anderen, halb An-

getrunkenen stets zu verteidigen wissen. Ich hörte keine Verfehlungen seiner Aufrichtigkeit aus ihm heraus, und in keinem Moment eine Lüge oder prahlerisches Vorbringen zum Zwecke der hebenden Selbstbedeutung: Ich kannte eine Menge Großschnauzen, Veganer und Öko-Aktivisten, die der verschwenderischen Weltgesellschaft den Kampf angesagt hatten, ihr Agieren aber niemals über die Rhetorik hinausreichte. Menuita allerdings ... war vermutlich der gefährlichste Anarchist von allen, wenschon nicht gleich als solcher erkennbar.

Mich beeindruckte das mehr als es mich verschreckte; es neigte sich leicht an einen Zusammenschluß vermeintlicher »Amateur-Terroristen«. Diese würden, wenn es uns wohl gefiele, ihre gemeinsame Abneigung weiterspinnen und zu einer Gefahr für das Volk werden. Noch bevor ich meinen Sarkasmus weiterdenken konnte, nivellierte mich Menuitas Vernunft mit einer Aussage, die mich stillt und bestürzt; die mich meinen Sarkasmus sogar überdenken und umkehren ließ: Denn er faßte seine gesamte Erfahrung dergestalt zusammen, daß er generell vor der Hinterlistigkeit der Regierung warne, insbesondere aus dem Grund, da ihr die unwissende Mehrheit des Volkes egal sey.

Menuita legte dieses Dogma so überzeugend aus, daß selbst ich, der schon immer an den natürlichen, wahren Absichten jedweder Regierungsform zweifelte, abermals überzeugt wurde, keinem mehr zu glauben als meinem Verstand und den mir Gleichgesinnten. Schon lange wußte ich, daß dieselben Regenten unter immer neuen Namen und Flaggen die genau selben Verbrechen begehen; nur jetzt war ich endgültig überzeugt worden, daß der Feind ein Gesicht haben konnte; daß man ihm nichts entgegenzusetzen hat-

te; und daß man seinen Widerstand, in diesen Zeiten, nur durch Flucht ausdrücken sollte.

Seine Meinung über Medien (wie das Internet) publik zu machen, in der Hoffnung, durch sie würde sich etwas an der Gesamtsituation ändern, ist heutzutage gefährlich und findet meiner Einschätzung nach kein Gehör, so sagte mir Menuita: Der wortlose Widerstand und das Ausharren im Verborgenen sind, so widersprüchlich das zur Haltung eines Revolutionären steht, die einzigen Mittel im Kampf gegen aufgezwungenes Protokoll und die Volksmehrheit unterwandernde Mächte.

Wir, die im Verborgenen schweben, sind den Herrschenden die größte Gefahr, da nicht angreifbar; nicht erklärbar. Wie ein Phantom, das es sich zum Wesen gemacht hatte, nur dem Schlafenden zu erscheinen, sind wir zu fürchten, da unser Angriff stets bevorstehen könnte und gleichzeitig an unserer Existenz gezweifelt wird. Wir aber schlagen niemals zum Selbstzweck zu – wir sind ja nicht wie *die!* -; wir warten einfach, bis *die* sich durch Gier und Arroganz selbst auslöschen. Das sind in keiner nicht unterworfenen Gesellschaft gern gesehene Eigenheiten, sodaß unser Handeln nicht einmal rassistisch oder ideologisch zu werten ist.

Seine Worte klangen plausibel. Entweder war er nur ein hohler, unglaublich guter Rhetoriker; oder er hatte einfach recht: »... Nicht um unseren Selbstzweck willen ...«, hallte mir im Gedächtnis nach und gefiel. Würde man unser Treiben je besser zusammenfassen können? – Menuita gehörte so sehr zu uns, wie mein Zweifeln zu mir.

Wir lächelten einander zu und ich dachte eine Ewigkeit über seine Worte nach. Es war mir, als müßte ich dem Mann

nur länger zusehen und zuhören, um immer weiser und aufgeklärter zu werden. (Und ich dachte schon, mir selbst zuzuhören, würde meinem Tatendrang Genüge tun.) Wenn man selbiges Ziel anstrebte, gab es im natürlichen Umfeld sonst nicht viele Alternativen, die Menuitas Platz einnehmen ...; die Vernunft im Ganzen erfüllen konnten: das Fernsehen? – Längst vergiftet und voller Unwahrheiten; ein durchdringend versendetes Spektrum mit dem einzigen Ziel, den Zuschauer zu manipulieren. Zeitungen und Sachbücher? – Kontrolliert durch die großen Verlage und geschrieben von Personen, die von der Widerlichkeit dieser Gesellschaft längst unbemerkt umhüllt worden sind; selbst diejenigen, die in ihren Büchern davon schreiben. Denn was auch immer sie schreiben: Allein durch den *Verkauf* ihrer Druckwerke verraten sie ihre Kritik und fügen sich nahtlos in die durch monetäre Belange gezeichneten Strukturen ein; so geben sie vor blau zu sein, und sind doch farblos; geben vor, eine Meinung zu haben, und unterwerfen sich doch den unantastbaren Dogmen der seit ihrer Geburt präsenten, mannigfaltigen, uns als real zu akzeptieren vorgelegten Wahrheit.

Da sich Olivia, Jolene und ich in letzter Zeit ohnehin immer seltener getroffen haben, waren es vermutlich seine Worte, die mich neue Hoffnung schöpfen ließen. Und daher stellte ich sogleich die nächste Frage: »Kennst du dich mit Sternenkarten aus?«

»Es geht um die Insel, nicht wahr?«

»Ja, Menuita. Wir hatten es bei unserem letzten Treffen am Brunnen ganz kurz angesprochen. Wir glauben, daß die Position der Insel durch die Koordinaten eines Sterns codiert ist. Es ist ein Rätsel: Es gibt einige vage, unmißver-

ständige Hinweise, andere sind mehrdeutig. Wir kommen einfach nicht weiter.«

»Erzähl mir noch mal, was ihr schon wißt«, sprach er und ich kramte einen Zettel hervor, auf dem ich alle relevanten Informationen untereinander notiert hatte: Die Farbe der Sterne, wie die Sterne zu einer Kette ausgerichtet sind, in welchem Sternbild man wahrscheinlich zu suchen hatte.

»Ist das der einzige Weg? Gibt es keine andere Möglichkeit, die Insel zu finden? Mithilfe der damaligen Überlebenden beispielsweise?« – Alle seine Fragen waren berechtigt; ich hätte an seiner Stelle nichts anderes wissen wollen. Als ich ihn aber über meine Nachforschungen, sowohl im Internet als auch im ehemaligen Institut, instruierte, behielt er eine ebenso enttäuschte Miene zurück wie ich. Auch er hatte sich wohl für einen kurzen Augenblick an den Insel-Mythos geklammert und daran erfreut, daß seine philosophische Haltung zu Menschheit und Gesellschaft nicht vergeblich sey; nicht ungehört wäre, wenn er eines Tages stirbt.

»Ich kann damit nichts anfangen; ich kenne keinen einzigen Stern am Himmel mit Namen, noch weiß ich, in welche Richtung ich das Sternbild *Puppis* mit dem Finger zu zeigen hätte. – Aber ich weiß von jemanden, der das wissen könnte.«

Ich schaute auf: War das der Moment, an dem sich meine verblassende Hoffnung in neues Feuer verkehren wollte? Zunächst hieß es seine Worte abzuwarten. Menuita schaute noch etwas nachdenklich in die Luft:

»Derjenige . . . , so glaube ich, könnte unserem Anliegen entsprechen. – Wie viele Leute wollt ihr eigentlich in eure Gruppe aufnehmen?« fragte Menuita.

»Du meinstest sicher *unsere Gruppe*, nur bist du das zu

sagen nicht gewöhnt!« korrigierte ich. Er nickte freundlich. »Was die Größe unserer Gruppe angeht«, fuhr ich fort, »so meine ich mich in Ehrbarkeit zu behaupten, daß sie so groß sein sollte, wie es sich untereinander zu vertragen scheint; es geht mir nicht darum, möglichst viele Mitglieder zu gewinnen, die sich durch einzigartig nützliche Fähigkeiten auszeichnen! Siehe nur auf Jolene: Auch wenn sie in einem Kaufhaus für Outdoor-Artikel arbeitet, hat sie im Grunde keine Ahnung vom Leben in der Wildnis, schon gar nicht auf einer Insel! Auch ich habe mich noch nie im Überleben auf einer Insel versucht! – Diese Gruppe besteht aus Mitgliedern, die durch ihre aus gleichen Gründen motivierte Abscheu gegen die Ausnutzung durch die derzeitige Gesellschaft gekennzeichnet ist. Früher hätte man derartige ›Zusammenrottungen‹ wie die unsrige mit einer Bande von Wegelagerern oder Piraten verglichen. Nichtsdestotrotz wünschen wir kein offensives Vorgehen gegen die uns Peinigenden . . . , sondern lediglich die Flucht. Daher erfordert unsere Gruppe verläßlichen Zusammenhalt und Ehrlichkeit. Nichts brauchen wir mehr als das, um uns von den anderen und die uns nachbildenden Hohlformen zu lösen! Wenn also *derjenige*, den du ansprichst, uns helfen kann *und* gleichzeitig unserem Anliegen entspricht, dann sey er uns herzlich willkommen!«

»Und wie werden wir sehen, daß er *unserem* Anliegen entspricht?«

»Indem wir seine Reaktion bezüglich unseres Plans bewerten: Entweder hält er es für undurchführbaren, an Selbstmord grenzenden Wahnsinn, oder er lenkt ohne zweifelnde Untertöne seine Sinne ganz auf uns, unsere Ideen und unsere kritischen Maßstäbe – so, wie Jolene und Olivia vor dir.

Wenn ihn sein Mut zum unvoreingenommenen Zuhören gereicht, dann gehört er im Grunde schon dazu. – Von wem reden wir, Menuita?«

»Es ist jemand, von dem ich nicht einmal weiß, ob er noch lebt oder je auffindbar sein wird. Er war Beiträger im Internet, man nannte solche Leute früher ›Blogger‹, der mit seinen online veröffentlichten Texten eine ganze Menge abgründigen Schaum aufwirbelte. Der Mann hieß ... oder heißt ›Lugus‹. Damals selbst noch an der Universität beschäftigt, gehörte das Lesen seiner clever formulierten Aphorismen zu meinen täglichen, morgendlichen Gewohnheiten. Er selbst sendete selbst von einer Uni, der Uni in Cofte. Ich war stets verwundert, wie lange er trotz seiner veröffentlichten Kritiken seine Anstellung behalten konnte. Eines Tages war er dann offline, sein Blog nicht länger erreichbar.«

»Und was läßt dich denken, daß er uns weiterhelfen kann? Kritiker wie ihn gibt es immer wieder, auch solche Mutigen, die ihre Meinung öffentlich kundtun. Aber das will nichts heißen!« meinte ich.

»Zunächst einmal war Lugus am physikalischen Institut der Uni beschäftigt, und die Uni selbst hat eine Sternwarte und einen astronomischen Fachbereich. Weiterhin berichtete Lugus in seinem Blog immer wieder von Fortschritten in der Arbeit mit Datenbanken und Daten-Verwertung. Seinen Texten nach, die ich nur teilweise nachzuvollziehen imstande war, schien er mir außerordentlich versiert im Umgang mit Computertechnik. So denke ich mir, daß er bei Vorgabe unserer Parameter diesen einen Stern identifizieren könnte. Aber zunächst einmal müßte man Lugus finden.«

»Ich bin durch meine Erfahrung in Bottrichthal ganz gut

darin, Totgesagte ausfindig zu machen. Vielleicht sollten wir uns an diese Uni begeben und dort nachfragen? Hast du die nächsten Tage etwas vor, Menuita?»

Menuita verneinte und wir verabredeten uns für den übernächsten Tag am Bahnhof. Die Fahrt würde vier Stunden dauern, dann ließe sich schon feststellen, ob uns das Glück weiterhin anhält.

Mir war andauernd wohl bewußt, daß sich Menuita im Grunde auf eine Gruppe Fremder einließ. Weder ich noch die Frauen hatten ihm mehr von uns mitgeteilt als die Namen und ihre vorgeblichen Absichten. Würde ich mich an seiner Stelle einer Gruppe Leute anvertrauen, über deren Vergangenheit ich nicht zumindest ein Detail kannte? Andererseits war es für das Volk eine Zeit des Mißtrauens; eine Zeit der Existenzangst, in der jedwedem Bedenken gesellschaftlichen Fortschritts in besorgtem Kopfschütteln resultierte; eine schwierige Zeit der Anpassung und des hilflosen Unverständnisses ohne die Zeit sich des Potentials der eigenen Existenz bewußt werden zu können oder zu dürfen.

In dieser besagten Zeit brauchte man nicht mehr zu wissen als den Namen; vielleicht reichte das, vielleicht sollte man gewisse Ausfragungen meiden. Letztlich war es nicht wichtig. Genauso wie es im Grunde nicht verkehrt war so zu leben, als könne jeden Moment ein Atomkrieg ausbrechen: Man nutzt seine kurze Lebenszeit viel besser aus, konzentriert sich auf die wesentlichen Dinge und vertrödelt seine Zeit nicht mit Nebensächlichkeiten, an denen man sich nur für Tage erfreut.

Kurz vor Mittag erreichten wir unser Ziel. Vom Bahnhof aus war es nur ein kurzer Fußmarsch bis zur Innenstadt

und dem physikalischen Institut der Universität Cofto.

In der Cafeteria der Universität nahmen wir eine Mahlzeit ein und begaben uns anschließend zum Dekanatssekretariat, wo wir eine Auskunft über Lugas einholen wollten. Allerdings verweigerte man uns sofort eine Auskunft, aus Gründen des Datenschutzes. Schon nach wenigen Worten, die unser Anliegen nur andeuteten, niemals zur Gänze formulierten, wurden wir von sturem, unmißverständlichem und unfehlbarem Verhalten abgewiesen. Ich fühlte mich erinnert an die Zeiten auf verschiedenen Ämtern, insbesondere nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis, auf denen ich freundlich und gutmütig auftrat, und doch nicht alles wissen konnte. Ohne Einsehen verlangte man von mir den geübten Umgang mit Paragraphen, von denen ich mein Lebtage noch nie etwas gehört hatte; Paragraphen, die sich vermutlich irgendwer, irgendwann ausgedacht und niedergeschrieben hatte, ohne den Rest der Welt davon in Kenntnis zu setzen. Nun wurde ich mit dieser Tatsache konfrontiert und sie wurde mir als Unwissenheit ausgelegt. Im Unterton der Erinnerung schallte mir dieses wohlbekannte Sprichwort: »Unwissenheit schützt vor Strafe nicht.«; dieses . . . , *widerliche* Konstrukt eines arroganten, verwegenen Geistes, der alle anderen Menschen auf eine Stufe der selbstverständlichen Vorstrafe stellt: Zeige mir den Menschen, der alles kennt und alles ahnt! Zeige ihn mir und ich will mich ihm unterwerfen! – Es war belastend, dieses Leben, und das wurde mir in diesem Sekretariat wiederholt bestätigt.

Wie klein doch all die anderen dachten, stellte ich mir beim Verlassen des Sekretariats vor: Ich stelle eine Frage und irgendein vor mir sitzender Mensch-Roboter antwortet darauf mit der geringen Kapazität, die ihm durch Anwei-

sung zugeteilt worden ist. So führt meine Befähigung zur gedanklichen Vorstellung des Umfangs und Inhalts von Galaxien, Haufen und Großstrukturen im Universum nicht zu der Empfehlung, sie alle zu erforschen oder gar zu erobern; sie zeigt mir lediglich, wie nichtig die Besorgnisse zwischen den Menschen sind, die sie für bedeutend halten.

Im frei begehbaren Institut durchstreiften wir die Gänge und suchten gezielt nach Personen älteren Jahrgangs, die Lugus eventuell noch kannten. Wie man wußte, war das Treiben an der Universität zu vergleichen mit einem Gänseverschlag, bei dem tägliches Ein und Aus zum normalen Weg gehörte und es nicht ungewöhnlich war, wenn der eine von dem anderen noch nie gehört hatte, obwohl dessen Büro nur zwei Türen weiter lag.

Um nicht weiter aufzufallen, sprachen wir direkt Leute auf dem Gang an und gaben uns als alte Kollegen aus, die Lugus zu einem Treffen einladen wollten. Doch niemand kannte ihn. Bei der vierten Person hatten wir jedoch Glück:

»Hallo. Bitte entschuldigen Sie . . . : Wir sind nicht von hier und sind auf der Suche nach einem alten Kollegen namens ›Lugus‹. Können Sie uns sagen, ob der hier noch beschäftigt ist?«

Der etwa 50jährige schaute uns erstaunt an und rückte seine Brille zurecht; er dachte aufrichtig nach: »Lugus, sagen Sie? – Sie meinen aber nicht Gustav Hollerschaak, oder? Der saß mal hier, war technischer Mitarbeiter und unterhielt so einen Blog, in dem er aus den Abgründen seines Lebens zitierte.«

»Doch, das könnte er tatsächlich sein! Wissen Sie, wo wir ihn finden können?« fragte ich.

»Wieso sagten Sie ›Abgründe seines Lebens?‹« wollte Me-

nuita wissen.

»Weil er an einem Tag geboren wurde, als ein anderes Familienmitglied starb. Und so wurde er unter Tränen begrüßt. Diese Emotion blieb ihm zeitlebens erhalten, verlebte eine Kindheit mit nur wenigen, untreuen Freunden, hatte nie zuvor eine Liebesbeziehung und so weiter. Seine ganze Vergangenheit ist ein einziges Trauerspiel. In Physik und Technik fand er schließlich Erleichterung.«

»Dann kennen Sie ihn wohl ziemlich gut?!« stelle Menuita fest.

»Na ja ...«, zögerte der Herr und grinste verschmitzt, »Wir haben schon so einiges erlebt.«

»Und wo finden wir ihn dann?« wollte Menuita wieder wissen, behielt aber nach wie vor seinen freundlichen Ton bei. Wie er mir auf der Zugfahrt nach Cofte erklärte, habe er seine Fremdsprache, d. h. meine Muttersprache, so getreu und konform gelernt, daß seine Worte wie aus einem Wörterbuch vorgelesen klangen. Im Grunde bewies er von uns allen die besten Sprachkenntnisse, da er alles gewollt gelernt und nicht aus seiner mit Dialekten verunstalteten Umgebung aufgeschnappt hatte.

»Keine Ahnung. Gustav ist vor ein paar Jahren gefeuert worden. Wohin er danach ist, weiß ich nicht.«

»Vielleicht sehen Sie ihn ja doch noch«, fuhr Menuita ein, obwohl ich mich gerade verabschieden wollte: Er zog eine Karte mit seinem Namen aus der Tasche und kritzelte auf die Rückseite eine Telefonnummer. »Wir sind noch ein paar Tage geschäftlich in der Stadt. Vielleicht meldet er sich ja bei Ihnen, sodaß Sie ihn an uns weiterleiten können! Es geht um ... die *Flucht aus dem Gefängnis*«, ergänzte er. Dann verabschiedeten wir uns endlich und kehrten aus dem

Institut aus.

Draußen wollte ich von ihm wissen, was das alles bedeutete. »Der Köder sey gelegt«, antwortete er trocken und riet uns in einem Hotel abzusteigen, zu dem die notierte Telefonnummer paßte. Er hatte sie sich im Vorbeigehen an einem Reklame-Schild für das Hotel gemerkt.

»Haben wir denn überhaupt Zeit für ein Hotel? Lugus könnte ebenso im Nirgendwo sein und erhält diese Karte vielleicht niemals!«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Menuita und ich folgte seinem selbstbewußten Schritt in Richtung des betreffenden Hotels: »Wahrscheinlich wird es gar nicht lange dauern, dann meldet sich Lugus bei uns. Der Mann wußte genau, wie Lugus zu erreichen ist und wollte ihn wahrscheinlich vor uns schützen. Jemand, der dem System mißtraut, wird auch zwei Fremden mißtrauen, die ohne triftigen Grund nach ihm suchen.«

Ich begegnete dieser Idee zunächst skeptisch, war aber trotzdem gespannt auf eine eventuelle Reaktion. Und was hatten wir schon zu verlieren, wenn wir einen oder zwei Tage warteten? Also quartierten wir uns im Hotel ein, gaben an der Rezeption wegen eines möglichen Anrufs Bescheid und vertrieben uns auf dem Zimmer die Zeit mit Kartenspielen, Schlafen und dergleichen. In den Pausen arbeitete ich weiter an meinem Konzept, wie es weitergehen würde, wenn wir die Insel wirklich lokalisieren sollten.

Es handelte sich um eine Art nutzlosen Zeitvertreib, der allein der theoretischen Vorbereitung diente: Eine Zusammenstellung all jener Dinge, die wir benötigten oder über die wir bereits verfügten, wenn wir eine solch gewagte Reise antreten. Menuita, der vernünftige von uns, wollte lie-

ber einen Schritt nach dem anderen machen; sozusagen zunächst die Ursache bewerten, ehe er sich mit der Konsequenz befaßt. Aber insgesamt bemerkte ich, daß auch er sich unserem Projekt mit ganzer Hingabe widmete, einen Teil der Entscheidungen einforderte und auch selbst einen Teil seines Lebens einbrachte.

Irgendwann wurde mir der Tag zu lange und ich ging in der Stadt spazieren; am Schaufenster eines Antiquariats bleibe ich unverhofft stehen und schaue auf die Auslage. Im Mittelpunkt meiner Aufmerksamkeit ist eine kleine, flache Taschenuhr mit gelbgrauem Zifferblatt und roten Strichen, über die schwarz lackierte Zeiger gleiten. Ästhetisches Niveau, Form und Ausdruck der Uhr wirkten auf mich dergestalt, daß mir nur die Worte »*Die* ist es!« in den Sinn kamen. Und so kaufte ich die Uhr.

Nach nur einer halben Stunde kamen mir die ersten Zweifel, ob ich mich im Falle der Realisierung unseres Abenteuers auf die Insel wirklich von so einem eleganten Gegenstand trennen könnte. Immerhin wäre ich auch sonst bereit, alles mir in der Vergangenheit befindliche abzulegen, einschließlich meiner Identität!

Doch wie jeder, der sich an der Neuartigkeit eines gerade erlangten Objekts erfreut, wollte ich diese Frage nur zu gerne aussetzen. Natürlich war ich mir dessen gewiß, daß mich das neue Spielzeug nicht sehr lange von dem wahren mich umgebenden Problem ablenken würde, insbesondere sobald ich wieder auf die anderen Gruppenmitglieder treffe und wir uns über Art und Weise unseres gesellschaftlichen Abschieds einig sein mußten. Die Zeiger liefen voran, unabänderlich und stets in eine Richtung wandernd, was mich zunehmend an mein eigenes Leben erinnerte. Einen Mo-

ment lang fürchtete ich, Potential und Machbarkeit meines Vorhabens zu unterschätzen, eine Sekunde später war ich wieder ganz fest davon überzeugt. Noch lange sollte in mir dieses uneinige Hin und Her springen, bis ich tatsächlich endlich an meinem Ziel angelangt sey.

Nach einem kleinen Imbiß in der Stadt spazierte ich zum Hotel zurück, wo mich unmittelbar hinter der Zimmertür Menuita aufgeregt empfing: Er erzählte mir, daß jemand mit »kratziger« Stimme angerufen habe und wohl generelles Interesse vermeldete. Aber ich wollte den genauen Wortlaut hören:

»Ich ging also ans Telefon«, berichtete Menuita, »und meldete mich mit meinem Namen.«

»Ist es wirklich eine Flucht oder nur ein anderes Gefängnis?«, sagte eine Stimme und schien unmittelbar auf den Satz zu antworten, den ich auf dem Kärtchen hinterlassen hatte.

»Spreche ich mit Lugus?« wollte Menuita wissen. Aber die Stimme schwieg einige Sekunden. »Es gibt ihn wirklich, diesen Ort, und wir brauchen Hilfe ihn zu erreichen«, reichte Menuita nach. Wieder kein Laut.

»In mir brennt das, was andere Verlangen nennen. Nur nenne ich nicht ›Verlangen‹, was zu meinem Charakter gehört.« Menuita hörte zu. »Daß sich überhaupt jemand für mich interessiert oder daran Erkenntnis zeigt, daß wir in einem Gefängnis leben, ist mir Botschaft genug. Aber wir sollten das hier nicht weiter besprechen . . . , wegen der Mikrochips, Sie wissen schon.«

»Können wir uns treffen?« spielte Menuita das paranoide Spiel mit, obwohl er wußte, daß er sich nach diesen Worten ebenso mit einem psychisch Irren einlassen konnte.

»Achterstadt, Bahnhof, Südtor, heute abend. Zeitschriften: das, was ich bin, Seite 16.« Dann legte der Anrufer auf.

Ich stimmte mit Menuita darin überein, daß sich der Anrufer mit uns treffen wollte, aber offenbar auch beobachtet oder abgehört fühlte, beinahe paranoider Natur, und er uns deshalb dieses rätselhafte Suchspiel im Agenten-Stil auflegte.

Auf der Karte war Achterstadt schnell gefunden, eine Kleinstadt etwa zwanzig Kilometer von uns entfernt. Augenblicklich verließen wir das Hotel und suchten uns ein Taxi, das uns dorthin fahren sollte. Nach einer knappen Stunde waren wir da.

Am Südtor sahen wir uns um, doch war der Ort so klein, daß man dessen Bahnhof besser als gerne übersehenden Zwischenhalt bezeichnen und man vom Parkplatz vor dem Bahnhof sowohl Ortsanfang als auch -ende überschauen konnte. Am Südeingang stand jedenfalls niemand.

Im Bahnhofsgebäude gab es einige wenige Geschäfte, von denen nur ein einziges geöffnet hatte – ein Café mit Zeitschriftenstand. Lugus, oder wer auch immer angerufen hatte, wollte uns offenbar hierherführen und auf die Zeitschriften aufmerksam machen. Oder wollte er uns am Südtor treffen? Beides ergab Sinn und zusammen Unsinn, aber vielleicht auch nicht.

»Was sagte er noch mal?« rief ich Menuita zu: »*Das, wer ich bin?*«

»Nein, das, *was* ich bin!« rief er zurück und holte mir die Worte in Erinnerung. Eigentlich haßte ich Rätsel, insbesondere wenn die Zeit drängte. Aber Lugus mußte einen guten Grund wissen, warum er uns so im Geheimen hielt. Wenn er jedoch auch die totale Überwachung, v. a am Telefon, fürchtete – wieso sagte er uns dann den konkreten Treffpunkt? Ein Bahnhof in einem so kleinen Ort ist doch nun wirklich

eine mehr oder weniger exakte Positionsangabe!

Der Parkplatz war leer, noch nicht einmal Fahrräder lehnten an den rostigen Geländern rund um die Anlage. Eine Totenstille durchzog das Areal, nachdem der Taxifahrer fortgefahren war. Die eingleisige Strecke zeigte uns, daß hier noch nicht einmal Gegenverkehr herrschte, sondern der Bahnhof, wenn überhaupt, nur aus einer Richtung angefahren wurde. Im Grunde deutete nichts darauf hin, daß sich jemand in absehbarer Zeit an diesen Ort »verirren« würde, es sey denn er habe ein ganz bestimmtes Ziel.

Menuita wollte draußen auf dem Parkplatz telefonieren, um seine bisherigen Erkenntnisse an Jolene und Olivia weiterzugeben. In diesem Moment war er der Ansicht, Lugus tatsächlich am Südtor, am Abend, zu treffen. Aber mich verwunderte der Hinweis auf die Zeitschriften und die genannte Seitenzahl. Also sah ich mich im einzigen Laden um, der Zeitschriften anbot; dem einzigen Laden, der geöffnet hatte.

Die Verkäuferin interessierte sich nicht im Geringsten für meine Anwesenheit, sondern stand hinter der Theke, blätterte in einer Zeitung und goß sich Kaffee aus einer Kanne nach. Ich schlenderte durch das kleine Geschäft, zwischen den wenigen Regalen mit Lebensmitteln hindurch, bis hinter in die Ecke, wo man die Zeitschriften in fünf sorgfältig sortierten Regalreihen anbot. Möglicherweise sah das alles so ordentlich aus, weil niemand darin herumwühlte, um etwas zu kaufen.

Oben lagen die Sport-Magazine, die über Jagd, Autos, Waffen und Sex. Das, wovon man meinte, das es den männlichen Kunden anspreche. In einer weiteren Reihe lagen die Zeitschriften für die Frauen aus: Gartenbau, Häkeln, Rät-

seln, bunter Klatsch, Kochen und Diäten, Mode. Als meine Augen weiter nach unten wanderten, erschienen dort die unauffälligen Zeitschriften über Kulturelles, Wissenschaftliches, Politik und Wirtschaft sowie die Tageszeitungen. Im Grunde ersah ich aus dieser Anordnung ein Spiegelbild der gegenwärtigen Gesellschaft, bei der dem auffälligen, Brachialen, Vorverurteilten mehr Wert zukommt als dem Unauffälligen, dem Hintergründigen; dem »mit viel Text und wenig Bildern«. Und genau dazwischen, auf einer der unteren Etagen, stand zwischen einer weiteren der regelmäßig erscheinenden Reportagen über den Mystizismus der alten Hochkulturen und einem schrulligen Abdruck über die neuesten Mobiltelefone eine Zeitschrift mit dem Titel »Der Neue Mensch«. Augenblicklich erinnerte ich mich an des Anrufers Wortlaut »... *das, was ich bin* ...« und stellte eine Verbindung her.

Die Zeitschrift in meiner Hand, blätterte ich auf Seite 16. Und da fiel mir ein gefalteter Zettel entgegen. Um kein Aufsehen zu erregen, kaufte ich die Zeitschrift und verließ damit das Gebäude.

»Der Neue Mensch?« bemerkte Menuita, als er die Zeitschrift unter meinem Arm entdeckte. – »Wird sich zeigen«, kommentierte ich trocken und schlug die Seite abermals auf. Menuita staunte und nahm den Zettel entgegen.

Darauf stand in Handschrift geschrieben: *Nehmt den Zug vor Mitternacht*. – Mehr nicht. Neben der Wortwahl verwunderte mich insbesondere, daß Lugus, oder jedenfalls derjenige, der das geschrieben hatte, die sog. »letzte Handschrift« erlernt und angewendet hatte. Damals, das war vor etwa zehn Jahren, waren die führenden Industrie-Nationen darin übereingekommen, die in der Schule gelehrt Handschrift

ein letztes Mal zu überarbeiten und nach weiteren zehn Jahren abzuschaffen. Durch die sich stetig weiterentwickelte Technik war der moderne Mensch soweit, im Alltag auf eine eigene Handschrift zu verzichten. Stattdessen ließ sich ja alles mit Iris-Scan oder Fingerabdruck abzeichnen. Notizen wurden per Spracheingabe oder über ein berührungsempfindliches Interface digital eingegeben und gespeichert. Druckereien schlossen nach und nach; gedruckte Bücher wurden durch digitale Kopien ersetzt und vertrieben. (Der von uns im Kaufhaus angebotene Bestand stellte eine Ausnahme dar, denn es war Literatur für Reisende; man konnte nicht erwarten, daß der Leser von Karten, Reiseberichten oder Survival-Tips über einen beständigen Stromanschluß zum Betrachten seiner digitalen Bücher verfügte.) Während dieser letzten Überarbeitung der Schulhandschrift jedenfalls hatte man sich insbesondere die Kleinbuchstaben vorgenommen und einige davon so charakteristisch umgeformt, daß sie in noch schnelleren Zügen geschrieben und offenbar auch gelesen werden konnten. Für jemanden, der vor fünfzig Jahren das Schreiben erlernt hatte, mag diese neue Schrift wie dahingewischtes Gekrakel gewirkt haben; selbst ich, der diese Überarbeitung in der Schule erlernt hatte, konnte sie kaum lesen und befand keinerlei Verbesserung gegenüber den mir klar vorkommenden, aufrecht und in Reihe stehenden Buchstaben der sog. *Vor-Schrift*.

Einige dieser einzigartigen Merkmale der neuen Schrift hatte auch der Schreiber der Zettel angewendet: Das kleine D schwang streng nach links und berührte beinahe den letzten Buchstaben des vorherigen Wortes; das resultierte nicht aus handschriftlicher Eile oder Freizügigkeit, nein, genauso hatte auch ich es gelernt. Das doppelte T in *bettelarm*

verschwamm zu einem einzigen, diagonalen Strich und das C-H wurde dergestalt zusammengezogen, daß es im Grunde einen ganz neuen Buchstaben darstellte. Jedenfalls las ich aus diesen Merkmalen ein gewisses Alter des Schreibers ab; und ich erkannte, daß er sich trotz aller Gerüchte ein kleines bißchen Tradition bewahrte.

Nun sollten wir also den Zug vor Mitternacht nehmen. Wir nahmen an, daß es sich um denjenigen Zug handelte, der auch an diesem Bahnhof hält und schauten auf die Anzeigentafel. Tatsächlich sollte hier ein Zug etwa zwanzig Minuten vor Mitternacht halten. Aber würden wir darin Lugus treffen oder nur einen weiteren Hinweis für diese Schnitzeljagd? Menuita schlug vor, dem Rätsel gedankenlos zu folgen; schließlich wäre auszuschließen, daß jemand unseren Weg in dieser Eile hätte vorzeichnen können, wenn er uns Böses wollte. Vielmehr bestätigten das bisher Erlebte den Einfallsreichtum und die Mannigfaltigkeit, die im berühmigten Lugus zu stecken vermochte.

Am Automaten kauften wir zwei Fahrkarten und warteten auf einer Bank etwa drei Stunden, bis uns Gesäß und Schultern wehtaten. Wir froren, wir hungerten, wir liefen herum und langweilten uns. Jedoch hätte uns nichts auf der Welt dazu bringen können, diesen Zug zu verpassen. Zur angegebenen Zeit fuhr der Zug am Bahnsteig ein und hielt. An der Lok hingen drei Wagen, dessen letzten wir bestiegen.

Ununterbrochen hielten wir Ausschau nach einer Person, die mit Lugus übereinstimmen könnte: Ein Mann, Anfang Zwanzig, vielleicht verkleidet; doch zunächst war niemand zu sehen. Unsere Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt und vor Licht schummrig taumelten wir zwischen den leeren Sitzreihen entlang, während der Zug weiterfuhr.

»Der Waggon ist genauso leer wie der letzte, oder nicht?« stellte Menuita fest, als wir vom dritten in den zweiten Wagen übergewechselt waren.

Ein Kopf erhob sich von der vordersten Sitzreihe und schaute uns an: »Manchmal macht es mich krank, daß man nirgendwo mehr alleine ist. Unbeobachtet ... , ungestört. Aus diesem Grund fahre ich gelegentlich mitten in der Nacht mit genau diesem Zug, ... mit dieser Fahrt. Es ist ein alter Zug, ohne Kameras, ohne Displays, ohne versteckte Technik, die nur wenige begreifen.«

»Ich verstehe Sie«, bekannte ich mit starrem Blick und näherte mich weiter, während Menuita im Gang stehenblieb: »Ich aber nicht«, rief er aus sicherer Deckung. Er wußte wohl ebensowenig wie ich, was von ihm zu halten sey.

»Kommt. Setzt euch zu mir«, bot der Fremde an und eröffnete mit einem Handstreich eine Vierer-Sitzgruppe in der Ecke des Abteils. Wir setzten uns.

Nun ging der Fremde auf Menuita ein, der immer noch mißtrauisch schaute: »Für manche ist die Vergangenheit ein sicherer Hafen«, sagte der Fremde.

»Für manche ist sie das gewiß nicht«, konterte Menuita mit ernster Stimme. »Da bin ich seiner Meinung, fürchte ich«, stellte ich mich auf Menuitas Seite.

»Nun, in einer Welt, in der alles nur noch nach vorne strebt, wird rasch der Boden, seine Herkunft, vergessen. Und ehe man sich umsieht, schwebt man in der Luft, losgelöst von seinen Wurzeln, ohne Ehre und Identität. Ich habe einen Teil meines Lebens große Fehler begangen, konnte mich aber rechtzeitig abwenden.«

»Was meinst du damit?« wollte ich wissen. Der Fremde grinste, als hätte ich ihm geschmeichelt: »Ich ... bin ... ein

Enthusiast«, schloß er etwas schwerfällig: »... Ein Technik-Narr, ein Wahnsinniger im Umgang mit Computern.«

»Ein Hacker!« sagte Menuita, aber er antwortete darauf nicht.

»Egal was du auch bist – wir sind deinetwegen und deinen Fähigkeiten hier.«

»Was soll ich schon tun können?« rollte der Fremde mit den Augen: »Als ob ich nicht schon selbst seit Jahren versuche einen Ausweg zu finden; mich loszulösen von den unsichtbaren Fesseln!«

»Und wir brauchen *trotzdem* deine Hilfe. Wir können dir nicht viel bezahlen; oder aber wir können dich mitnehmen.«

»Mitnehmen? Wohin?« – Seine Aufmerksamkeit folgte nun entschlossenem Interesse.

»Wir wissen, wie wir hier rauskommen«, begann Menuita: »Du und ich – wir kennen uns noch nicht und haben doch *alles* gemeinsam. Bereits die Tatsache, daß du unsere Botschaft gedeutet hast beweist, daß du zu uns gehörst.«

»Nun mal langsam, Leute!« wendete er sich ab und schaute aus dem fahrenden Zug in die schwarze Landschaft: »Worum geht es denn nun eigentlich? Wozu braucht ihr mich?«

»Wir werden dir unser Vorhaben nicht vorenthalten bis zur letzten Stunde. Wir werden dich nicht belügen, verlangen keine Diskretion. Was wir wissen, wollen wir dir mitteilen. Denn es treibt uns etwas Unstillbares an; und es ist erst dann gestillt, wenn wir am Ziel sind«, erklärte ich. Der Fremde schaute mit fragenden Augen.

»Stelle dir vor«, präzierte ich, »du hast von einem Ort gelesen, den niemand kennt, niemand betreten kann; man hält diesen Ort für eine unsinnige Legende, die Grundlage

einer Lüge und ausgemachten Täuschung. Aber wenn du wüßtest, daß es diesen Ort gibt . . . , und wenn du wüßtest, daß dieser Ort die Rettung deines Lebens, deines Verstands und deiner Hoffnung darstellt . . . , würdest du nicht alles tun, ihn zu erreichen?«

»Geht es darum, daß dieser *Ort* abgelegen ist? Daß ihr nur deshalb das ›große Heil‹ erwartet, weil ihr dort alleine seid, losgelöst von . . . *dem hier* um uns herum? Ein neues Leben, ein neuer Anfang und so weiter? Seid ihr deshalb zu mir gekommen?« Er machte eine kreisförmige Bewegung mit der Hand durch die Luft und spielte auf das an, in dem wir geboren, geknechtet, gebrochen und verlassen worden sind.

»Wo soll dieser Ort sein?« sprach der Fremde mir harten, deutlich formulierten Worten und schaute uns starr an; wir wußten, daß wir sein Interesse stimuliert, vielleicht sogar einen so tiefen Wunsch freigelegt hatten, daß er dessen Bedeutung selbst noch nicht verstand.

»Wissen wir nicht«, antwortete Menuita in seinem typisch trockenen Tonfall.

»Aber . . . , sagtet ihr nicht, daß ihr . . . «

»Wir wissen, daß der Ort existiert, nur nicht genau *wo*. – Da kommst du ins Spiel. Diesen ›Ort‹ zu erreichen, könnte uns das Leben kosten; wir müßten alles zurücklassen, und werden niemals zurückkehren«, sagte ich ebenso ernst.

»Das ist keine unüberwindbare Bedingung, wenn einen hier nichts hält. Aber ist euer Ort nicht im Hier? Ist das Hier nicht überall?« bemerkte er und gestand uns wohl indirekt, daß er sich in der ihm bekannten Welt ebenso unwohl fühlte, wie ich in meiner Heimatstadt, verfolgt von meiner Vergangenheit und den Leichen, die sie tragen. Selbst ich

war mir dessen bewußt, daß ein einfacher Umzug in eine andere Stadt, selbst in ein anderes Land; die Anlernung eines neuen Berufs, eine neue Bekanntschaft mit einer Frau ... niemals von dem zu trennen vermochten, was mich einst zu dem werden ließ, das ich heute bin.

»Das Hier kann nicht existieren, wo es keiner kennt.«, so sagte Menuita und lehnte sich zurück, ohne den Blick zum Fremden abzuwenden: »Menschenleere Orte, abgelegene Wälder, verödete Täler ... , Inseln ... – all das zieht uns an, da wir uns der Hoffnung hingeben, wir könnten dort frei sein; *wirklich* frei sein!« – Menuita meinte damit, daß man nicht nur entscheiden könne, welchen Beruf man wählt, sondern die Entscheidung, *überhaupt* einen Beruf zu wählen und sich allein mithilfe seiner Kenntnisse und angeborenen Fähigkeiten durchs ungewisse Leben treiben zu lassen.

»Und nun habt ihr beiden, nach vielen Jahren, endlich einen solchen Ort gefunden? In der Wildnis Sibiriens oder Kanadas? Im brasilianischen Regenwald? – Erst kürzlich las ich von der Entdeckung eines dort lebenden Stammes, die nie zuvor mit der Zivilisation in Kontakt geraten sind!« spottete der Fremde.

»Aber all diese Orte sind auf einer Karte verzeichnet. Man weiß, wo sie liegen, auch wenn niemand dort leben will. Jederzeit oder auch niemals könnten uns Menschen finden, die uns Gesetze auferlegen; Dinge fordern, die wir nicht zu erfordern bereit sind. Uns geht es darum, *ungestört* und mit einer Macht ausgestattet zu sein, die uns für alle Zeiten über uns selbst bestimmen läßt. *Ohne* die Möglichkeit, daß uns doch jemand findet!«

Menuita sprach wahre Worte, sodaß ich nur wenig zu ergänzen brauchte: »Und darin liegt die Bedeutung eines

Ortes, den niemand kennt und niemand finden wird.«

»Das klingt recht paradox!« stellte der Fremde belustigt und gleichzeitig enttäuscht fest: »Ihr wißt von diesem Ort – vielleicht wollt ihr ihn mir auch mal nennen! –, den angeblich niemand kennt ... – ihr aber schon. Und offenbar könnt ihr diesen Ort ohne meine Hilfe nicht erreichen!«

»Vielleicht kannst du uns gar nicht helfen!« bemerkte Menuita und wollte ihn wohl reizen, um eine Emotion zu erzwingen.

»Das stimmt«, schlug ich ein: »Vielleicht werden uns nicht einmal deine Kenntnisse helfen können und wir versauern alle in dieser Gesellschaft bis zum letzten Tag. Woran wir uns halten ist eine *Chance*, mehr nicht. Und wir bieten dir an mit uns zu kommen.«

»Warum denn? Wir kennen uns nicht einmal!«

»Weil zusammenhalten sollte, was zusammengehört. Deinen Namen kennen wir nicht, freilich, aber müssen wir auch nicht. Und wir werden uns gewiß nicht fremder werden, wenn du uns deinen Namen bis zu deinem Tod nicht nennst! Denn darum geht es nicht!«

Meine Worte müssen verstörend gewirkt haben; dennoch hatte ich mich mittlerweile an das Gefühl gewöhnt, sofort wie in Wahnsinniger angeschaut zu werden; jemanden, dem schon die ersten Worte eines Satzes nicht zu glauben wären und dem man sich besser unter einem Vorwand abkehrt, um die Polizei zu rufen. Aber der Fremde grinste nur.

... Und er grinste noch eine Zeitlang weiter: In den nächsten Stunden fuhren wir weiter im Zug durch die Nacht und wurden einander vorstellig. Dabei offenbarte jeder von uns seine Absichten; wir erzählten von uns und den Frauen, wie wir auf Dulcedo gestoßen waren und was wir bereits

darüber wissen. Lugus, so nannte sich der Fremde, ohne auch nur einmal auf seinen bürgerlichen Namen zurückzugreifen, hörte uns bereitwillig zu und ließ sich einführen in die Magie um diese Insel. In seinem ersten Entschluß erkannte er richtig, daß es eine waghalsige Irrsinnigkeit sey, am Ende der Welt eine vielleicht nicht einmal existente Insel zu finden, nur um dort das »Glück seines Lebens« zu finden. Aber auch er suchte schon seit Jahren nach diesem »Glück« und war mittlerweile in einem Zustand angelangt, in der er jedem Hinweis auf das erlösende Paradies gefolgt wäre. Unsere Beschreibung der Insel war nur eine weitere Variante dieser »enteigneten Hoffnung«, jedoch die beste, der er je zuteil geworden war.

Insbesondere die vielen Details aus Præcipuas Tagebuch schienen ihn zu überzeugen, daß alles von uns Behauptete wahr sein müsse. – Und daß ferner endlich der Moment in seinem Leben gekommen sey, an dem die Wende zum Wohlgenuß gleichbedeutend der Abkehr von Gewohnten bedeute.

Wir wußten noch immer nicht, wie uns Lugus nun helfen können würde. Er verarbeitete die Informationen über den »blauen Lieblingsstern« und seine mögliche Position stumm, aber nicht gleichgültig. Wie wir war er letztlich überzeugt, daß der Stern der Schlüssel zu Dulcedo sey.

Aber auch Lugus erzählte uns seine Sicht auf die Dinge und *seinen* Weg zu jener Erkenntnis über diese Weltordnung, mit der wir uns schon seit Wochen beschäftigten: Seinem Bericht zufolge sey er bereits seit kleinster Kindheit in der Umgebung von Computern und anderer Technik aufgewachsen, sodaß er diesen nicht fremder war als realen, menschlichen Freunden. Irgendwann begann er Faszination

zu entwickeln, d. h. die von sich aus gerichtete Beschäftigung aus purer Neugierde, und befaßte sich viele Jahre mit der Funktionsweise und den Möglichkeiten von Hardware, Netzwerken und Formaten. Nach und nach wollte er immer tiefer in dieses Medium eindringen: Was anderen nur eine Festplatte war, das ließ sich aus seiner Sicht aufschrauben und weiter erforschen. Die Zerlegung der Dinge in ihre kleinsten erfaßbaren Einheiten, die er selbst »Atome« nannte, wenschon es freilich keine Atome waren, bestimmte den weiteren Fortgang seines Schaffens; aus einem Hobby wurde Manie; aus Manie Besessenheit. Und dann ist wohl irgendwann der Tag gekommen, da er den »Ursprung« endlich erkennen konnte: Zerteilt in seine kleinsten Bestandteile saß er vor einem zerlegten Computer und staunte ebenso wie ein Biologe, der eine Ratte aufgeschnitten hatte. – Denn war er bisher imstande, die Objekte seiner Forschung in die kleinsten, unsichtbaren Elemente aufzuspalten, so würde er auch alle anderen, damit verwandten Dinge verstehen und manipulieren können. Wie ein Theologe seine heilige Schrift verinnerlicht, ein erfahrener Koch die Rezepte, so las er aus den Programmcodes und Signalen aus dem Internet seine Zukunft . . . , seine Bestimmung ab. Es sey wie das Blendwerk der Religion, sagte er: Gerne freundet man sich mit der Propaganda an und investiert seine Zeit in die wohlklingende Rhetorik und die überzeugenden Texte. Doch wer Theologe oder Historiker ist, der gräbt tiefer in der Vergangenheit und findet die furchtbaren Schandtaten, von denen heute keiner etwas wissen will, da es rufschädigende Wahrheiten sind. Und dann will man plötzlich nichts mehr damit zu tun haben, da man die Ursprünge . . . , die Geheimnisse kennt . . . ; da man endlich *durchschaut*.

In dieser Hinsicht war er also tatsächlich ein gekannter »Hacker«, aber eigentlich noch mehr als das. Denn die Kontrolle der durch das Internet verbreiteten Informationen bewirkte auch die Erkenntnis über all die schmutzigen Geheimnisse im Verborgenen, mit denen niemand etwas zu tun haben will, geschweige denn sie je erfährt. Er habe das »Gesamtkonzept« erkannt, wie er sagte, und habe nun Angst vor denen, die es vertreten. Über die Jahre entwickelte er große Furcht vor den Möglichkeiten der Technik, namentlich der Überwachung der Menschen im Internet, am Telefon oder in der Öffentlichkeit. Eine Zeitlang wollte er wohl auch seinen Namen und seine Herkunft verleugnen; abtauchen und für immer verschwinden, jedoch, es gelang nicht. Dabei verglich er sich mit einem Reh im Zoo, das eigentlich vor jeder fremden Begegnung sofort fliehen und sich verstecken würde. Aber wenn es im Gehege keine Bäume gibt, dann kann auch ein Reh sich, trotz aller Mühen, nicht verbergen.

»Du bist Paranoiker, nicht wahr?« sprach Menuita. Und Lugus nickte. Die beiden diskutierten noch eine Weile im Schatten gegenseitigen Respekts und Lugus eröffnete sich als jemand, der die Verschwörung an jeder Ecke und in jeder Person zu sehen glaubte. Er gab sogar zu, daß ich und Menuita Teil eines umfangreichen Komplotts gegen ihn sein könnten; jedoch hielt er durch unsere rhetorische Offenheit nicht lange an dieser Idee fest.

»Es dauert nicht mehr lange«, sagte er, »dann wird uns *das System* in naher Zukunft überrennen und keinen Gedanken an unser Vorleben verschwenden.« Nie habe er ein Verbrechen begangen und doch fühle er sich beim Weg durch die Straßen wie ein Krimineller, da er zu jeder Zeit von

Überwachungskameras verfolgt und an Identitätsscannern genötigt würde sein »Recht auf private Geheimniskrämerei« zu hintergehen. Er hatte sogar Angst vor spionierenden Mikrochips im Körper, was mich wiederum an Jolenes Worte erinnern ließ. An all dem Gefasel über die Implantierung von Mikrochips im Menschen konnte also wirklich etwas dran sein! Damit schien er wirklich ein überzeugter Paranoiker zu sein, während Menuita seine Vernunft dazugab und Olivia ihren umsorgenden Familiensinn. – Bunter hätte unsere Truppe gar nicht zusammengestellt sein können.

Nun mag man mich leichtgläubig nennen, da ich sowohl diesem durchgeknallten Computer-Nerd als auch der Legende um eine sagenhafte Insel sofort Beachtung schenkte. In Wahrheit verließ ich mich abermals auf meinen Instinkt, der mir sowohl im Gefängnis als auch bei dem Angriff auf mich und meine Freundin damals das Leben gerettet hatte. Und so eigenartig es mir in jenem Moment erschien – ich verließ mich abermals auf mein Gefühl und vertraute den nicht beeinflussbaren Geschehnissen.

Kurz vor vier Uhr am Morgen – wir waren die ganze Nacht hindurch mit dem Zug gefahren – erreichten wir die End-Haltestelle und der Wagen hielt. Jeder von uns gähnte nunmehr in regelmäßigen Abständen und belegte damit seine unumkehrbare Müdigkeit. Doch wie sollten wir in Kontakt verbleiben?

Überraschenderweise fragte mich Lugas, ob er mit uns kommen könne; mit uns zurück in unsere Heimatstadt, um zunächst einmal die anderen kennenzulernen und sich mit der Aufgabe, die wir von ihm erwarteten, genauer zu befassen. Ich erzählte von meinem grünen Sofa in einer Wohnung und er nahm das Angebot dankbar an. Offenbar

waren da noch mehr Geheimnisse, deren Lüftung er uns zunächst vorenthielt. – Hätte ich mich gewundert, wenn er gesagt hätte auf der Straße zu leben? Gewiß nicht.

»Warum eigentlich nicht Amerika?« fragte er ganz beiläufig, als wir uns im Taxi auf dem Weg zum nächsten großen Bahnhof befanden.

»Nein, daran habe ich auch schon gedacht. – Geht nicht.«

12 Der Plan

Lugus hatte sich seit mittlerweile drei Tagen bei mir eingelebt und war ein sehr angenehmer Wohngeselle. Und trotzdem ging mir noch immer seine Frage nach Amerika durch den Kopf.

Es hatte nichts mit der Überwachung an Grenzen und am Flughafen zu tun. Auch nicht damit, durch den Übertritt nach Amerika dem europäischen Wahnsinn zu entfliehen – dafür waren beide Seiten viel zu gleichartig miteinander verwoben. Noch vor zwanzig Jahren hätte man gesagt: »Ihr wollt der staatlichen Überwachung entfliehen? Dann seid ihr aber in den USA ganz falsch!« Stattdessen muß man dem Leser erklären, daß Amerika, zumindest Nordamerika, heute eine Sperrzone ist.

Und sie sind ja auch zu bedauern, das Volk der neuen Nordamerikaner: Viele Jahrzehnte lang war uns die US-amerikanische Regierung mit ihrer bestenfalls fragwürdigen Außenpolitik auf die Nerven gegangen, haben Kriege und Unruhe gestiftet an Orten, die manch ein Amerikaner nicht einmal richtig schreiben kann. Nun zeigte sich, daß sie schon seit jeher Todgeweihte waren.

Damals, vor etwa zehn, zwölf Jahren gab es diese Seuche, die in sechs Monaten 85 % der Menschen das Leben gekostet hat. Millionen Leichen bedingten weitere Seuchen, die die gegen die ursprüngliche Seuche immunen Menschen durch andere Krankheiten dahinrafften. Heute ist der ganze Kontinent im Grunde eine Sperrzone, die von den nördlichen Teilen Südamerikas bis in die Kanadisch-Arktischen Gebiete reicht. Der Erreger ist bis heute nur unzureichend untersucht, aber offenbar sind die Südamerikaner immun; denn obwohl es damals einen regen Austausch an den Grenzen nach Süden gab – schließlich suchte man die Flucht vor dem Unheil –, wurden die Südamerikaner in Venezuela, Kolumbien usw. nicht krank. Auch nicht die aus Südamerika und anderen Teilen der Welt stammenden Menschen, die ihr Leben in Nordamerika lebten. Noch nicht einmal die amerikanischen Ureinwohner wurden durch den Krankheitserreger berührt! Wie gesagt vermutete man, daß es sich um etwas Genetisches handelte, sodaß es den Urvölkern der Neuen Welt nichts anhaben konnte. Die wenigen Jahrhunderte der europäischen Besetzung haben offenbar nicht ausgereicht, um Teil des nordamerikanischen Ökosystems zu werden.

Durch einen vorangegangenen Krieg auf amerikanischen Boden war die Infrastruktur an der West- und Ostküste bereits weitgehend zerstört gewesen, als die Seuche ausbrach. Heute leben in den menschenleeren Städten die »Indianer« und andere Überlebende, während sich die wenigen anderen todgeweihten Amerikaner, die sich ihrerzeit im Ausland aufhielten und denen die Rückreise wegen der Quarantäne verweigert wurde, heute auf die Kriegsschauplätze der restlichen Welt verteilen und dort in Enklaven ohne die

Möglichkeit auf Rückkehr leben. Sie sind eine Seltenheit geworden wie damals die Aborigines, ehe sie ausstarben. Die Großstädte sind durch fehlende Wartungsarbeiten beinahe unbewohnbar geworden; Chemiefabriken und Atomkraftwerke hat man notdürftig heruntergefahren, um schlimmeres zu verhindern. (Einmal habe ich gelesen, daß man Anweisungen an die immunen Überlebenden übermittelte, wie das zu bewerkstelligen sey, da die verantwortlichen Techniker selbst auf amerikanischen Boden keinen Schritt machen konnten, ohne ihr Leben zu riskieren.) Amerika ist ohne die Amerikaner keinesfalls lebenswerter geworden; zwar fehlen jetzt die Verursacher der Umweltschäden und Natur-Ausbeutung, aber sie haben der verlassenen Welt noch einmal ihr Kennzeichen aufgebrannt.

Interessant ist, daß sich all jene, die sich zum Impfen in den Großstädten zusammenfanden, nur umso schneller starben, während all jene, die in dünnbesiedelten Gebieten wohnten, etwas länger überlebten. Es hatte jedoch nichts mit der Isolation zu tun, sondern mit den Fähigkeiten des Überlebens: Viele Menschen hatten sich zwar an ein einsames Plätzchen zurückgezogen, wußten aber nichts von der Selbstversorgung mit angebauten Lebensmitteln. Als sie in die nächsten Ballungsräume gingen – für Nahrung, Wasser oder Information –, wurden sie infiziert und starben kurz darauf. All jene aber, die sich auf die unabhängige Lebenserhaltung verstanden, überlebten und wurden Eremiten ohne Kontakt zur Außenwelt. Wie ich Jahre später in einer Zeitschrift zu diesem Thema las, schossen diese sog. »Vergessenen« hin und wieder auf jeden, der sich ihnen näherte. Da man sie nicht informieren konnte – es ließ sich ja nicht einmal der Krankheitserreger spezifizieren! –, hielten sie

die sie besuchenden Immunen für ansteckende Pestbeulen, die sie nicht an sich herankommen lassen wollten. Seitdem mieden *die Immunen* den Kontakt mit *den Vergessenen*.

Jedenfalls ist der ganze Kontinent wie ein Museum, das man nicht mehr betreten kann; wie ein Museum nach einem Erdbeben, das man gerne wieder erreichen möchte, aber Trümmer den Zugang blockieren. Keine moderne Industrie könnte allein auf die Rohstoffe des Kontinents verzichten; es gab viele, die sich mit Booten an die nordamerikanischen Küsten aufmachten, und wer sie erreichte, dessen Immunität wurde auf die Probe gestellt. Schon aus diesem Grund war Nordamerika nicht das richtige Ziel, obwohl, wenn wir die geeignete Immunität aufgewiesen hätten, die weiten, menschenleeren Landstriche gewiß der richtige Platz für einen Neuanfang gewesen wären. Nichtsdestotrotz war beim Ansteuern dieser beiden westlich von uns liegenden Kontinente höchste Vorsicht geboten: Nordamerika kam wegen der Sperrzone nicht infrage; und in Südamerika herrschte im Nordwesten und um Bolivien Krieg. Nur wenige Flugzeuge flogen überhaupt die Süd- und Westküste an, je südlicher, desto sicherer. Es würde sich noch zeigen, wie unser Plan aussehen sollte, wenn wir wirklich diese Insel im Südpazifik erreichen wollten.

Lugus hatte innerhalb der ersten Woche wiederholt Gelegenheit gefunden, sich mit den restlichen Mitgliedern der Truppe zu treffen und einander kennenzulernen. Olivia und Jolene waren ihm, mehr noch als ich oder Menuita, angetan; nicht, weil sie Frauen waren, sondern weil er ihnen seelisch und moralisch besonders verwandt zu sein schien. Seine Paranoia fand insbesondere bei Olivia ein Gegenstück, die selbst mich mit immer neuen Aspekten und theoretischen

Gedanken zum Thema der Überwachung bzw. dem Recht auf gesellschaftliche Isolation überraschte. Wenn ich ihren Dialogen aus der Ferne lauschte oder mich selbst an ihnen beteiligte, sah ich uns als Mitglieder einer »intellektuellen Elite«, die sich tagein, tagaus mit dem befaßte, mit dem sich der *freie* Mensch eigentlich seine Zeit vertreiben sollte: Dem Überdenken und nicht enden wollendem Neubewerten seiner kümmerlichen, aber berechtigten Intelligenz im Rahmen allen Existierenden.

Und was Jolene anging, so stand er zu ihr wie ein Verliebter, ein Bewunderer von objektiver Schönheit, Würde und Eleganz. Ich glaube gar, er sah sie wie ein Standbild aus bearbeitetem Gestein, an dem ein Künstler viele Tage seiner Aufrichtigkeit und Muße erschöpfenden Handwerks investiert hatte. Es war wohl keine Anziehung im erotischen Sinne, als vielmehr eine würdigende Anerkennung dessen, durch unabwendbaren Zufall auf eine Gruppierung zu treffen, die ihm so sehr entsprach wie das Verwegene der Lust.

Und wie er sich der Zugehörigkeit glücklich schätzte, vergaß er auch nicht die Verpflichtung über die ihm gestellte Aufgabe, sodaß er das Intensivieren der Bekanntschaften mit dem Studium *Præcipuas* Tagebuch abwechselte.

Schließlich – im Sinnen, während ich aus der Dunkelheit den Lauf der Welt beobachtete und dabei mit meiner Taschenuhr spielte – fragte ich mich: Was bringt jemanden wie Lugus dazu einfach *Ja* zu sagen und uns total Verrückten zu folgen? Mir erschien verständlich, daß es die Angst vor der Gegenwart sey: Die Einengung durch immer mehr Smog in der Luft und Regierungswillkür; dem Kampf um Wohnung, Arbeit, Essen, Wasser und allgegenwärtige Überbevölkerung; der Wunsch des modernen Menschen, auch

nur eine Stunde am Tag seine eigenen Gedanken hören zu dürfen und nicht gezwungen zu sein ununterbrochen an der vernünftigen Verwaltung des *menschheitlichen Systems* zu zweifeln.

Und die Götter mögen wissen, daß ich all das bin: Träumer und Zweifler zugleich. *Unbrauchbar* in den Augen der Herrschenden, *unbeugsam* für die Unterwerfenden, *unsichtbar* für den Rest.

Und so sah ich lange Zeit, daß ich allein sey in meiner Empörung über die infamen Regierungsbeschlüsse, denen man sich nicht länger abwenden oder gar entziehen konnte. Zum Beispiel das sog. »Dekret 4–11«, das vor einigen Jahren für die kommenden zwei Jahrzehnte festgelegt wurde. Wie mich erstaunte, erinnerte sich auch Lugus noch sehr deutlich an dessen Einführung, wenschon es für fast alle Menschen heute zur Alltäglichkeit gehört, wie die damaligen Generationen daran gewöhnt waren, für die zu verschickende Post eine entsprechende Briefmarke aufzukleben. Dekret 4–11 entsprach einer Verpflichtung für alle volljährigen Bürger, pro Jahr eine bestimmte Warenmenge bestimmter Produkte kaufen zu *müssen*, was sonst in einer Geldstrafe geendet hätte. Dahinter stand freilich das vorgebliche Motiv des wirtschaftlichen Auftriebs, und so wunderte es auch niemanden, daß jede der betreffenden Konzerne, von denen Produkte für den Haushalt oder zur Körperpflege gekauft werden sollten, in Dekret 4–11 maßgeblich involviert waren. Ich sah diesen Erlaß als weiteren Schritt zur Ignorierung unseres menschlichen Potentials, während Lugus sehr ernst betonte, daß Dekret 4–11 die vielleicht schlimmste Verletzung der Regulation gesellschaftlicher Freiheiten war: Mußte man früher die Reklame so gestalten, daß sich der

potentielle Kunde zum Kauf aufgerufen fühlt, stellte man nun den Nichtkauf einiger Dinge, ob gebraucht oder nicht, unter Geldstrafe. Und wie die anderen wollte ich keinesfalls abwarten, wie Jahr um Jahr die Liste der zu erwerbenden Waren länger würde, bis wir alle dem *unermeßlichen Kauf* unterworfen seien.

Fast alles ging den Bach runter: Es scheint erheblich frustrierender zu sein, über die deprimierende Situation zu schreiben als sie nicht länger von der Wirklichkeit unterscheiden zu wissen. Das wußte auch Lugus, der in seiner ungehaltenen Persönlichkeit nach einem »befreienden Leben« strebte, das sich an Natürlichkeit denn dem künstlich geschaffenen Werten orientiere. Er hatte längst aufgegeben, das Gegebene retten zu wollen, so voller Gleichmut empfand er: Als würde man nur ans Telefon gehen, wenn man zufällig direkt daneben sitzt.

Schließlich, nach ein paar Tagen, fühlte sich Lugus bereit uns weiterzuhelfen. Er fragte nach einem möglichen Computer-Zugang und Jolene gewährte ihm Zugriff auf ihren Laptop.

»Brauchst du nicht irgendwelche spezielle Software dazu? Irgendwas mit Sternenkarten?« fragte Jolene erstaunt, als sie neben Lugus am Tisch saß, der – als hätte er nie was anderes gemacht – den Computer bediente wie eine Honigbiene instinktiv den Weg in eine Blüte findet.

»Alles, was wir brauchen, findet sich im Internet. Verschiedene Universitäten ermöglichen einen Zugriff auf ihre umfangreichen Sternenkataloge. Man muß nur die Orte zu suchen kennen! Dann schreibe ich noch ein Script, das uns bekannte Informationen auswertet und die Katalog-Abfragen eingrenzt. Wenn wir Glück haben, ist das nur eine

Frage von Stunden, und wir wissen genau, wo Dulcedo liegt. Schließlich geben wir nur noch die Koordinaten in das Navigationsgerät eines Schiffs ein, und schon sind wir da!« scherzte er.

Jolene bekam große Augen und ich las ihre Gedanken, als seien es meine: »Nur noch . . . *Stunden!* Endlich werden wir es wissen!« Und auch ich konnte mich einer gewissen Neugierde nicht entziehen.

»Eine ziemlich mächtige Technik!« stellte Menuita nüchtern fest.

»Ja, aber sie wird unser Untergang, nicht die Rettung und schon gar nicht die Zukunft sein! Denn sie degeneriert den Menschen«, kommentierte Lugus seine Weisheit, als er gleichzeitig einige Zeilen Quellcode in einem Texteditor schrieb, während wir an diesem Nachmittag um ihn herumsaßen. »Technik wäre eine ebenso großartige Erfindung«, belehrte er uns weiter, »wie das Lesen und Schreiben von Buchstaben. Aber sie krankt am Mißbrauch zur Überwachung durch unsere Regierungen. Daher habe ich damals auch meinen Blog eingestellt. Dort beginnt es und setzt sich im Programmieren von Telefonnummern fort – man merkt sich einfach nichts mehr! – oder die Unfähigkeit einen Fernseher selbst reparieren zu können oder zu dürfen. All das wird eines Tages zum Verlust von Wissen führen und das kann man ja nun wirklich keinen *Fortschritt* nennen!«

»Und trotzdem bedienst du dich deiner Computerkenntnisse . . . !« sprach Menuita. – »Ja, um damit Gutes zu tun, solange es mir möglich ist; um Dulcedo zu finden!«

»Lugus?!« faßte Jolene ihn an die Schulter und er sah zu ihr hin: »Wie hast du das gemeint mit dem *Programmieren von Telefonnummern?!*«

»Hast du ein Mobiltelefon?« fragte er kurzerhand.

»Ja, wieso?« zog sie es aus der Hosentasche. Er nahm es in die Hand. »Kennst du die darin gespeicherten Telefonnummern deiner Kontakte auswendig?« fragte er und drückte beiläufig zwei Tasten. – »Nein.«

»Und hast du sie irgendwo noch aufgeschrieben?« fragte er wieder und betätigte zwei weitere Tasten, während er eine dritte gedrückt hielt, ohne den Blickkontakt abzulösen.

»Nein!«

»Dann erfährst du jetzt was es heißt, wenn *Wissen verlorenght*; hier hast du dein Mobiltelefon zurück, der Speicher ist nun vollständig gelöscht«, sagte er trocken und mit arroganter Miene. Jedermann war ziemlich überrascht und fassungslos über diese unbeschreibliche Dreistigkeit, die man beinahe als grundlose Gemeinheit ansehen konnte. Nach etwa einer Sekunde wollte Jolene über diese Tat loben und beschimpfen; nur eine Sekunde später schluckte sie alles Vorhaben hinunter und schwieg. Anstatt das Mobiltelefon in die Tasche zurückzuführen, sah sie sich kurz um und warf das nutzlose Ding schließlich in eine Zimmerecke. Sie war nicht wütend, nur »geläutert«: Wie ich hatte sie erkannt, daß sie es sowieso nicht nach Dulcedo mitnehmen würde und sie ohnehin lange niemanden mehr angerufen hatte oder angerufen wurde; ... daß sie sich in fester Überzeugung an dieses Tasten-Ding gebunden hatte und nie an dessen Zweck zweifelte. Ich lächelte; das war eine erstaunliche, mutige und großartige Tat von Lugus.

Er wendete sich wieder zum Bildschirm und fuhr fort. Kurz darauf hielt er inne, griff sich Jolenes Hand, streichelte sie einen Moment wortlos und schrieb dann weiter am Script. Jolene reagierte darauf nicht, sondern stand weiter

neben ihm und schaute mit aufmerksamen, nicht gedemütigten oder enttäuschem Blick seiner Arbeit zu. Wie wir alle.

Nach rund einer halben Stunde schrieb Lugus seine letzte Zeile Quellcode. Zwischendurch ließ er sich von uns noch einmal die bekannten Fakten ins Gedächtnis rufen: Eine Insel irgendwo im Südpazifik; die Sternenkataloge auf das begrenzt, was mit bloßem Auge sichtbar ist, vielleicht etwas mehr. Das Sternbild war bekannt, ebenso die offenbar markante Anordnung aus farbigen Sternen in einer Linie. Das alles gab er in die programmierte Suchanfrage ein und führte anschließend das umfangreiche Script aus.

Durch unsere angespannte Neugierde wartete jeder von uns wenigstens eine viertel Stunde vor dem Bildschirm – Lugus, um zu sehen, daß das von ihm Programmierte korrekt arbeitete; wir anderen, um den Namen des Sterns zu sehen, der bei erfolgreicher Ermittlung ausgegeben werden würde. Doch die Suche dauerte an, das Programm lief unentwegt und durchforstete die Kataloge nach der wahrscheinlichsten Entsprechung.

Fünf Stunden waren vergangen und wir hatten uns in der Wohnung verteilt. Lugus prüfte hin und wieder die Programm-Aktivität am Laptop und bestätigte, daß zu diesem Moment die Hoffnung noch nicht ausgeschlossen werden darf. Ich selbst saß auf einer Bank direkt am Fenster, hatte die Füße hochgelegt und starrte bedrückt in die Nacht, wie ich es immer tat. Im Grunde war ich kein geselliger Mensch und hielt mir vor, daß ich auch jahrelang ohne eine menschliche Seele an meiner Seite zurechtkäme. – Das war einer der Punkte, die ich mir vom Inselleben versprach: nachts am Strand zu sitzen, an meinem eigenen kleinen

Feuer, und solange ich will aufs Meer hinauszuschweifen; darüber nachzudenken, was ich zurückgelassen und was ich gewonnen hatte.

Auch ich hatte mich zeitweilig dem Umweltschutz versprochen, war sogar einmal kurz davor mich einer der großen »grünen Organisationen zur Rettung des Planeten« anzuschließen. Jedoch werde ich auch nervös bei so vielen Menschen mit gleichem Ziel, ... so vielen unkontrollierbaren Interessen. Eines Tages wurde mir bewußt, daß ich nicht wirklich daran glaube, daß so viele Personen für eine einzige, konkrete Sache eintreten können, während unsere »Dulcedo-Gruppe« genau die richtige Größe hat; hier spüre ich, etwas erreichen zu werden. Und so betrachtete ich auch den programmierten Suchlauf zwar mir Spannung, aber auch hingebungsvoller Gelassenheit.

»Ob ein Gebet etwas hilft?« sprach mich Olivia von hinten an und hatte mir einen Tee mitgebracht; dem Weidenröschen-Aufguß waren sogar zerriebene Birkenblätter beige-mischt, die ich so mag. Und mir wurde abermals eine Sache bewußt, auf die ich im Falle des Insellebens verzichten werde.

»Zu welchem Gott willst du denn sprechen?« höhnte ich und trank. Olivia setzte sich zu mir auf die Bank.

»Ich weiß schon – du hältst davon nicht viel.«

»Und tue ich nicht recht daran? Was lenkt schon ein Gott, wenn die Menschen im Spiele sind? Menschen mit dem unbändigen Drang zu widersprechen, zu sündigen, was sie schwören und sich vornehmen?! Selbst wenn es einen Gott gäbe, der mit seiner Allmacht die Grenzen aller Völker und Kulturen auf ewig festlegt, auf daß es immerwährenden Frieden gebe –, der Mensch würde im Geheimen zu

tuscheln beginnen, im Neid und bezweifelnden Gottglauben darüber zu befinden, warum sein Volk weniger Land als das nächste habe. Im Umkehrschluß folgt, daß jeder machtstrebende Politiker Gott oder jede andere direktive Obrigkeit *haßt*; jeder Politiker, der sich im Bunde mit seinem Gott nennt! – Olivia, ich muß hier weg, ehe ich mich zu einer Dummheit hinreißen lasse, einem Anschlag auf einen Politiker, eine Konzern-Zentrale ... – ich muß weg von hier! Und Gott wird mir nicht dabei helfen! Aber wir ..., als Gruppe, können es schaffen!«

»Glaubst du denn an gar nichts?« wollte Olivia wissen.

»Ich glaube ebenso an den Zufall wie an die Gewißheit. Dieses Paradoxon läßt sich nur lösen, wenn ich beide als nicht existent oder relevant betrachte ..., als nicht beeinflusbar. Wenn ich ... nur *getrieben* werden kann, wie ein Stück Holz auf einem Fluß.«

»Also glaubst du an *Schicksal*!«

»Na ja, ich würde es eher *Chaladun* nennen.«

»Chaladun?«

»Ja. Das ist das Wesen, das unsere Leben in einer Reagenzschale betrachtet und die Naturkonstanten als Variablen regelt. Und wir törichten Menschen denken, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr von *allem* zu verstehen. Währenddessen sitzt Chaladun über seinem Experiment und hat über uns so viel Gewalt wie der Wind über ein paar Pappel-Samen. Er bestimmt – wir sind machtlos. Und deshalb entziehe ich mich auch diesem Mißverständnis, hoffe auf ein Leben als Eremit und einen einsamen Tod.«

»Dann danke Chaladun, Sully!« rief Lugus vom Laptop aus durch den Raum: »Wir haben ein Ergebnis!«

Olivia und ich merkten auf: Wir alle eilten zu ihm, um

nun endlich eine aussprechbare Antwort, den Namen eines Sterns, zu erfahren. Doch es war noch nicht soweit. Am Bildschirm wurde eine ellenlange Liste mit Punkt-Koordinaten ausgegeben, die Lugus zunächst überflog und sogleich eine neue Datei anlegte, um den Quellcode eines weiteren Skripts zu verfassen. Das führte dazu, daß nach wenigen Minuten anstatt der unverständlichen Liste eine Reihe von Kartenausschnitten zu sehen waren: Einer zeigte den nördlichsten Quadranten des Sternbilds, ein anderer den zentralen Teil. Auf all diesen Ausschnitten, es waren 17 an der Zahl, war eine jeweils andere Kette von Sternen markiert, alle nach den programmierten Vorgaben: In jedem der 17 Beispiele waren die Sterne gleich gefärbt und zeigten einen entsprechenden Abstand voneinander. Jede Kette entsprach, gemäß unteren Vorgaben, dem korrekten Ergebnis.

»Das sind zu viele!« stellte Jolene entsetzt fest und abermals verschwand das gesamte Universum um ein Leben auf Dulcedo aus ihren Erwartungen. Die anderen waren ähnlich enttäuscht. Sogar Lugus gestand ein, daß es möglicherweise zu viele Variablen gebe; die Beschreibungen im Tagebuch zu unpräzise seien, als daß je eine Lösung gefunden werden konnte.

Nur ich alleine behielt die Nerven. – Ich konnte die salzige Luft der Insel unentwegt schmecken, so sicher war ich mir der Ankunft auf diesem Eiland! Das konnte unmöglich das Ende sein! Nicht einmal im Gefängnis verleiteten mich meine Fantasien zu so viel freiheitlichem Denken, wie es die bloße Anmut um die Dulcedo-Legende bewirkte! Das wollte ich unmöglich aufgegeben wissen; wenn uns nicht dieser Weg zur Insel führte, dann ein anderer.

Diese Worte waren es auch, mit denen ich vor der Gruppe

argumentierte und bat, die Hoffnung niemals aufzugeben. Doch selbst der kalte, vernünftige Menuita machte ein bedrücktes Gesicht und sprach kein Wort. Mit diesem Gemüt trennten sich unser alle Wege und jeder von uns, außer Jolene, in deren Wohnung wir uns getroffen hatten, kehrte heim. Auch Olivia, die nach den meisten Treffen dieser Art noch eine Weile bei Jolene verblieben war, um Reisebücher nach idyllischen Insel-Fotos durchzublättern, packte ihre Dinge und verabschiedete sich.

Nachdem Mitternacht angebrochen war, mußte bereits jeder von uns geschlafen haben. Nur ich nicht.

Wach lag ich in meinem Bett und hörte Lugus' friedliches Schnarchen im Nebenzimmer.

Obwohl ich mich zur Einsamkeit hingezogen fühlte, war mir seine auffällige Gegenwart nicht unangenehm – denn es war die Gegenwart eines Freundes. Ich kannte den jungen Mann erst seit ein paar Tagen, doch war er wie ein jüngerer Bruder für mich: nicht, weil ich mit ihm zusammen aufgewachsen war, sondern weil uns etwas Gemeinsames verband, dessen andere niemals gewahr oder wirklich teilhaftig werden würden. So schaute ich mit Stolz und Güte auf ihn, wollte ihn beschützen und eine sinnvolle Zukunft geben; wie man einem Obdachlosen Unterkunft und Obhut gewährt. Und während ich dort saß, und das durchdringende Schnarchen heilig sprach, kam mir ein provokativer Gedanke. Ich eilte ins Nebenzimmer.

»Wach auf!« rief ich aufgeregt und rüttelte an Lugus' Kissen: »Wach schon ... « – In diesem Moment sah er mich mit großen Augen an.

»Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll«, fuhr ich fort und setzte mich auf den Boden, »aber ich glaube, wir haben das

Tagebuch mißverstanden!« Noch war mir nicht so recht klar, was ich eigentlich zu sagen beabsichtigte.

»... Falsch verstanden? Was denn?!« murmelte er und rieb sich die Augen.

»Weißt du noch, wie sich Præcipua in Hinblick auf ihren Lieblingsstern ausdrückte?! Sagte sie nicht, dieser eine sey ›unscheinbar aber besonders‹, und die eine Linie bildenden anderen Sterne seien überragend hell?! Sie sagte auch, sie sey wie dieser blaue Stern. Weißt du das noch, Lugus?!«

»Schon, aber ... «

»Das was mich stutzig macht«, hob ich den Finger und ging im Raum herum, »ist, daß Præcipua jederzeit alles in Bescheidenheit betrachtete ... , aber *sie* in Wahrheit überragend ist!«

»Äh ... «

»Ich glaube«, schloß ich endlich, »daß auch dieser blaue Stern überragend auffällig sein muß. Und *nicht* unauffällig!«

Lugus starrte mich an und erstaunte sein Gesicht, als wäre ihm gerade etwas furchtbar Wichtiges bewußt geworden. Dann sprang er auf und lief zu meinem PC, den ich mir inzwischen für weitere Internet-Recherchen zugelegt hatte.

Sogleich begann er mit der Umschreibung seines vorhandenen Such-Scripts auf die neuen Parameter: Nun sollte der Katalog also nach einer Reihe von Sternen durchsucht werden, in der einer blau sein und die anderen deutlich überstrahlen sollte. So wie es Præcipua für die Menschen war.

Ich stand neben Lugus und versuchte meine Aufregung zu bremsen, die mich beinahe in die Hose urinieren ließ. Dieser Geistesblitz, oder vielmehr: diese höchst wagemutige Interpretation der Andeutung einer Information, die Præci-

pua unmöglich mit Vorsatz festlegen konnte, stellte die bis hierhin letzte Chance dar, die Position von Dulcedo zu identifizieren. Woran wir uns klammerten, das waren nicht die sprichwörtlichen Strohhalme – es waren die Vorstellungen derselben. Zu wissen, daß sie letztlich nur Illusion seien, machten sie keinen Deut begreifbarer, jedoch erträglicher.

Nach einer knappen halben Stunde war das Script vom Computer ausgewertet worden:

»Sully!« rief mich Lugus wach und wischte selbst ganz ungehalten in den Augen: »Es gibt ein Ergebnis – ein Ergebnis! Sully, du bist ein Genie!«

»Noch ist nichts sicher; zeige mir die Karte. Zeige mir diesen Stern!«

Er gab ein paar Kommandos ein und eine schwarzblaue Sternenkarte öffnete sich, auf der die vielen Lichtpunkte wie Gewebe aufgetragen waren. Ein kleines Zielkreuz markierte den ermittelten Stern.

»Der da?« zeigte ich mit dem Finger auf den Bildschirm und grinste unkontrolliert. »Ja, der hier«, bestätigte Lugus gefaßt: »Es *kann* kein anderer sein!«

Und wir starrten ihn an: Blau und hervorragend, edel und besonders; in einer geordneten Linie mit seinen rötlichen Geschwistern. Wir hatten ihn endlich gefunden; wir bewunderten ihn und er rief nach uns. Zeit zu gehen.

13 Besonnenheit

In dieser Nacht konnte ich keine Minute mehr schlafen. Untwegt dachte ich darüber nach, wodurch wir uns von jenen Feiglingen unterscheiden sollten, die mit großem

Mundwerk ihr Leben in einer ganz anderen Umwelt ankündigten. »Auswandern« hieß so etwas früher, als es so etwas wie *Ausland* noch gab; heute ist es ja überall gleichartig furchtbar. So frage man sich – wenn man nun die Idee zum Auswandern faßte –, wie bereit man wirklich sey, um alles Vertraute und Gewohnte zurückzulassen! Das bedeutet womöglich auch, den Kontakt zu Freunden und Familie abubrechen – *für immer!* Wer keine Familie (mehr) hat, für den ist dieser halbe Schritt schon getan. Aber was ist mit allen anderen? Will man nicht wenigstens nach ein paar Jahren von seinem neuen Leben mitteilen, oder den neuesten Familientratsch erfahren? Sehnt man sich nicht die Frage zu beantworten: »Wo warst du nur? Warum hast du dich nie gemeldet?«

Um den ganzen Schritt zu gehen und sich nie mehr umzusehen, dazu bedarf es dem Fehlen jedweder Verbindung zum sozialen Niveau . . . , oder einem guten Grund zu einer solchen Tat gezwungen worden zu sein. Was unterschied uns? – Ich glaube, es war unsere unbeirrbarbare Motivation, und der Mut dem Tod ins Auge zu blicken – auch wenn es niemand zugeben würde.

Irgendwann war ich offenbar doch eingeschlafen, denn ich erwachte außergewöhnlich entspannt in meinem Bett und wollte mich noch stundenlang im Weichen regen. Dann fiel mir allerdings ein, welche bedeutende Erkenntnis uns nur wenige Stunden zuvor gekommen war.

Ich sprang aus dem Bett, und Lugus war ebenfalls schon wach. Er konnte unser Frühstück gar nicht abwarten, ehe wir die Gruppenmitglieder in geteilter Arbeit anriefen und eine Versammlung einberiefen. Angesichts der Bedeutung der Nachricht trafen wir uns keine 20 Minuten später. Me-

nuita und die Frauen waren kaum zu bremsen in ihrem Wissensdurst. Sie schienen gleichermaßen Befriedigung wie Glückseligkeit sowie unstillbare Neugier zu empfinden, als wir ihnen sagten, daß Dulcedo gefunden sey. Sie fragten, ob es auch wieder mehrere Möglichkeiten gebe, von denen wir nur eine ausgewählt haben, aber die anderen nicht weniger wahrscheinlich seien. Wir verneinten. Sie fragten weiter, ob wir Zweifel an der Richtigkeit der Lösung hätten. Und wir verneinten wieder.

Im Grunde erwartete die Gruppe von mir, ihrem inoffiziell bestimmten Anführer, diese Art von Bestätigung; sie erwarteten meine Anleitung die Insel ausfindig zu machen und sie dorthin zu bringen. Sie fragten außerdem, ob wir sogleich aufbrechen könnten. Und wir verneinten abermals. Nun, da der erste Schritt getan war, konnte auch endlich der zweite angegangen werden. Es würde die Zeit der Planung sein, und es gab viel zu planen.

In den kommenden Tagen drehten sich unser aller Gedanken nur um das angestrebte Ziel: Ich selbst recherchierte, nur aus Neugierde, jedwede Informationen über die errechnete Position des ermittelten blauen Sterns. Lugus hatte die Koordinaten am Himmelszelt herausgelesen und mir auf einem Zettel notiert. Nun begab ich mich damit in die Bibliothek, ins Internet und in die Reisebuch-Abteilung des Kaufhauses.

Schnell waren die Atlanten und Satellitenfotos wieder aufgeschlagen und der Finger auf der entsprechenden Koordinate plaziert. Demzufolge sollte die Insel Dulcedo irgendwo auf dem 40., südlichen Breitengrad. Aber die Karten zeigten nichts.

In den Atlanten war diese Stelle ebenso blau gezeichnet

wie das Satellitenfoto nur Meer und nichts zeigte. Kurz wunderte ich mich, dann schlug das Mißtrauen in Glückseligkeit und ein breites Grinsen um. Es bedeutete, daß Dulcedo tatsächlich nicht verzeichnet, nicht bekannt sey.

Mir fiel auf, daß das Satellitenbild im Umkreis einiger hundert Kilometer untermeerische Erhebungen und einzelne kegelförmige Punkte zeigte, sog. *sea mounts* oder wie man das nennt. Ich hatte von Inseln gelesen, die sich aus tausenden Metern Tiefe durch vulkanische Aktivität bis über die Wasseroberfläche erhoben hatten und mit nur einem winzigen Stück Land sichtbar wurden, während der Vulkankegel selbst unsichtbar unter Wasser lag. Hawaii soll ja auf ähnliche Weise entstanden sein, was der Grund ist, weshalb sie so vollkommen losgelöst von jeder Landmasse mitten im Ozean erscheint. Mit der Insel Dulcedo mußte es so ähnlich gewesen sein; man wußte ja von einem Vulkan, dessen Ausbruch die ehemalige Gruppe zur Flucht gezwungen hatte. Das paßte zu meiner Annahme. Nun liegt die Insel dort, unbedeutend und unerreicht. Auf keiner Karte zu finden, der bloßen Erwähnung – außerhalb unseres Interesses – unwürdig.

Aber war die Insel auch wirklich dort, wo jetzt mein Finger aufsaß? Im Laufe der Menschheitsgeschichte hatten sich Karten jeder Art immer wieder als ungenau und falsch herausgestellt; daß die Insel im Atlas nicht erschien, mußte also gar nichts bedeuten. Aber wie sehr war Verlaß darauf? Unser Leben könnte schließlich davon abhängen.

»Wir müssen das schrittweise angehen und noch mehr Informationen einholen«, sagte ich bei einem Treffen kurze Zeit darauf, »Um es kurz zu machen – und ich weiß, daß jeder von uns die Abreise kaum erwarten kann – werde

ich an jeden eine Aufgabe verteilen, die zu ergründen ist. Wir kommen dann wieder zusammen und klären die noch offenen Fragen.« Die Gruppe stimmte zu.

»Es ist unnötig zu sagen«, fuhr ich fort, »daß wir jetzt nichts überstürzen sollten. Ohnehin können wir uns nicht einfach in ein Taxi setzen und sagen: dorthin, *bitte!* – Immerhin liegt Dulcedo nach diesen Informationen am anderen Ende der Welt! Und vom nächsten Festland fast 4000 km entfernt; dazwischen ein von Kriegsgebieten zerrütteter Kontinent!«

Ein jeder sah sich an und nickte stumm; ich nickte jedem einzelnen zurück, um meine Anteilnahme zu demonstrieren und die Stärke, das jetzt in die Hand zu nehmen.

»Wir haben bis jetzt noch fast nichts erreicht. Zu wissen, daß es die Insel gibt und wo sie liegt, bringt uns ihr keinen Deut näher. Das dürfen wir niemals aus den Augen lassen!« begann ich meine Ansprache, »Es mag der Tag kommen, da wir uns ... *auf irgendeine Weise* an diesen Punkt am Ende der Welt annähern. Mit dem Flugzeug, mit einem Boot oder durch reine Muskelkraft. Erst dann werden wir unserem Ziel wirklich näherkommen. – Bis dahin ist alles nur eine Fantasie!« Doch die Gruppe ließ sich von meinen bedrückenden Worten nicht entmutigen. So lange hatten sie gefiebert und gehofft, insgeheim gebetet, daß sich alles zum Guten wende und dieses eine Mal in ihrem Leben das Märchen wahr würde, das sie gelesen und von dem sie so fasziniert waren. Aber würde ich diese Hoffnung aufrechterhalten können und zur rechten Zeit korrekt handeln? Oder die Nerven verlieren?

»Bevor wir fortfahren, möchte ich euch sagen, daß es jedem selbst überlassen bleibt, wie er die Zeit von heute

bis zu unserer *Abreise* verbringen wird. Und wie er sein Tagwerk mit seiner bisherigen Arbeit arrangiert. Ich selbst werde mir meinen restlichen Urlaub nehmen, das reicht für Wochen.«

»Mache ich auch«, bestätigte Jolene und sah mich an.

»Ich wollte meinen Job sowieso kündigen!« bemerkte Olivia und fuhr sich erleichtert durchs Haar. Ich sah, daß ihre Gedanken nur noch auf Dulcedo ruhten. »Wir sollten aufpassen, wie wir uns in der Öffentlichkeit bewegen«, mahnte ich: »Wenn wir alle unsere Jobs kündigen, das Bankkonto leer räumen, die Wohnungen auflösen . . . , dann ist das auffällig. Wir müssen heutzutage sehr aufpassen, daß uns das nicht zum Verhängnis wird!«

Aber Olivia blieb bei ihrem Vorhaben.

»Und du?« fragte ich Menuita nach seinen Absichten.

»Ich habe in den nächsten Tagen keine Fahrten mit dem LKW und kann die restlichen Aufträge so legen, daß sie mir in den nächsten Tagen kaum in die Quere kommen.« – »Gut«, bestätigte ich.

»Und was ist mit dir, Lugas?«

Er sah sich ein wenig beschämt um: »Momentan bin ich der einzige von uns, der weder an eine Wohnung gebunden ist, noch einer täglichen Beschäftigung nachgeht. – Ich bin wohl im Moment so etwas wie ein Parasit . . . «, lächelte er mich verlegen an, » . . . Aber ich werde meinen Nutzen noch unter Beweis stellen!«

Sein Ton wurde lauter, er schien sich rechtfertigen zu wollen für seine jetzige soziale Situation. Er verkannte offenbar, daß diese *Situation* in Zukunft von keinem Belang mehr sein sollte.

»Du *hast* deinen Nutzen bereits unter Beweis gestellt, Lu-

gus!« bemerkte Jolene stolz: »Ohne dich wüßten wir doch gar nicht, wohin die Reise ginge!« Sie lächelte ihn freundschaftlich an und gesellte sich an seine Seite. Ich glaube, das war jener Moment, in dem er sich endgültig der Gruppe zugehörig fühlte.

Wer als letzter so eine eingefleischte Gruppe betritt, hat ohnehin immerzu den Nachteil, daß er »der Neue« ist, den man respektieren oder interessant finden kann, aber nicht muß. Wie auch immer man sich entscheidet: Der Neuling kann sich nicht dagegen auflehnen. Er findet einfach keinen Halt, um sich aufzustemmen! Und so dachte wohl auch Lugas, bis dieser *besondere Moment* kommt; jener Moment, der eine *teilende* Erinnerung zwischen allen Beteiligten darstellt. Erst dann gehört man dazu.

Sogleich kam mir die nächste, unverdaute Frage in den Sinn: Sind wir mittlerweile eine Sekte, die sich in etwas Unmögliches hineingesteigert hat und die ihre Vernunft zugunsten eines *höheren Zieles* verleugnet? Eine Gruppierung, deren Intention andere, unerfahrene Menschen »anzieht« und sie dazu bringt, unter allen Umständen ein Mitglied dieser Gruppe zu werden? Eine Gruppe, die mit Träumen und Versprechen lockt, die unmöglich einzuhalten sind? Die von einem Ziel ausführlich schwärmt, obwohl es niemand vorher gesehen hat? Meiner Meinung nach unterschied uns nichts von den Leuten, die am *Jüngsten Tag* die Abholung durch Außerirdische erwarten und sich ihr ganzes Leben darauf vorbereiten. Von außen betrachtet war beides total verrückt, nur inhaltlich rief man eine andere Heiligkeit an. Aber nun gab es kein Zurück mehr.

»Bevor ich die Aufgaben vorschlage, müssen wir uns über folgendes klarwerden.« Ich rückte meinen Stuhl zurecht

und die anderen, die sich um den runden Tisch in meiner Wohnung geschart hatten, beugten sich aufmerksam nach vorne.

»Was meinst du?« – Jolene hatte bemerkt, daß ich zögerte und meinen Blick auf die Tischplatte senkte.

»Also ... zuerst einmal ... was wir vorhaben, ist ..., puh, na ja ...«

»... Die großartigste und riskanteste Sache unseres Lebens?« Olivia hatte den Satz beendet und ihr mütterlicher Blick beruhigte mich.

»Riskant ..., oh ja«, stimmte ich zu: »Jeder von euch sollte sich klar darüber sein, daß wir bei diesem Vorhaben unser Leben lassen könnten.« Jeder schwieg. »Ich kann das nicht für jeden entscheiden, kann euch nicht zum Mitkommen zwingen. Und wer abspringen will, dem werde auch nichts vorgehalten. Ich kann euch nur sagen, was wir aufgeben; nicht, was wir gewinnen werden. Wir könnten *alles* verlieren und sterben. Einer von uns oder alle. Wer sich also zur Reise entscheidet, muß mit diesem Leben abgeschlossen haben.«

Keiner sah auf, als würde jeder über meine Worte besinnen. Dann endlich sprach Menuita: »Allein, daß wir hier zusammensitzen und fort wollen zeigt mir ..., daß wir längst tot sind.«

Wieder ein Nicken ins Leere in Bedeutung der unausgesprochenen Worte: »Danke, Freund. Daß du aussprichst, was jeder fühlt und nicht zu sprechen wagt.«

»Ich bin bereit die Gefahr einzugehen«, faßte ich zusammen: »Aber ich bin auch Realist und will euch meine ungeschönten Gedanken nicht vorenthalten; jeder muß dann für sich entscheiden. – Wir könnten auf vielfältige Weise sterben: während unserer Reise zur Insel selbst und auf der

Insel erst recht. Wenn ich nur an den Seeweg denke, kann alles mögliche passieren: Das Boot könnte sinken und wir sind tot. Wir könnten in eine Flaute geraten und verhungern. Wir könnten uns verirren, abtreiben, verlorengehen, und kommen nie auf Dulcedo an. Davon abgesehen, könnten die uns gegebenen Koordinaten auch nicht präzise genug sein oder die Hinweise wurden von uns gänzlich falsch verstanden. Oder ... die Insel Dulcedo existiert gar nicht.«

Sich das vorzureden, war bedrückend und es drückte mir Tränen in die Augen: »All das werden wir riskieren müssen, Freunde.«

Ich stand auf, ging umher und ließ meine Gedanken weiter schweifen: »Falls wir die Insel erreichen, könnten schon kleinste Verletzungen tödlich sein; immerhin haben wir keine Immunität gegen die dortigen Gifte und Krankheiten.«

»Hatten diejenigen, die ursprünglich auf Dulcedo lebten, auch nicht«, fiel mir Menuita ins Wort.

»Ja, aber gibt dir nicht zu denken, daß es von so vielen Schiffbrüchigen letztendlich nur zwei Menschen geschafft haben? Ich zweifle keine Sekunde daran, daß diese Insel ein gefährlicher Ort ist, den man nicht unterschätzen darf: Was ist, wenn wir dort ankommen und es gibt keine Frischwasserquelle? Oder der Vulkan bricht abermals aus und wir sind dort gefangen?«

»Was ist mit dem Boot, mit dem wir die Insel erreichen werden ... , äh, *würden?*«

»Ich gehe stets vom schlimmsten aus, Jolene, und rechne damit, daß wir das Boot zerlegen, um Bauholz zu haben. Vermutlich wird dies eine unumkehrbare Hinreise. – Auch darüber hat jeder von euch nachzudenken: Wenn wir einmal dort sind, kehren wir nie wieder zurück. Das heißt,

daß niemand mehr einen seiner Freunde oder ein Mitglied seiner Familie wiedersehen wird. Was mich angeht, ist das kein Problem, ich habe nur euch.«

»Bin alleine«, gab Lugus zu und besänftigte meine Bedenken.

»Bin zu allem bereit«, stellte auch Olivia fest: »Hier hält mich nichts.«

»Das sagen wir jetzt und heute!« mahnte ich erneut: »Aber was, wenn wir wirklich dort sind und keine Möglichkeit zum Ausweichen mehr haben? Theoretisch könnte es sein, daß vier von uns sterben und der letzte Überlebende ein sehr einsames Leben fristen muß. Deshalb fragt euch: Wie kommt jeder von euch mit der Einsamkeit zurecht? Wir müssen uns auch darüber bewußt sein, daß jeder von uns der letzte seiner Linie ist.« – Ich schaute auf Jolene und Olivia: »Ich meine, daß keine von euch ein Kind haben wird. Vielleicht doch ein Kind, aber mehr nicht. Es wird keine neue Population geben . . . , keine ›Zivilisation nach unseren Idealen‹. Und das tut mir vor allem für dich, Jolene, leid, da du damit deine *Möglichkeiten* beendest. Wir werden dort nach einem mehr oder weniger langen und harten Leben einfach sterben.«

»Für sich gesehen, klingt das nicht sehr erbaulich«, begegnete mir Olivia: »Und man sollte sich die Frage stellen, weshalb wir unser jetziges Dasein gegen die Lebensgefahr, die Mühen und die Einsamkeit eintauschen sollten. Es ist . . . «

»Genau!« übernahm Lugus die Erklärung: »Es ist viel mehr das, was wir gewinnen werden! Denn wir werden nur uns selbst haben, unsere Ruhe und Freiheit. All das, was wir uns seit Jahren wünschen und nun erstmals Wirklichkeit

werden kann!«

»Aber Hunger, Entmutigung und anderer Streß könnten uns zerstreiten lassen; das Vertrauen in die gegenseitigen Fähigkeiten und ineinander werden das einzige sein, das wir noch haben werden. Die andere Gruppe war erzwungen an Dulcedo gebunden, hatte keine Wahl. Wir jedoch können in diesem Moment entscheiden, ob wir es wagen oder auseinandergehen! Und vielleicht werden wir uns an diesen Tisch, in diese Zeit, zurückwünschen! Versteht ihr mich? Auf Dulcedo gibt es keine Unterhaltung, kein Leben, keine Kleidung, keine Heilung selbst für Zahnschmerz! Es wird der einsamste Ort der Welt sein! Möglicherweise stranden wir auf einem kahlen Felsen und müssen uns eine Zeitlang oder für immer von Gewürm ernähren! Ich will doch nur, daß ihr alles bedenkt; daß ihr euch nicht ins Unglück stürzt!«

»Unglück ist nur, was *hier* ist. Der nackte Gedanke an die unbeeinflußbare Freiheit ist tausendfach mehr wert als jede der aufgezählten Gefahren!« munterte mich Jolene auf.

»Ja, stimmt! Die Gefahren sind real«, begriff auch Menuita: »Aber andererseits kann es auch passieren, daß wir ein Paradies vorfinden; üppig in seiner Ausstattung uns alle zu ernähren; mit einer flachen Lagune, wie im Tagebuch beschrieben, die reiche Fisch- und Muschelbestände bietet.«

Der Gedanke war tatsächlich erfreulich und ließ all die anderen möglichen Unannehmlichkeiten verblassen. Es trieb die jugendliche Unverstohlenheit in mir herauf, die mir ins Ohr flüsterte: »Scheiß auf die Warnungen! Riskiere mal etwas!« Und ich wollte gehorchen.

»Das Leben auf Dulcedo, wenn wir die Insel wirklich erreichen, wird hart werden und uns alles abverlangen«, sagte

ich und setzte mich mit deutlich besserer, abenteuerlustiger Laune wieder an den Tisch.

»Na und? Olivia arbeitet doch schon seit Jahren im Supermarkt und hievt die Kisten! Die ist belastbar!« scherzte Jolene. »Nur arbeite ich diesmal für mich und die Gruppe!« ergänzte Olivia.

»Das stimmt«, sagte Menuita: »Die meisten von uns sind ohnehin einen anstrengenden Beruf gewohnt. Das ist alles nichts Neues für uns. Nur daß wir jetzt etwas für unser Glück tun und nicht für den Betrieb, der mit unserer Arbeit Geld einstreicht!«

Nun wippte ich sogar mit dem Kopf, denn all das leuchtete mir ein. Offenbar war nun jeder von uns zu einem Entschluß gekommen und mußte keine Stunde über meine Mahnungen nachdenken: Allesamt wollten die Anzeichen ignorieren und ihr Leben ins Spiel bringen. Und es war gut.

Wir reichten uns die Hände und bildeten einen Kreis; wir die zu fünft um den Tisch herum saßen. Ich schloß die Augen und es fühlte sich an, als sey die linke Hand meine rechte und umgekehrt; als würde ich mich selbst berühren; als wären wir Eins.

14 Eingeplant

Ich sah, daß wir einander vertrauen konnten und daß wir aneinander Gefallen fanden. Ich mußte mir eingestehen, daß ich der Meinung zugeneigt war, daß kein Mitglied mehr oder weniger die Situation verbessern konnte. Wir alle waren auf unsere Weise zu etwas Nütze, jede Person mehr hätte alles nur verkompliziert, die gewohnte und befürwor-

tete Reinheit der Sache gefährdet – wie eine Blüte, die der fünfstrahligen Symmetrie zugrunde liegt und der nun auch das letzte Blütenblatt entrollt wäre: Für ein Blatt mehr wäre kein Platz gewesen und mit einem Blatt weniger hätte die Blüte dasjenige eingebüßt, das sie war.

»Dann will ich jetzt nennen, was jeder von euch zu tun hat. Wer Einwände oder Vorschläge vorzubringen hat, soll das tun«, begann ich meine Rede. Zuerst wendete ich mich Olivia zu:

»Jetzt, da wir wissen, wo die Reise hingeht, müssen wir mehr über die Gegend wissen: Welches Klima wird auf einer Insel in dieser Region vorherrschend sein; welche Meeresströmungen gibt es, die uns helfen oder schaden? Welche Vegetation oder Fauna ist auf einer Insel in dieser Breite zu erwarten, welche Pflanzen könnten uns als Nahrung dienen? Als Ausgangspunkt empfehle ich, daß du dich an den nächsten benachbarten Inseln orientierst, das dürften die Osterinsel oder Pitcairn sein. Bist du damit einverstanden?«

»Das kriege ich schon raus!« bestätigte sie mir und freute sich über die ihr offenbar gelegene Aufgabe.

»Nun zu dir, Menuita: Bitte versuche einen Plan zu erdenken, wie wir möglichst unauffällig die Reise zur Insel begehen können: Wie kommen wir von diesem Kontinent runter und welche Zwischenstationen müssen wir einplanen? Brauchen wir Flugtickets oder reisen wir auf anderen Wegen? Wo kriegen wir ein Boot her, welcher ist der beste Hafen zum Ablegen? Lugus wird dir nachher die Koordinaten aufschreiben. – Bei dieser Gelegenheit: Jeder von euch bekommt einen Zettel mit den Koordinaten der Insel, damit ihr hinreichend recherchieren könnt, was diese Region der Welt ausmacht. Aber ich denke, daß es in jedermann Inter-

esse sein sollte, daß diese Koordinaten nicht in die falschen Hände oder zur Veröffentlichung geraten! Denkt daran, daß ihr verlieren würdet, wovon ihr schon so lange träumt! Geht also entsprechend sorgsam und unauffällig vor. – Menuita, kannst du diese Aufgabe übernehmen?«

»Ist kein Problem«, sagte er selbstsicher und etwas vorlaut. Aber wie Olivia hatte ich ihn richtig eingeschätzt: Planung von Routen und Fortbewegungsmöglichkeiten schien er gut zu können, ganz zu schweigen davon, daß er sich auf Südamerika, von wo aus wir augenscheinlich den letzten Teil unserer Reise antreten würden, am besten von uns auskannte.

»Eine Frage an alle«, unterbrach Menuita und nahm seine Aufgabe sogleich in Fürsorge: »Hat jemand von euch Segelerfahrung? Oder irgendeine Erfahrung mit Navigation auf See?« – Jedermann zuckte mit den Schultern.

»Ist das denn so wichtig?« kommentierte Lugas: »Heutzutage gibt man doch die Koordinaten in irgendein GPS ein und läßt sich mit einem Autopiloten dorthin bringen, oder?«

»Aber wir dürfen uns nicht ausschließlich auf Technik verlassen! Motorisierte Boote laufen auch nicht ewig, vor allem wenn es um solche Entfernungen geht. Da müssen wir zwangsläufig auf Wind-Energie zurückgreifen. Aber auch die tollste Brise nützt uns wenig, wenn wir keine Ahnung davon haben, wie ein Segel zu spannen ist oder man den Kurs kreuzt. – Da kommen wir auch gleich auf deine Aufgabe, Lugas.«

»Ja?«

»Du sollst uns möglichst detailliertes Kartenmaterial vom Südpazifik beschaffen, Seekarten von Frachter-Routen und

so weiter. Außerdem kommt dir eine weitere Aufgabe zu: Lösche alle Informationen, die wir bisher auf den Computern zusammengetragen haben: Auf meinem Laptop die gespeicherten Zeitungsartikel, die Suchanfragen zur Insel Dulcedo; Nachweise über die Recherchen in Bibliotheken und Datenbanken, sogar dein Script zur Ermittlung der Sternkonstellation. Nun, da wir die Koordinaten haben, brauchen wir all das nicht mehr und es hilft uns auch nicht mehr weiter. Aber wir müssen sicherstellen, daß nichts auf unser Vorhaben, unser wagemutiges Interesse, hindeutet.«

»Ist schon erledigt«, nickte er mir zu.

»Und was soll ich tun?« fragte Jolene ganz aufgeregt, nun da sie feststellte, daß ein Großteil der Aufgaben bereits abgedeckt war.

»Dir, Jolene, kommt eine sehr wichtige Aufgabe zu: Stelle zusammen, was wir mitnehmen wollen und müssen, und auf was wir zu verzichten haben; was aus unserem Leben zurückbleibt. Diese Liste muß sorgfältig erarbeitet und überdacht werden, denn uns steht keine Rückkehr zur Verfügung. Sobald du ein Grundkonzept erstellt hast, gibt es an den nächsten weiter, damit dessen Ergänzungen beitragen können. Sprich dich auch mit Menuita und Olivia ab, deren Notwendigkeiten zur Erfüllung ihrer Aufgaben eine vergleichbare Bedeutung zukommt.«

Im Grunde wußte jedermann, daß Jolene keine wesentlichen Fähigkeiten in Hinblick auf Survival, dem *Überleben in der Wildnis*, hatte. Wie wir alle wollte sie einfach nur der Gegenwart entkommen, an einen Ort, an dem sie neu beginnen und die Tiefen ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten erforschen kann. Es war auch nicht so, daß wir sie nur aus dem Grunde mitnahmen, weil wir fürchteten,

sie würde sich bei einer Ablehnung ihrer Willkommenheit das Leben nehmen. Nein, wir alle mochten Jolene wegen ihres aufrichtigen, witzigen und fürsorglichen Charakters. Weil sie Hilfe anbot, ohne danach gefragt worden zu sein; weil sie von ihrer Lebenszeit einen Teil aufbrachte, um den anderen zuzuhören. Im Gegensatz dazu kannte ich einmal einen Mann, der damit prahlte, jedem das Wort zu verbieten, der ihn mit seinen Geschichten langweile: »Du vergeudest meine Lebenszeit! Halt's Maul!« würde er jedem sagen, der etwas Unsinniges und Unerhebliches von ihm wollte.

So waren wir eben nicht: Wir sahen unser Dasein nicht als ablaufende Frist begrenzter Lebensjahre, die so gut wie möglich mit persönlichen Interessen und Vergnügungen gefüllt werden sollten – unter der Prämisse, daß alle anderen es ebenso machen. Stattdessen sah ich – denn jetzt kann ich nur für mich sprechen – meinen Lebensweg als eine Linie an, die von äußeren Erfahrungen und Einflüssen bewegt und verschoben würde; die sich nur rudimentär festlegen und steuern ließe, aber in Wirklichkeit hin- und hergerissen ist; so kann ich das Ziel festlegen, nicht aber die vielen, einzelnen Pfade dorthin. Und wann immer ich jemand anderem zuhören konnte – ich würde nur klüger und erfahrener, nicht dümmer werden!

»Was wirst du übernehmen?« fragte mich Menuita.

»Ich ...«, seufzte ich, »werde an Informationen zusammentragen, was das Survival selbst angeht: Wie und woraus bauen wir Betten, eine Unterkunft, eine Feuerstelle, Waffen. Wie können wir auf See überleben; wie stellen wir Kleidung her. Wie auch Jolene muß ich bei meinen Überlegungen besonders sorgfältig vorgehen; etwas zu vergessen könnte unseren vorzeitigen Tod bedeuten.«

»Gut, dann sind die Aufgaben erst einmal klar?« stellte Lugus in den Raum und konnte offenbar kaum erwarten, seiner zugewiesenen Sache nachzugehen. Wie alle anderen auch. Sie träumten davon, ihren Teil innerhalb weniger Stunden oder Tage zu erledigen, um endlich aufbrechen zu können. Doch das hatte auch damit zu tun, was Menuita in Hinblick auf den Reise-Weg in Erfahrung brachte.

»Noch etwas«, unterbrach ich das gesellige Auseinandergehen: »Wir werden für Reise und benötigtes Material Geld brauchen. Da wir ... gemeinsam auf eine Insel auswandern ..., gehe ich davon aus, daß niemand von euch Wert auf sein Erspartes legt. Wir sollten daher zusammenlegen und alles gleichwertig aufteilen.« Die Gruppe war einverstanden und ging auseinander. Sie gierte darauf, das Theoretische anzugehen.

Zwei Tage später trafen wir uns erneut, diesmal bei Jole-ne, und trugen zusammen, was wir, entsprechend unseren Aufgaben, herausgefunden hatten.

Zunächst zum wichtigen, der Reise-Route: Menuita hatte nach mehrfachem Umplanen erkannt, daß der einzige Weg von Europa aus direkt an die Westküste Südamerikas führte, von dort an die Südspitze Chiles und aus einem Hafen heraus mit einem Hochsee-tauglichen Boot bis nach Dulcedo. Er gab zu bedenken, daß auch ein Flugzeug infrage käme, mit dem man, von Südamerika ausgehend, Dulcedo schnell und direkt erreichen konnte. Doch niemand von uns wußte, wie ein Flugzeug zu bedienen sey, daher schied das aus. Menuita hatte auch in Betracht gezogen, Dulcedo über die andere Hälfte der Welt zu erreichen, also nicht über Südamerika, sondern über Südasien, Australien und so weiter. Allerdings herrschte derzeit im Raum Indiens und Chinas

ein Krieg; wie er recherchierte, seien Genehmigungen zum Überflug von Verkehrsmaschinen nur selten vergeben, touristische Flüge gab es momentan in diese Richtung überhaupt keine. Die Welt von Heute ist nicht mehr so *bereisbar* wie damals; der freie Weg ist heute löchrig, man muß springender Weise Lücken und Abgründe überwinden; der ausufernde Tourismus wurde erstickt. Das mag der Natur gutgetan haben, ist unserem Vorhaben aber heute ein Hindernis: Wenn es in Indien und China keine Grenzkonflikte gäbe, wäre ein Flug in diese Richtung sehr viel einfacher zu rechtfertigen als über den Raum Südamerikas.

Und selbst wenn wir es nach Australien geschafft hätten: Die Strecke nach Dulcedo ist von dort aus rund doppelt so lang wie von Südamerika aus. Außerdem ist seit der Verschiebung der Klimagürtel nur noch die Nordküste Australiens bewohnbar, und von dort gehen keine Flüge in den Südpazifik.

Das alles ließ sich mit etwas Suche im Internet herausfinden, kommentierte Menuita. Es bedeutete für uns eingeschränkte Möglichkeiten, aber auch keine mehrdeutigen. Wohin wir zu fliegen hätten, sey klar, da gebe es wenig Spielraum. Erst nach São Paulo, von dort nach Santiago, dann nach Süden, immer an der Küste entlang. Wenn wir Puerto Montt, oder noch besser: die Insel Chiloé, erreichten, sagte Menuita, sey die halbe Reise bereits hinter uns gebracht. Er erwog wohl auch die Idee, sich zunächst auf einer Kreuzfahrtreise die Region des Südpazifiks anzuschauen, um darauf aufbauend weitere Einschätzungen vornehmen zu können. Aber das alles würde zu lange dauern, zu viel kosten; außerdem bewegte sich kein reguläres Kreuzfahrtschiff so weit südlich der erprobten Routen. Deshalb

auch das Segelschiff, mit dem wir frei einen Kurs bestimmen könnten. Menuita ergänzte seinen Vortrag, daß wir einen guten Teil unseres Geldes dafür aufbringen müßten, Bestechungsgelder zu zahlen: Denn auf dem zerrütteten Kontinent, insbesondere nahe der Kriegsregionen, sey mit einem extra Geldschein jede Grenzkontrolle überwunden und ein Boot auch ohne viele Fragen gechartert. Geld zu zahlen klappt in Kriegsgebieten seit Jahrhunderten, um das zu kriegen, was man will.

Dann wollte uns Olivia ihre Erkenntnisse mitteilen:

»Also zunächst etwas zu den klimatischen Bedingungen«, begann sie: »Es ist natürlich schwierig, etwas Hilfreiches über diese Region in Erfahrung zu bringen, wenn es dort keine festen Inseln oder Schifffahrtsrouten und damit Wetter- und Klimaaufzeichnungen gibt. Das gilt im übrigen auch für meine Recherchen über Flora und Fauna. Was wir dahingehend ableiten, Klima, Flora und Fauna betreffend, das basiert auf den Informationen über die am nächsten gelegenen Eilande.«

»Und wie weit sind die weg?« wollte Jolene wissen.

»Also ...«, schlug Olivia ein kleines Notizbuch auf, »die am nächsten gelegene Insel ist die Osterinsel in Richtung NE, und selbst die ist rund 1800 km entfernt. Nach Nordwesten stößt man nach 2500 km auf eine Insel namens Rapa Iti, noch weiter entfernt sind die Cook-Inseln.«

»Also sind die Informationen von diesen Inseln nicht direkt auf Dulcedo übertragbar?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht. Kann sein, kann nicht sein«, gestand sie ein.

»Sind die Inseln im Südpazifik nicht alle gleich heiß und wächst dort nicht überall etwas Ähnliches?« – Ich konnte

Menuitas Meinung weder zustimmen, noch sie verwerfen. Dulcedo schien dermaßen abgeschieden zu legen, daß sich dort eine ganz eigenständige, endemische Fauna und Flora erhalten hat. Eine Insel so abgelegen, daß die Berichte über Wetter und Klima auf den nächstgelegenen Inseln auf Dulcedo keine greifbare Anwendung finden könnten. Da die Insel etwa auf 40° südlicher Breite lag, war noch mit einem zumindest subtropischen Klima zu rechnen, sagte Olivia aus:

»Vielleicht ein tropisch-feuchtes Klima, mit Durchschnittstemperaturen um 20°C, aber genau kann man es nicht wissen. Wenn es allerdings die erste Gruppe dort über 15 Jahre ausgehalten hat, dann können wir das auch schaffen. Sofern es wie bei den anderen Pazifik-Inseln ist, dann gibt es außerdem keine sehr ausgeprägten Jahreszeiten, sodaß wir mit einem vergleichsweise stabilen Klima zu rechnen haben. – Sicher scheint mir hingegen folgende Aussage: Die Gefahr bezüglich südpazifischer Wirbelstürme, sogenannter Zyklone, ist wahrscheinlich nur gering. Ich habe Karten gefunden, auf denen alle bekannten Zyklon-Verläufe aufgezeichnet worden sind.«

»Auf die bin ich während meiner Recherchen auch gestoßen«, unterbrach sie Lugus: »Sie zeigen, daß sich die Zyklone östlich von Australien, im westlichen Teil des Pazifiks, häufen, während westlich von Südamerika gar keine auftreten. Dulcedo liegt fast genau zwischen Australien und Südamerika; die Karten zeigen für diese Region des Pazifiks keinerlei Zyklon-Aktivität.«

»Vielleicht, weil dort niemand ist, der sie wahrnimmt?« bemerkte ich ernst.

»Natürlich, recht hast du!« übernahm wieder Olivia das

Wort: »Letztlich können wir nichts mit Gewißheit wissen, alles ist nur eine Vermutung.«

»Und was gibt es bezüglich Flora und Fauna zu wissen? Wovon könnte man sich ernähren?«

»Wie schon gesagt, ist Dulcedo einer der abgelegensten Orte des Planeten; orientiert man sich an dem Bewuchs auf den nächstgelegenen Inseln, könnte man Kokospalmen, Brotfruchtbäume und Pandanusbäume erwarten. Aus den Blattfasern der zuletzt genannten stellt man auf einigen Pazifik-Inseln offenbar Körbe und Matten her. Wir können mit Schildkröten rechnen, die am Strand ihre Eier ablegen; mit Fischen in einer flachen Lagune, mit brütenden Seevögeln, Robben, vielleicht sogar einigen Pinguinen. Aber auch hier wissen wir nicht, was auf Dulcedo wirklich wächst oder lebt; was eßbar ist oder sich als Arbeitsmaterial verwenden lassen wird.«

»Ich sehe das etwas naiv, muß ich euch eingestehen.« Einen Moment dachte ich über meine Worte nach, um mich möglichst unmißverständlich auszudrücken: »Möglicherweise ist es nicht sinnvoll, sich zu allen potentiellen Pflanzen zu belesen, die es auf Dulcedo vielleicht gar nicht gibt. Was wie vernachlässigte Vorbereitung klingt, könnte in der Tat das Gegenteil bedeuten: Ich bin bereit mich von der Vegetation auf Dulcedo überraschen zu lassen. Daß es dort etwas Eßbares geben *muß*, ist uns durch das Überleben von Regulus und Præcipua bewiesen. Nun sollten wir nicht zu viel Aufmerksamkeit in alle nur denkbaren Belange stecken, sondern uns vielmehr auf das Wesen unserer Reise konzentrieren. Daß wir uns allein schon auf die lange und gefährliche Reise an diesen Ort begeben, zeugt von unserem Abenteuer-Geist; den sollten wir mit übervorsichtigen

Bedenken nicht betrüben.«

»Vielleicht sollten wir ein paar Samen mitnehmen? Von Getreidepflanzen und Gemüse?« brachte Lugus ein.

»Nein! Auf keinen Fall!« fuhr ich dazwischen, »Wir dürfen die einzigartige Beschaffenheit Dulcedos nicht mit Mälen unserer verdorbenen Zivilisation oder Beweisen für unsere Bequemlichkeit vergiften! Wir sollten uns stets so verhalten, als seien wir Teil eines Ökosystems, und nicht, als stünden wir darüber: Denn welche größere und verwerflichere Ironie fiele einem ein, als voller Glückseligkeit durch einen Wald zu schreiten, und Zuhause eine Spinne totzutreten?!«

»Er hat recht«, stellte Olivia fest und Menuita stimmte zu: »Wir nehmen mit, was unentbehrlich ist, aber ernähren und leben wollen wir von dem, das Dulcedo uns zuträgt.« Alle gaben sich damit einverstanden.

Bedrückt neigte ich mein Haupt: »So sollten wir es auch mit Medikamenten halten: Wenn wir ... von einer Krankheit befallen werden, irgendein Tropen-Fieber, so will ich kurieren durch das, was ich auf Dulcedo finde. Und wenn ich dort sterben sollte, dann ist es gut. Für *mich!* Jedem anderen von euch stehe frei sich gegen dieses oder jenes zu impfen. Aber letztendlich wird auch das umsonst sein, denn wir haben keine Möglichkeit die Impfungen aufzufrischen.«

»Nehmen wir also bewußt den Tod in Kauf?«

»Tun wir doch schon allein durch unsere Reise!« erklärte Olivia.

»Es mag als hoher Preis erscheinen ... , als »vermeidbares Risiko«. Doch bedenkt, welches Ziel uns in Aussicht steht! Ich für meinen Teil bin bereit dafür zu sterben«, sagte ich aus und kehrte mich ab. Wie erwartet, stimmte die Gruppe

meiner Meinung zu. Jetzt wollte niemand mehr durch Todesangst oder sonstige Bedenken auffallen: So lange hatten wir auf den Moment gewartet und das Ziel war von Anfang an klar!

»Dann bin ich jetzt wohl dran, nicht wahr?« warf Jolene mit einem Lächeln ein und wollte einen stimmungserweiternden Themenwechsel erzwingen.

»Dann sprich und fahre fort!«

»Also ich habe hier ein paar Listen gemacht; die sind jetzt noch nicht vollständig ...«, entschuldigte sie sich, »... Wie ihr wißt, muß man ja an vieles denken. – Also ich nenne einfach mal ein paar Dinge, die ich für unumgänglich halte, und die auf jeden Fall mitgenommen werden sollten. Das wichtigste für unsere Zwecke wird Werkzeug sein, mit dem wir uns eine Unterkunft bauen und Waffen herrichten können.«

»Waffen? Wofür denn Waffen?« fragte Olivia erstaunt.

»Sie meint: für die Jagd, Fischespeere und so weiter«, ergänzte ich von der Seite.

»Genau. Auf jeden Fall brauchen wir Messer und Beile, Draht, Angelhaken, reißfesten Bindfaden und Metall-Karabinerhaken. Für die Aufbereitung von Nahrungsmitteln und Wasser wäre ein Filter nicht schlecht, Kohle-Tabletten gegen Durchfall, Seife, Salz, Töpfe, Siebe, Pfannen und Feuerzeuge oder Streichhölzer. Notnahrung in Konservendosen wäre für einen einfachen Start auch nicht schlecht, falls wir nicht gleich was Eßbares finden. Bei der Kleidung sollten wir vor allem an reißfeste, abnutzungsresistente Kleidung denken; solche, wie sie für die Armee hergestellt wird. Sonnenhüte zum Schutz gegen die Sonne, eine wasserdichte Plane als Dach für unsere Unterkunft, Schlafsäcke

und Wolldecken. Ein Neopren-Anzug hält uns im Wasser warm. Kompaß und ein Fernglas wären sicher auch nicht verkehrt. Für die persönliche Körperpflege sollten außerdem eine Schere, Pinzetten, ein Spiegel und Zahnbürsten mitgenommen werden ... «

»Das reicht jetzt!« unterbrach ich Jolene ungehalten, was mir im nachhinein auch leid tat. Aber ich konnte mir das nicht mehr länger mit anhören: »Wir machen doch keinen Camping-Ausflug! – Wir verbringen den Rest unseres Lebens auf der Insel!« betonte ich unmißverständlich. Jolene hielt mit ihrer Auflistung inne; wer weiß, wie viele Dinge sie noch aufgeschrieben hatte. »Und entsprechend dürfen wir uns nicht vorbereiten und verhalten, als würden wir für nur zwei Wochen einen *Ausflug in die Wildnis* machen! Wir müssen von Beginn an mit unserer Unabhängigkeit arbeiten!«

»Was schlägst du dann vor?« gab Jolene deutlich beleidigt bekannt, denn ich hatte ihre Kompetenz, diese Aufgabe zu bewältigen, infrage gestellt.

»Was du vorschlägst, ist im Grunde nicht verkehrt. Aber denke doch nur mal daran, was das ganze Zeug wiegt! Wir müssen immerhin um den halben Erdball reisen und dürfen darüber hinaus, wenn möglich, nicht auffallen!«

Ich stand auf und lief wieder einmal umher, wie ich es immer tat, wenn ich nervös war und mich durch Rage und entglittene Rechthaberei in eine Situation schwatzte, die sich nicht mehr kontrollieren ließ.

»Reisen wir in Militärkleidung, könnte man das mißverstehen; immerhin reisen wir durch Kriegsgebiet. Zeltplane für eine Unterkunft? Töpfe und Pfannen? – Alles, was wir brauchen, ist auf der Insel. Niemand erwartet, daß wir inner-

halb eines Tages einen Unterschlupf errichten; werden wir eben naß beim ersten Regen! Irgendwann werden wir aber alles gebaut haben, von dem wir heute träumen; nur ganz ohne Draht und Streichhölzer! Und wenn mir die Lumpen vor Ort vom Leibe fallen, dann laufe ich eben nackt umher!« – Ich drückte mich mit starker Gleichgültigkeit aus, und wollte doch nur meine Ansicht verdeutlichen: »Sonnenhüte und Zahnbürste sind leicht improvisiert«, fuhr ich fort, »... was vermutlich für die meisten der von dir aufgelisteten Dinge gilt.«

Jolene und die anderen sahen das ein. Vor allem das Argument der Belastung während der Reise fanden Anklang: Was Jolene da zusammenzählte, das konnte für fünf Personen gut einen kleinen LKW füllen. Auf diese Weise würden wir nie auch nur an der südamerikanischen Küste ankommen.

»Ich schlage vor, so zu reisen, wie wir heute sind. Ohne viel zusätzliches Material. Wir sollten auf das vertrauen, das uns erwartet. Wir sind fünf erwachsene Menschen mit einer Menge Erfahrung. Solange wir zusammenhalten, können wir alles bewerkstelligen und für jedes noch so unlösbar erscheinende Hindernis – und sey es das Schneiden der Fingernägel – eine Lösung oder Alternative finden. Was ich allerdings befürworte«, kam ich zum Ende, »das ist die Mitnahme ein paar guter Messer und Beile, vielleicht auch einer Machete. Wenn wir das unter uns aufteilen, ist es kaum Gepäck, und diese grundlegenden Werkzeuge werden uns auf der Insel sehr von Nutzen sein.«

Wieder stimmte man meiner erhellenden Worte ein, wenn schon sie nach wie vor nur meine eigene Meinung repräsentierten. Beinahe war ich enttäuscht, daß man meinen

Ansichten solch widerstandslosen Glauben entgegenbrachte, als sich Lugus zu Wort meldete. Er hatte mir aufmerksam zugehört, das beschwor er mir, doch wollte er nicht vollkommen unvorbereitet auf der Insel eintreffen. Er machte seitdem wohl seine eigenen Pläne und stellte eine eigene Ausrüstungsliste zusammen.

Ich dagegen dachte nur an die Zukunft; die Unabhängigkeit, die ich stets angestrebt hatte und der ich umso näherkam, je weniger ich aus dieser Welt mit nach Dulcedo brachte. Einerseits wäre es keine den Geist stärkende Herausforderung gewesen, andererseits erschien mir zuwider, Dinge aus der bequemen Zivilisation an einen so heiligen und so rauhen Ort mitzunehmen. Selbst wenn ich eine Brille getragen hätte, hätte ich keine mitgenommen; nicht für den Glauben an wundersame Heilung durch das Milieu der Insel, sondern weil ich mich gut mit meinem Schwächen und Kränkungen abfinden kann, solange ich nur in Freiheit lebe. Würde ich eine Brille mitnehmen, von ihr abhängig sein und mich in jeder Situation auf ihren Gebrauch verlassen ... – was täte ich, wenn irgendwann ein Glas zerbricht? Dann bin ich nämlich wieder dort, wo ich heute bin: Hilflos und unfähig, die Dinge für meinen eigenen Lebenserhalt ohne fremde Hilfe anzufertigen. Und so wollte ich gerne mit allen auferlegten Einschränkungen und Unbequemlichkeiten leben.

15 Vor dem Weg

Mein Herz schlug wild, als uns Menuita nach einem weiteren Tag der Recherche mitteilen konnte, daß der nächste

Flug direkt nach São Paulo und weiter nach Santiago in nur zwei Wochen stattfinden würde. Die Preise für ein Ticket waren mittlerweile horrend gestiegen und mehr als dreimal so hoch wie noch vor zehn Jahren. Aber unser Geld würde dafür ausreichen.

Unentwegt träumte ich nachts davon, wie wir ins Flugzeug steigen und wir diesen Kontinent ein letztes Mal hinterherschauen; wie wir den Atlantik überqueren und er so endlos wie der Pazifik sey; wir in einer fremden Stadt landen, wo niemand unsere Sprache spricht, aber die Sprache des Geldes versteht; wie wir ein Boot chartern und dann ... – An dieser Stelle verebbt mein Traum jedesmal und ich erwache. Weiter als darüber hinaus träume ich nie, und weiß nicht weshalb.

Während die Tage verstreichen, stellen alle Mitglieder ihre eigene Ausrüstungsliste zusammen und geloben sich auf nicht mehr Gepäck als einen großen Rucksack zu beschränken. So wollen auch meiner Empfehlung folgen etwas einzustecken, das sie an die Vergangenheit erinnern soll.

Lugus studiert die Seekarten und zeichnet viel mit Dreieck und Zirkel; er versucht sich an der Berechnung der optimalen Seeroute unter Einbeziehung der Meeresströmungen und vorherrschenden Winde. Er berechnet den Treibstoff, den unser Schiff mitzuführen hat, um eine Flaute bestmöglich zu überstehen. Der Kalkulation des mitzuführenden Proviantes und Frischwassers widmet sich Jolene und tut sich schwer daran. Zu viele Variablen sind zu beachten und oft tauscht sie sich mit Lugus aus, der die gleichen Schwierigkeiten findet. Manchmal sehe ich sie zusammensitzen und über die infrage kommenden Möglichkeiten plaudern; sie sind freudig und zuversichtlich, verstehen sich gut und

scherzen. Ich mochte diesen Anblick und erinnere mich gerne daran.

Olivia übte sich im Flechten von Schuhen, Hüten und Kleidung; im Nähen mit einem gezwirnten Naturfaden und einem kleinen, hölzernen Schiffchen. Ich selbst belas mich im Bau von Hütten und Betten, Waffen und Fallen, die allesamt nur aus Holz und Pflanzenfasern bestehen sollen.

Am schwersten stellt sich mir die Frage, in welcher Form ich das zurücklasse, das ich mein Leben lang angesammelt habe und das meine hiesige Existenz begründet: Mein Haushalt, meine Bücher, meine Plattensammlung, meine Fotos und anderen Erinnerungsstücke, meine liebgewonnene Kleidung und duftenden Tees im Schrank. Wohin damit? Kann ich dem nicht einen sinnvolleren Zweck zuführen, als es einfach einstauben zu lassen, bis nach vielen Monaten jemand, auf der Suche nach mir, die Wohnungstür aufbricht? Sicher bin ich mir nur, daß nichts von all dem etwas in meinem neuen Leben zu suchen haben soll. Oder sollte ich all meine Besitztümer verschenken, um ein möglichst leeres Leben zurückzulassen?

Lugus hatte es da einfacher, denn er lebte schon jetzt nur von dem, das er am Körper trug. Er hat uns nie Informationen über seine vorherige Lebensweise preisgegeben, und es war in Ordnung und verständlich. Genau dafür begehren wir ja aus dieser Welt zu verschwinden; um uns nicht mehr unangenehmen Fragen zu stellen und endlich frei zu sein. Und frei zu sein bedeutet, sich niemals wieder mit unangenehmen Fragen konfrontierten zu lassen und aus dem Herzen heraus zu sprechen.

Jolene hielt eine herkömmliche Haushaltsauflösung für zu auffällig; sie fürchtete sich unentwegt, daß uns jemand

auf die Schliche kommt und verstand sich unter diesem Aspekt noch viel besser mit Lugus, dem ja auch die generelle Paranoia zu eigen gewesen war. So wollte sie alles so zurücklassen, wie es ist; wenig darüber nachdenken und dem Vernachlässigten einfach den Rücken zukehren.

Olivia war gegensätzlicher Ansicht: Schon seit Wochen reduzierte sie den Inhalt ihrer Wohnung auf das Wesentliche, verschenkte viel und warf auch vieles in die Mülltonne. Sie sah diese Reise wohl eher wie einen Umzug: Eine Gelegenheit, sich von schadender Belastung zu befreien. Und das zeigte sie auch in aller Unverblümtheit.

Eine Stimmung der ehrenhaften, andachtvollen Harmonie stellte sich zwischen uns ein. Als würden wir in wenigen Tagen in einen Atomschutzbunker einkehren und dort für Jahre bleiben; als würden wir uns für einen Gefängnisaufenthalt vorbereiten, oder *die letzte Reise* ins Nachleben antreten. Jeder Gedanke an Gepäck verschwamm zu einer vagen Diskrepanz aus Gewißheit und Mutmaßung; alles Bedachte konnte ebenso notwendig wie überflüssig sein; es gab kein Richtig oder Falsch.

Dieser Gedanke faszinierte mich und so saß ich noch wenige Tage vor unserer Abreise in meiner Wohnung und überlegte, welche der mich umgebenden Gegenstände tatsächlich *bindet*: Waren es die Dokumente, von denen mir mein ganzes Leben lang ihre Wichtigkeit eingeredet wurde? Aber konnten sie wichtig sein, wenn ich mich weder von ihnen ernähren noch von ihnen lernen konnte? Vielmehr noch, wenn sie meine Identität bestätigten und mich in einer Welt der vollkommenen Überwachung die Möglichkeit nahmen, eine alte Identität gegen eine neue einzutauschen?

Und wie würden wir mit Präcipuas Tagebuch verfahren?

Es mit uns nehmen, als Mahnmal . . . , als Inspiration? Oder sollten wir es vor unserer Abreise irgendwohin schicken? Ich löste zumindest diesen Konflikt auf bestechend einfache Art, indem ich es in eine große Bibliothek der Stadt brachte, es in einer Tasche heimlich hereinschmuggelte und mir das unscheinbarste Regal heraussuchte, das sich nur finden ließ. Der Staub auf den Buchrücken bewies mir, daß sich in diesem Bestand schon seit langem niemand mehr umgesehen hatte, und so stellte ich das flache Tagebuch zwischen die anderen Wälzer. Durch Gleichfarbigkeit und unauffällig wie es war – so unauffällig, wie auch Præcipua war! – verschmolz es zu einem unsichtbaren Nichts in einem Büchermeer. So hatte ich etwas hinterlassen, das sich noch immer finden lassen würde, auch wenn wir schon lange tot seien. Genauso hatte vermutlich Præcipua gedacht, als sie damals darin schrieb und ihren Lieblingsstern codierte, mit der Absicht, daß auch jemand anderes nach der Insel zu suchen motiviert sey, um sein Glück zu finden.

Was würden wir tatsächlich mitnehmen und wovon trennen wir uns bereitwillig? Was wird noch während unserer Reise benötigt (Pässe und Kreditkarten?), was kann ich so gleich in der Schublade daheim liegenlassen? Wie ich mich im Prozeß des Aussortierens befand, erfuhr ich mit verblüffender Endgültigkeit, was mir wirklich wichtig war. Ich sah hinab auf meine Hände, die den Tand verschoben, in eine Kiste legten, zum Reisegepäck oder in den Verbrennungsofen. Ganz besonders leicht fiel mir dabei zu entscheiden: Ja oder Nein. Anders als ich erwartet hatte, gab es kein *Eventuell*. In dieser Hinsicht erinnerte mich die Bewertung meines Eigentums und das Knacken von Nüssen oder das Befreien von Fossilien aus dem einbettendem Gestein: In beiden

Fällen gibt es keine *Zwischenphase*: Entweder handelt es sich zum Fossil zugehörig, dann ist das restliche Gestein als Abfall anzusehen. Ebenso ist es, wenn ich eine Walnuß öffnete und Teile der Schale entfernte: Zurück blieb nur der eßbare Kern, nicht mehr und nicht weniger. Was ich nicht als eßbar befand, das war eben Abfall.

Und ähnlich gefährlich war ja auch die extrem gegensätzliche Eindeutigkeit bei der Frage des Glaubens: Glaubt man oder glaubt man nicht? Existiert ein Gott oder ist man Atheist? Gehörst du zur Gruppe oder nicht? Dazwischen existiert gar nichts. So ließe sich die Menschheit auch danach einteilen, ob sie bei einer auf Glauben basierenden Streitigkeit nur den unmittelbaren Andersdenkenden bekehren will; oder alle seine Anhänger. Oft genug in der Menschheitsgeschichte wurde das Wort *bekehren* durch *auslöschen* ersetzt. Und aus diesem und anderen Gründen wollen wir hier weg.

In den letzten Tagen vor unserer Abreise wurde alles sonderbar still um die Gruppe; in Hinblick auf die kommenden Reise, die sich nun angesichts der gebuchten Flüge nicht weiter nach vorne ziehen ließ, ging jedermann seiner eigenen Dinge nach. Wie wir verabredeten, sollte sich jeder noch einmal um seine unvermeidbaren Belange kümmern, auch wenn es einige von uns gar nicht mehr erwarten konnten aus dieser Existenz herauszuschlüpfen. Auch ich genoß die freie Zeit; meine letzten Stunden in der Zivilisation. Und ich wurde immer philosophischer in meinen Gedanken; eine Art Vordeutung auf die kommenden asketischen Jahre, in denen sich mein Geist vollkommen entfalten würde.

War mein Entschluß ein Fehler? War es falsch, was ich vor Monaten begonnen hatte? Sollte ich Demut oder Schmach empfinden, weil ich mich gegen das Leben mit meinesglei-

chen stelle? Oder Scham wegen Heuchelei, weil ich dieses Ziel nicht öffentlich propagandiere? Ich denke: Nein. In jeder Weise.

Andererseits ließ sich meine Erinnerung nicht verleugnen, in der ich schon einmal so eine übereilte Entscheidung getroffen hatte, blind und blauäugig, die im nachhinein als Fehler zu werten ist. Ich bin mir sicher, daß jeder Mensch so eine Erfahrung gemacht hat. Um solche Fehltritte zu vermeiden, habe ich mir Geduld angewöhnt: Denn erscheint es dir heute wichtig und in Jahren nicht mehr . . . – was so wandelbar ist, kann unmöglich von Bedeutung sein! Nur hatte ich bezüglich unserer Reise nach Dulcedo keine Möglichkeit, diese Maxime anzuwenden.

Nie geht etwas glatt, das man bis ins letzte Detail geplant hat; noch nicht einmal Angelegenheiten, mit denen man sich viele Jahre beschäftigt hat und alle Eventualitäten berücksichtigt glaubt. Aber dieses Risiko bestand immer, und bei dem Dulcedo-Projekt wird es nicht anders sein. Aber möglicherweise ist es das letzte Risiko, für dessen Mißgang ich mich zu verantworten habe. Dieser Gedanke beruhigte mich ungemein.

Zwei Tage vor unserem Abflug spazierte ich noch einmal zum Brunnen im Wald, wo wir Menuita unsere Absichten einst vorstellig gemacht hatten. Ich brauchte fast zwei Stunden für den Weg und war wiederum an die Analogie zur Insel erinnert: Bedächtig, aber mit willentlicher Gewißheit lief ich auf ein einzigartiges, vor der Welt verstecktes Ziel hin; mit dem Unterschied, daß ich heute den Weg genau kannte und ich auch wieder von dort zurückkehren konnte.

Stundenlang saß ich im Dunkel des Waldes und fragte mich, ob ich so einen Forst jemals wiedersehen sollte.

Ich mochte den Wald sehr, und alles was darin lebte. Aber vielleicht basierte die Liebe nur auf der Gewöhnung an diesen Lebensraum; weil ich selbst Teil desselben war, obwohl ich nicht wirklich darin hauste oder mich daraus ernährte; obwohl ich so anders als die Wald-Tiere aussah, mich nicht tarnen oder Erdhöhlen graben konnte; obwohl uns augenscheinlich nichts verband, außer der Tatsache, daß wir beide durch die komplizierte Lebewelt der menschlichen Gesellschaft zugrunde gingen. Vielleicht würde ich auf Dulcedo auch einem ganz anderen Habitat begegnen und mir, in diesem ruhend, die gleiche Frage stellen: Gibt es den Wald um den Brunnen noch, mit dem ich damals zusammen in Trauer riet? Denkt er auch an mich und vermißt seinen einzigen menschlichen Besucher? Mir bliebe nichts, als in Gutdünken meine besten Wünsche auszusprechen, und zurückzusehen auf eine Welt, die von nun an nur noch in meiner Erinnerung existieren sollte.

Am letzten Tag vor der Abreise zum Flughafen rasierte ich mir meinen angestammten Bart ab; jenen Bart, durch den ich immerzu meine Hände fuhr, wenn ich wieder einmal in philosophischen Gedanken versank. Diesmal brauchte ich etwa eine dreiviertel Stunde dafür, viel länger als sonst, und ich ging besonders gründlich vor.

Was bedeutet es, wenn man ein Werkzeug wie ein Rasiermesser ein letztes Mal in den Händen hält? Wird man es vermissen? Oder erst, wenn man es wieder braucht? Vermißt man es denn zwischen zwei Rasuren? Werde ich es vermissen, wenn ich eine alternative Möglichkeit zur Rasur gefunden habe? Ich wußte, daß sich in den nächsten Tagen und Wochen eine ganze Menge Überraschungen ergeben würden; Erstaunliches in Hinblick auf die Umkehr der Wer-

te von Erfahrung, Gewöhnung und Verheißung. Ich würde mich anpassen müssen, so wie ich es versprochen und großschraubig angekündigt hatte. Ich wäre dazu genötigt, denn ich hätte keine andere Wahl.

Doch letztendlich war ich mir auch dessen bewußt, daß keine der zu erwartenden Einschränkungen eine Verschlechterung meiner derzeitigen Lebenssituation bedeuteten. Denn *leben*, das tat ich nur in mir drinnen, in meinem Geist. Und solange der nicht frei arbeiten durfte, war auch dem Rest des Körpers die verschuldete, dahingeheuchelte Freiheit der koexessiven Weltanschau nicht nur gleichgültig, sondern gänzlich unerheblich.

So gab ich mir Mühe bei meiner Rasur, und versuchte zu verstehen, warum ich eigentlich all die Jahre einen Weg gegangen war, den schon tausend andere gingen und von dem man mir suggerierte, es sey der Beste. Hatte jemals jemand in Betracht gezogen, daß die Gesichtsrasur der Moderne nur eine Art Mode, etwas Kulturelles sey? Etwas, das daraus resultierte, weil irgendjemand vor vielen Jahrhunderten das unrasierte Gesicht des Mannes als *wild* und *unangemessen* verschrie? Nun stehen wir da, als heutige Menschheit, und richten uns ohne Nachzudenken noch immer nach solchen Maßgaben. Niemand zweifelt sie an, niemand widersetzt sich oder fühlt sich auch nur unwohl beim Befolgen derselben.

Ist nicht bemerkenswert seltsam, daß dasselbe auch für die uns auferlegten und verbotenen Worte gilt? Für Religionen und *andere Handlungen*? Welche unsichtbare Macht bestimmt uns, wenn nicht wir selbst zum Zwecke eigener Freiheit? Ist es nicht furchtbar, daß man solche mir ganz selbstverständlich erscheinenden Angelegenheiten wie Meinungs-

und Religionsfreiheit gesetzlich verankern muß?

Und in der Tat sollten die Menschen vielmehr ihrem Herzen und Gewissen, dem Sinnbild ihrer Vernunft folgen. Nicht umsonst ist uns von der Natur Instinkt gegeben worden, den speziell wir Menschen allein dazu besitzen, ihn zu entschlüsseln und zu formen, zu nutzen im Sinne der Wohlgestaltung unserer Welt und Gemeinschaft. Nichts anderes, so ist es meine Meinung, steht dahinter: Folge man der Vernunft und dem, das man für richtig und gewissenhaft vertretbar hält, und man tut das, wofür man existiert.

Glücklicherweise gibt es eine Sache, die gleichsam der größte Fluch des Menschen, wie er auch sein größtes Glück ist: Es ist die Gewißheit, daß die eigenen erlebten Erfahrungen und Erinnerungen nicht seit Geburt an seine Kinder weitergegeben werden. Jede Generation wird dadurch zum Neuerwerb von Fehlern und vernünftigen Lösungen verurteilt. Man denke nur die Erfahrungen aus Kriegen, die mit der verlebten Generation aussterben, aber nicht weitergegeben werden können; so beginnt der folgende Mensch jungfräulich und mit reinem Geist, der furchtbaren Erinnerungen ungeteilt; aber auch das birgt wieder das Potential, den Verleitungen der Eltern abermals zu unterliegen: Am Krieg Gefallen zu finden und die verdenklichen Schicksale aufs neue zu begehen.

Bedrückt kehrte mein Blick aus dem Badezimmer-Spiegel in meine Augenhöhlen zurück und reflektierte sich selbst im Rahmen seiner Endlichkeit. Ich zwinkerte mit den Augen. Nun war ich wieder ich selbst.

Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg: Wir würden niemals zurückkehren. So oder so.

16 Auf dem Weg

Am Tag des Abflugs verabredeten wir uns für die Mittagszeit am Flughafen, direkt am Abflug-Schalter. Ich und Lugus fuhren mit einem Taxi an, während Olivia Menuita und Jolene mit ihrem Auto mitnahm und dieses dann am Parkplatz stehenließ. Sie würde es ja niemals wieder fahren können.

Lugus, mit dem ich am Flughafen in einem Café in der Flughafenhalle auf die anderen wartete, war bereits jetzt einigermaßen nervös. Wie ich war er Realist und Zweifler zugleich, und ihn erregte weniger das Ziel unserer Reise als die Erwartung, ob jede der geplanten Etappen auch wie vorausgesehen eintreten würde. Er würde wohl erst daran glauben, wenn wir auf See wären.

Immer wieder schaute ich unruhig, von Kleinigkeiten abgelenkt, um mich, als hätte ich etwas zu verbergen oder würde etwas Verbotenes tun wollen. Dabei war im Grunde an unserer Reise nichts Illegales zu finden. Zur Beruhigung meiner Gedanken redete ich mir trotzdem ein, daß ich nur ein ganz normaler Tourist sey, der für verdammt viel Geld in den Urlaub fliegt. Um meine Tarnung perfekt zu machen, habe ich mir extra eine paar Entschuldigungen zurechtgelegt, um nicht etwa beim Zoll erklären zu müssen, weshalb ich keinen Koffer dabei habe oder mein Koffer gar leer sey. Also legte ich eine Badehose, Duschgel, Handtuch, Unterwäsche und dergleichen in einem einfachen Koffer und signierte ihn im Inneren mit meinem Namen.

Lugus dagegen machte kein großes Geheimnis aus unserer Reise, auch wenn ich anderes von ihm erwartet hatte. In eine handliche Mappe hatte er gefaltete Seekarten ge-

steckt und sein Koffer enthielt zahlreiches Zubehör, das auf einen Aufenthalt in der Wildnis schließen lassen konnte: Schnüre und Haken, Verbandszeug, Feuerzeuge und eine Feile, Schnürsenkel, Fernglas und so weiter. Nichts Gefährliches, aber auch nichts sehr Unauffälliges. Lugus sagte mir, er wollte auf jede Eventualität vorbereitet sein. Ich zielte auf dasselbe ab, nur interpretierte ich meine Vorbereitung dahingehend, daß ich alles Notwendige im Kopf mit mir herumtrug. Tatsächlich war mein Koffer-Gepäck nur bis zu unserer Ankunft im Süden Chiles von Nutzen und würde anschließend zurückgelassen werden. Allein die Kleider am Leib und eine wärmende Decke wollte ich bei mir behalten.

Der Rest der Gruppe traf pünktlich ein und wir begrüßten uns, als hätten wir uns seit Monaten nicht gesehen. Menuita fiel auf, weil er sich den Kopf kahl geschert hatte – das war wohl so etwas Ähnliches wie meine Rasur. Olivia trug ein weißes Baumwollkleid und strahlte vor Freude übers ganze Gesicht. Jolene war so nervös wie Lugus und bewies mir ihre unerfahrene Jugend. Ich war zwar nur ein paar Jahre älter, hatte aber schon die direkte Gefangenschaft erlebt und anderen Menschen das Leben genommen. Was ich zu verarbeiten hatte, würde mich bis an mein Lebensende beschäftigen, ob ich nun hierbliebe oder auf der Insel Dulcedo. Lugus und Jolene jedoch sahen die Welt noch mit getrübtetem Blick, gleichzeitig aber mit dem Potential für *Erkenntnis*. (Das fehlte den meisten anderen Menschen.) Deshalb waren sie Teil dieser Gruppe; deshalb waren sie wie ich in jungen Jahren.

Eine Stunde später bestiegen wir das Flugzeug. Bei der Paß-Kontrolle und der Durchsuchung des Gepäcks traten keinerlei Besonderheiten auf, außer daß der Zöllner sich

darüber wunderte, daß Olivias Koffer voller Baumwollkleider war. Wie ich mit einem Ohr hörte, log sie ihm vor, daß sie als Schneiderin eine Freundin besuche und die Kleider an deren Körper anpassen sollte.

Kurz darauf saßen wir im Flugzeug und hoben ab. Selbstverständlich hatten wir die Tickets alle einzeln gekauft, um nicht unsere Zusammengehörigkeit als Gruppe zu verraten. Wer wußte schon, welche perfiden und gesellschaftsschädlichen Absichten man unserer Vereinigung nachsagen konnte! Diese und andere paranoische Fragen quälten mich noch eine ganze Weile, ehe ich mit zunehmender Flughöhe auch an Sicherheit gewann, daß (noch) niemand verstand, was wir eigentlich Verrücktes vorhatten. Dann schlief ich ein paar Stunden.

Auf halber Flugstrecke erwachte ich und schaute aus dem Fenster – überall nur das Blau des atlantischen Meeres. An diesen Anblick würde ich mich wohl gewöhnen müssen.

Ein schlechtes Gewissen bekam ich schließlich, als ich darüber nachdachte, daß bereits der Flug um die halbe Welt ein ökologischer Wahnsinn ist. Immerhin habe ich mich jahrelang über den verwerflichen Umgang mit der Umwelt echauffiert, und nun nutze ich dasselbe schädliche Werkzeug für mein egoistisches Vorhaben, ... zur Erfüllung meines Glücks. Allerdings war unser Flug auch ein einmaliges Ereignis; sozusagen der letzte Fehltritt unseres Lebens, nach welchem wir uns aus allem heraushalten wollten.

Etwas traurig schaute ich außerdem durchs Fenster im Gedanken, daß all das – die Suche der Insel, der Flug usw. – nicht notwendig seien, wenn wir nur in unserer angeborenen Heimat glücklich leben könnten! Es ist ja nicht so, daß mein Zuhause landschaftlich nicht anziehend sey (man

erinnere sich an den Brunnen im Wald) oder es an Arbeit mangeln würde, sodaß man zum Gehen gezwungen ist. Auf der anderen Seite muß ich ebenfalls verneinen, daß ich vom romantischen Idyll einer tropischen Insel angezogen werde!

Nein, Dulcedo ist allein wegen ihrer isolierten Lage ausgesucht worden; für die meisten käme das dauerhafte Leben an so einem Ort eher einer Verbannung oder Gefangenschaft gleich, als dem Lebenstraum. Für mich ist es genau andersherum: Ich befreie mich selbst aus der Gefangenschaft des Festlandes und wende mich an den einzigen freien Ort auf dieser Welt; denn es ist der einzige Ort, den niemand kennt.

Abermals rief sich mir Nordamerika ins Gedächtnis, die gesperrte Zone: ebenfalls fast unbewohnt, mit viel landschaftlichem Potential. Aber der ganze Kontinent steht im Grunde unter Überwachung, wartet nur darauf wieder bevölkert zu werden. Die Überlebenden kämpfen gegeneinander, Mißtrauen ist allgegenwärtig. Vielleicht lebt man drei Jahren, ohne einem Menschen begegnet zu sein, um dann, von heute auf morgen, von einem im Schlaf erstochen zu werden. Vielleicht findet man in absehbarer Zeit eine Impfung gegen die Seuche und die Vertriebenen kehren zurück; sie verdrängen immune Siedler wie mich, mit der Begründung, daß dies schon immer ihr Land gewesen sey – was könnte ich dem schon entgegnen? Ein Überlebenskampf wird auch das Inselleben werden, aber wenigstens muß man nicht ständig hinter seinen Rücken schauen.

Von der staatenlosen Insel Dulcedo konnte man freilich keinen Besitzanspruch behaupten oder fordern. Solange wir auch dort leben würden; wir dürften Dulcedo nie *unsere Insel* nennen, denn sie soll frei bleiben wie unsere Ideale. An welches Land die Insel anzugliedern sey? Dem Land, das

am nächsten liegt? Oder wäre Dulcedo ein eigenes Land? Das Land *Dulcedo*? Sogleich mit dem Zwang verbunden, eine eigene Flagge und Nationalhymne zu haben?

Warum kann Dulcedo nicht für alle Zeiten staatenlos bleiben? – Ich habe nie den menschlichen Trieb verstanden, alles über dem Wasserspiegel befindliche Land irgendeiner Herrschaft unterzuordnen, sey es nun eine Insel im Meer oder eine Kiesbank zwischen zwei Fluß-Strängen (da Flüsse oftmals die Grenze zwischen zwei Staaten definieren, kann eine Insel *im* Fluß durchaus zu Besitzstreitigkeiten führen!). Selbst die kleinsten Inseln eines Archipels werden zusammengefaßt und *einfach so* von einem Staat annektiert, das möglicherweise viele tausend Kilometer entfernt liegt. Doch weshalb?

Bodenschätze? Die Option, das an sich gerissene Land irgendwann bevölkern zu können, wenn der Boden des Haupt-Landes verseucht ist? Um etwas zum Handeln zu haben, wenn es bei den nächsten politischen Gesprächen an Karten in der Hand fehlt? Selbst Inseln, die sich durch vulkanische Aktivität soeben über die Meeresfläche erhoben haben, müssen sofort einem Land zugewiesen werden. Das erinnert an die unfreien Menschen der heutigen Welt, die sogleich nach ihrer Geburt gekennzeichnet und katalogisiert werden; denen ein Namensband ans Handgelenk gelegt wird, obwohl der Körper noch in der Mutter steckt; die mit den Fesseln der Moderne gebunden werden, kaum daß sie den ersten Atemzug machen. Gab es nicht auch eine Zeit, in der die Mutter ein Kind hervorbringt und ihm erst nach mehreren Tagen einen passenden Namen vergibt? Ist heute undenkbar.

Ich erwachte aus einem Traum in jenem Moment, als das

Flugzeug auf der Landebahn aufsetzte. Es waren nur rund 40 Passagiere an Bord, viele der Sitzreihen waren also ungenutzt und mit Koffern, Kisten und anderen Dingen belegt, sodaß dieser Flug einerseits allgemeines Frachtgut, andererseits Passagiere befördert hatte. Aber so ist das eben im Krieg: Das Vorhandene wird bestmöglich umfunktioniert.

Kaum standen wir außerhalb des Flugzeugs, drückte uns die schwere Luft wie ein dicker, warmer Fell-Mantel zu Boden. Es bemühte mich sehr mir einzugestehen, daß ich mich besser an diese Hitze gewöhnen sollte, schließlich würde es auf Dulcedo ganz ähnlich sein. Vor den anderen ließ ich mir jedoch nichts anmerken.

»Wie weiter?« fragte ich Menuita, als wir uns als Gruppe in einer ruhigen Ecke des Flughafengebäudes versammelt hatten.

»Zunächst kommt der zweite Teil unserer Flugreise, der findet allerdings erst morgen statt. Entweder suchen wir uns eine Bleibe, oder wir nutzen die Bänke als Schlafplatz. Dann müssen wir uns nicht erst in die undurchdringliche Innenstadt von São Paulo wagen.«

Jeder von uns gab sich damit einverstanden, die Menschenmengen so weit wie möglich zu meiden. So blieben wir über Nacht in der Flughafen-Halle und ruhten, etwas unbequem, auf dem Boden und zwischen den Bänken. Mitten in der Nacht erwachte ich durch irgendein Geräusch.

Im Schein blinkender, grüner und roter Lichter, und im Lichtkegel der Restaurant-Stände, der Schilder-Beleuchtung und aller anderen Dinge, die den Schlaf in unmittelbarer Nähe zu so einem Gebäude verhindern, schlug ich die Augen auf und erkannte sogleich Jolene und Olivia, die sich nebeneinander dahingelegt hatten. Aber da lag auch Me-

nuita ganz dicht bei Jolene und sie schien sich an ihm zu wärmen. Ein herzliches, schweres Lächeln bürdete sich mir auf.

Nur Sekunden darauf erwachte auch Jolene und hatte sofort erkannt, daß ich sie beobachtete. Sie stand auf und wir gingen ein Stück durch die abgedunkelte Halle.

»Ich weiß, daß du allen Männern gegenüber mißtrauisch bist«, begann ich aus der Not heraus zu erzählen: »Obwohl ich den Eindruck gewonnen habe, daß du und Menuita euch gut versteht?!«

»Ich weiß, was du meinst, Sully«, lächelte sie mir müde zu: »Anfangs war ich wirklich ein wenig mißtrauisch, als immer mehr Männer zu der Gruppe fanden. Aber das betrifft nicht *dich*! Von dir weiß ich, daß du dich, außer für mein ... Wesen ... nicht für mich interessierst.«

Ich nickte väterlich distanziert: »Und weiter?«

»Na ja, normalerweise sind mir solche Situationen nicht fremd. Recht schnell finden die gleichen Interessen der Männer zueinander, die mich fortan als das sehen, was sie eben gerne sehen wollen. Ich gestehe ein bemerkt zu haben, daß Lugus und Menuita mich anfangs schon ein wenig angestarrt haben. Sie dachten, ich merke es nicht, aber geübte Blicke werden immer von Vorzügen gedeckt.«

»Na ja, Lugus hat bestimmt nach dir geschaut; ihr seid ja beinahe im gleichen Alter. Und wenn ich mich an meine Jugend erinnere, war ich recht ungezügelt im Nachschauen jedes Weiberrocks. Vielleicht *mag* er dich einfach?«

»Sully!« wies sie mich verlegen zurecht und grinste.

»Hast recht«, entschuldigte ich mich: »Aber davon abgesehen – Von Menuita kann ich mir nicht vorstellen, daß er dich aus Lüsternheit beglotzen würde.«

»Sagst du das, weil wir jetzt eine Gruppe sind und alle zusammenhalten sollen? Und wenn mich einer von ihnen belästigt, muß ich dann noch immer gute Miene spielen?«

Jolene wirkte beinahe etwas streitlustig, obwohl ich es gar nicht so gemeint hatte: »Eigentlich wollte ich sagen, daß mir Menuita zu aufrichtig vorkommt für so ein Verhalten.«

»Ja! Genau das dachte ich mir auch!« unterbrach sie mich, »Deshalb habe ich ihn auch direkt darauf angesprochen!«

Ich staunte nicht schlecht; das hatte ich ihr nicht zuge-
traut: »Und was sagte er dazu?«

»Nun, die Konfrontation ergab etwas . . . Unerwartetes.«
Ich hob die Augenbrauen, damit sie weiterredete: »Er sagte mir, er sey homosexuell. Er sagte auch, daß er mich nur aus dem Grund anstarrte, weil ihn meine ›im Gesicht lesbare Zufriedenheit‹ glücklich machte. Was sagst du dazu?«

Ich sagte gar nichts. Schließlich war ich nicht so weit-
gereist (und würde noch viel weiter reisen!), um mir eine Meinung über die Lebensweise anderer Leute zu bilden. Denn das war es ja, das mich aus meiner Heimat zur Flucht bewegt hatte. Seit jeher befand ich, daß, solange man mir nichts Böses antun will, mir die Gesellschaft jedes Menschen jeder Gesinnung, Rasse oder Religion willkommen ist.

Das kleine Gespräch war außerordentlich schlaffördernd und ich fragte mich, wie ich Menuita am nächsten Morgen sehen würde: mit Abscheu? Als Verräter? Als Außenseiter? Tatsächlich sah ich nur das, was wirklich wesentlich war: Seine Vernunft, seine Weisheit, sein Weitblick. All die Eigenschaften, die ich von ihm, einem guten Freund, erwartete.

Nach weiteren sieben Stunden Flugzeit – denn die Flugroute mußte den Ausläufern der Kriegsgebiete angepaßt

werden – landeten wir schließlich in Santiago, an der Pazifikküste. Wir verloren auch keine Zeit und hielten uns an den Plan.

Zunächst mußte *das Paket* abgeholt werden. Wie vereinbart, hatte Jolene mit der Luftpost eine Kiste versendet, in der diejenigen Werkzeuge lagen, die wir nicht über unseren Passagierflug mitführen konnten.

Sogleich begaben wir uns zu den Postfächern, an denen man eingeschickte Luftfracht entgegennehmen konnte: Am Schalter sprachen wir mit einer wenig sympathischen Person und verlangten die auf uns wartende Kiste. Minuten später stand sie vor uns: etwa einen halben Meter breit und tief, und ebenso hoch. Auch diesmal suchten wir nach keinerlei Aufmerksamkeit und brachten die Holzkiste in eine ruhige Ecke, um sie zu öffnen und die Fracht aufzuteilen. Zwischen Stroh und anderem Packmaterial fanden wir drei kurze Beile, eine ausklappbare Bügelsäge mit Ersatz-Blatt sowie für jeden von uns ein kurzes Messer. Jolene hatte außerordentlich robuste Messer ausgesucht, die auch vom schwedischen Militär benutzt würden, wie sie uns erklärte. Soweit ging unser Plan auf.

Wir stecken das schwere Gerät in eine eigens dafür vorgesehene Tasche und folgten Menuita zum nächsten Teil der Reise. Abermals war alles im voraus eingeplant worden und er nahm am Schalter für einen Mietwagen-Verleih direkt hier am Flughafen einen Autoschlüssel und Papiere entgegen. Ohne auch nur ein weiteres Wort oder einen verschwenderischen Blick auf die Skyline Santiagos zu verlieren, setzten wir uns ins Auto und bewegten uns über die nächste Autobahn nach Süden.

Olivia fand Zeit für die Überprüfung unserer Finanzen:

Bis hierher hatte uns die Reise fast die Hälfte unserer Ersparnisse gekostet, denn Verbrennungskraftstoffe, für Flugzeuge wie für Autos, werden seit Jahren hochbesteuert. Auch die Werkzeuge guter Qualität wurden teuer erstanden. Mich kümmerte diese Rechnerei wenig; denn sobald wir es aufs offene Meer schaffen sollten, wären alle Gedanken an Vermögen hinfällig. An einen Ort zu reisen, an dem uns trotz fehlenden Geldes das größte Glück der Welt zuteil werden konnte, bedeutete insofern eine Reise ins unerreichte Nachleben; die Grenze des Vorstellbaren zu überschreiten. Hier mußte also alles enden.

»Schaut mal!« sprach Lugus ganz außer sich vor Aufregung: »Irgendwo da drüben liegt die Insel!« – Er zeigte aufs weite Meer hinaus, denn wir fuhren seit Stunden beständig an der Küste entlang. Mein Blick folgte seinem Finger, und er hatte recht. Auch wenn ich von Zuhause aus mit meinem Finger in diese Richtung zeigen und dieselbe Aussage treffen konnte, waren wir nie zuvor näher an Dulcedo: Innerhalb eines Tages hatten wir die Distanz zwischen uns und der Insel halbiert, und von nun an konnte sich die Entfernung nur noch verringern.

Und abermals bezweifelte ich unser bis hierin erfolgreiches Unternehmen im Sinne eines gewünschten Traumes: Nicht zu fassen, daß wir es bis hierhergeschafft hatten!, dachte ich bei mir. Daß wir in wenigen Stunde auf ein Boot steigen und die letzte Reise unseres Lebens antreten sollten, war mir gleichermaßen unvorstellbar wie kaum länger abzuwarten. Dennoch war nichts gewiß.

Die schwerste uns noch bevorstehende Prüfung lautete herauszufinden, ob diese Insel tatsächlich existierte, und genau an jener Stelle, die wir errechnet hatten, ein Stück

Land im Ozean auf uns warten würde. Nach Südamerika und Santiago zu finden, war ja auch einfach, denn man findet diese Orte auf jeder Karte. Aber was ist mit den Orten, die es eigentlich gar nicht geben darf?

Es kam, was immer kommt, wenn alles *zu gut* klingt: Skepsis. Und Skepsis ist es wohl auch, die Menschen von Tieren unterscheidet: Wenn ein Angebot zu verlockend erscheint, eine Situation zu viel Glück verheißt ... – Wo das Tier seine Chance sieht, ahnt der Mensch sein Verderben. Ob mir wohl dieselben Gedanken kommen, wenn ich im unfäßbaren Blick nur einen Kilometer vor Dulcedos Küste treibe?

Nach etwa zehn Stunden Autofahrt erreichten wir Puerto Montt. Menuita hatte bei seinen Reisevorbereitungen die Insel Chiloé ausgewählt, weil sie etwa auf dem gleichen Breitengrad wie Dulcedo lag und wir uns somit nur noch westwärts bewegen mußten. Aber fast noch wichtiger war, daß die Bewohner Chiloés allesamt als gute Segler gelten; ein brauchbares Boot für unsere weitere Reise aufzutreiben, sollte also kein Problem darstellen. Nach Puerto Montt verlief, von Santiago aus, auch mal eine Flugverbindung, deren Dauer lediglich zwei Stunden währte. Aber so ist das eben im Kriegsgebiet: Die Verbindungen zur weiten Welt werden gekappt, man besinnt sich wieder auf die ursprüngliche, eingeschränkte Erreichbarkeit, der auch ich in jedem Moment, da man ein neues Mittel zur globalisierten Kommunikation präsentierte, nachtrauerte.

Von Puerto Montt aus reisten wir weiter nach Ancud, um zu einem direkt an der Pazifikküste gelegenen Hafen zu gelangen. Heiß brannte die Sonne und schwer roch die Luft nach den Abgasen der herumfahrenden Panzer. Ein

paar Gefechte schien es auch hier gegeben zu haben, obwohl Chile offiziell nicht im Krieg lag. Aber die Anzeichen dafür waren überall sichtbar. Menuita kommentierte, daß die Beschädigungen der Häuser möglicherweise auf eine Auseinandersetzung zwischen Volk und Militär zurückgehe – der übliche Streit um Rechte, Lebensraum und Wasser. Das war hier in Chile nicht gesünder gelöst als bei uns in Europa.

Mit einer gewissen Abfälligkeit schaute ich daher auf das Wesen der hier lebenden Menschen, nun da wir Fünf einen Ausweg gefunden hatten. Aber wollten wir auch nur einen von ihnen retten und mitnehmen? Und dann noch einen und noch einen, bis das Boot überbevölkert sey und dann auch die Insel Dulcedo? Jenes zarte, unberührte Land, das der Öffentlichkeit so sehr ausgeliefert wäre wie ein Stück Fleisch einem zehn Tage hungernden Wolfsrudel?!

An dieser Stelle bewies ich mich in meiner Eigensucht, und wollte das Wissen um Dulcedo schützen und verheimlichen, notfalls töten, um nicht enttäuscht zu werden. Der vernünftige Menuita hätte mir an dieser Stelle geraten zu bedenken, daß uns ohnehin niemand die Geschichte des rettenden Inselchens (das auch erfunden sein mochte!) geglaubt hätte.

Auch bei unserer Ankunft in Ancud waren die Zeichen des Krieges nur zu deutlich: Der kleine Ort zeigte einige beschädigte Gebäude. Cafés und Geschäfte an der Uferpromenade wechselten mit stark beschossenen Hausreihen ohne Dächer und Fenster. Eine mit Einschußlöchern übersäte Hausfassade war umstellt von Wachsoldaten und Militär-Jeeps; andernorts hatte man an einer Straßensperre eine Schranke errichtete und fragte Passanten nach ihren Pa-

pieren. Wir aber ignorierten diese Wahrheit, verschlossen unsere Augen. Wie wir uns vom Ortskern wieder wegbewegten, sahen wir uns immer nur als Touristen: Unbeteiligt und naiv. Aber in mir drin zürnte es und ich verachtete jedwede, unentrinnbaren Netze aus Militär, Regeln und Politik. Wir, die Bürger jener Netze, waren nur dazu bestimmt, uns in ihren überschaubaren Grenzen zu bewegen und friedlich vor uns hin zu blubbern. Die Fischer aber ... – das waren ganz andere.

Wir sind zwar alle Menschen, sehen uns jedoch nicht als Menschheit – unser Glauben an eine friedliche Welt endet an der Länder-Grenze, so wie auch wir in dieser Nation landeten und sie uns fremd wie ein anderer Planet erschien: Zu unterscheiden so schwer von dem Gewohnten, daß man sie zunächst nur mit stummer Aufmerksamkeit beglotzt, bis man, leider zu spät, bemerkt, daß sie einem zur Integration viel zu andersartig und unveränderbar sey. Was nützt da auch zu rufen: »Sehen wir uns endlich als Ganzes und schaffen das letztlich uns selbst schadende Militär und die Geheimdienste ab!«? Für so etwas war es jetzt vorbei.

Es dauerte keine drei Tage, da hatte ich beinahe alle Erinnerungen an unsere Ankunft in Ancud verdrängt. Weder konnte ich mich an die Freundlichkeit in den Gesichtern der Anwohner erinnern, noch daran, ob ihnen die Kriegsangst in den Augen stand. Auch ließ sich nicht mehr mit Bestimmtheit festlegen, ob es da noch andere außer den Einheimischen gab; andere Touristen, Journalisten oder sonstige Reisende. Wir verließen diesen Teil der Welt, wie wir ihn betreten hatten: Steril und losgelöst von jeder Schuld.

Als wir erst einmal die vorgelagerten Inseln mit den Kolonien nistender Pinguine überwunden hatten und uns einige

Stunden auf offener See befanden, fiel mir der Gedanke ans Vergessen gar nicht mehr so schwer. Was zuvor Sorge hieß und mir schlaflose Nächte bereitete, wandelte sich jetzt, da unser Weg unumkehrbar geworden war, in eine Form der beruhigenden Zurückweisung. Jeder weitere Meter auf See bedeutete, aus immer mehr menschlichen Erinnerungen zu verschwinden. Zuletzt wäre es nur der Eigner des Bootes, der sich an die Gesichter fünf junger Abenteurer erinnerte. Und nach einigen Tagen, wenn wir nicht wie abgesprochen am Hafen einlaufen würden, bemühte er sich eifrig im Angesicht stöhnender Polizisten, aus seinem verbohrteten Gehirn auch nur ein Detail an unser Aussehen zu erwirken. Dabei wünschte uns der gutmütige Mann uns zum Abschied noch eine *Gute Reise*; ein Segen, der üblicherweise einzig für einen gerade erst Verstorbenen reserviert ist.

17 Konvergenz

Menuita hatte ein tüchtiges Schiff für uns ausgesucht. Eine ganze Weile vor unserer Abreise in Europa hatte er sich in Literatur über geeignete, d. h. hochseetaugliche Yachten eingelezen und sich auf Modelle spezialisiert, die einfach zu steuern, nicht zu auffällig und darüber hinaus finanziell erschwinglich seien.

Am Hafen von Ancud hatten wir das Auto geparkt und liefen direkt auf eine der zahlreichen Büros zu, in denen man ein Boot für einen Angel-, Tauch- oder Erlebnisausflug mieten konnte. Man wollte uns allerlei winzige Kähne andrehen, also mußte Menuita es konkreter formulieren: Eine Yacht für fünf bis sechs Personen, für einen mehrtägigen

Ausflug, auch auf dem offenen Meer.

Menuita, der als einziger auch nur angenähert die Landessprache formulieren konnte, gab sich allerlei Mühe, seinen Willen durchzusetzen. Zu meinem Erstaunen führte seine sonst aufdringliche Vernunft nicht zum Ziel. Es war leicht zu erkennen, daß es genügend gewillte Bootseigner gab, jedoch forderten sie alle ausnahmslos den Nachweis eines Segelscheins oder irgendein anderes Papier, auf dem ersichtlich sein würde, daß der Inhaber zum Betrieb und Steuern einer Motor-Segel-Yacht fähig sey. Doch solche Papiere hatten wir nicht. – Sollte unser Plan an einem fehlenden Segelschein scheitern?

Allerlei Beschwichtigungen, daß so etwas nicht notwendig sey – schließlich wollten nur ein paar Freunde eine kleine Tour machen –, stießen auf verhärtende Fronten. Schließlich setzten wir den Hebel an anderer Stelle an.

Wenn ich daran zurückdenke, dann muß ich immer wieder schmunzeln. Auch jetzt noch, da wir schon einige Tage auf See waren und das Festland weit hinter uns gelassen hatten. Inzwischen war der Eigner grau vor Sorge um sein Schiff, während unsere Erinnerung an ihn bereits verblaßt.

Sollten wir Bedenken haben, weil wir dem Herrn im Grunde seine Yacht gestohlen haben? Andererseits haben wir ihm, der sich in Aussicht auf monetäre Vergütung endlich bereitwilliger zeigte, so viel Geld überlassen, daß sich davon leicht ein neues kleines Schiff bauen ließe! Für mich machte das keinen Unterschied: Ich lehnte mich zurück und genoß die schaukelnde See. Im Blick gegen die untergehende Sonne und die an den Bootsrumppf preschende Gischt war alles um mich herum bedeutungslos geworden. Und was danach klingt, als würde ich allein meinen freien Sinnen folgen, in

Anarchie gegenüber der realen Gesellschaft, dem sey gesagt, daß mein Handeln ganz und gar nicht *außer Kontrolle* war. Der Plan, bis hierher zu gelangen, sollte das bereits widerlegen. Mehr noch, ich schien prädestiniert für diese Art von Reise und gesellschaftlichen Widerstand zu sein, als würde der Trieb mich abzuwenden, in meinen Genen begründet liegen! Nur Prinzipienlose würden für Geld ihr Leben aufgeben – ich dagegen gewann mein Leben, nur indem ich alles Geld von mir gab.

Fast hätte sich der Eigner überlegt, uns das Boot zu überlassen, schmunzelte ich noch immer in Gedanken an die Täuschung. Denn er wollte, daß wir einen Reiseplan vorlegen, welche Inseln, Buchten oder Häfen wir ansteuern wollten. Als Menuita ihm, vielleicht etwas voreilig verdeutlichte, daß wir in Richtung Westen aufs offene Meer hinaus wollen, fiel dem Mann ein Schrecken ins Gesicht: Was wollen sie da? Da ist doch gar nichts!, soll er gesagt haben. Also erkauften wir uns mit einem weiteren Bündel Geldscheine sein Übersehen unserer Unzulänglichkeiten. Wie wir hatte er erkannt, daß er für das Geld, das er bereits jetzt in den Händen hielt, uns getrost seinen gebrauchten Kahn überlassen konnte. Und da jede Seite zufrieden war, gab es auch nichts weiter darüber zu berichten.

Der Alte ging mit uns hinunter zum Steg und präsentierte seine Yacht. Das mittelgroße Gefährt wirkte zunächst beeindruckend und geradezu unbeherrschbar auf See. Ein hoher Hauptmast führte von der Mitte des Bootes hinauf und war mit mehreren Querstreben mit Bug und Heck verbunden. Ein Quermast lag in Richtung Heck; Segel waren nicht aufgespannt.

Ich selbst verstand von all diesen Dingen nichts. Ich hätte

nicht einmal gewußt, wie die Motoren einzuschalten seien, geschweige denn wie ein Segel aufzuspannen und in den Wind zu drehen ist. Menuita war weiterhin selbstsicher: Obwohl ich es anfangs für Theater vor dem Eigner hielt, betrat er zielsicher das Deck, prüfte die Kontrollen am Steuerpult, öffnete eine Klappe zum Motorraum und sah sich die Elektronik an. Er nahm die Abdeckung von den Motoren herunter, ging einmal um das Schiff herum und prüfte die Tauen an der Reling. Nachdem er sich einige Minuten alles angesehen hatte – wir anderen standen recht hilflos verlegen herum – nickte er dem Eigner zu und bekräftigte das Geschäft mit einem Handschlag. Für uns sollte das alles ebenso unbesehen, illegal und unkompliziert vonstatten gehen wie für ihn. Wie erwähnt, gab sich jede Partei zufrieden, und damit ist alles gesagt.

Nachdem der Alte guten Gewissens außer Sichtweite gekommen war, rief uns Menuita zur Besprechung des weiteren Vorgehens zusammen – als nächstes mußte Proviant gekauft werden.

Er trug mir und Jolene auf, beim Boot zu bleiben und in zwischen alles genau anzusehen; schließlich würden wir auf dem Kahn einige Wochen leben müssen. Derweil wollte er mit den anderen in die Stadt für den notwendigen Einkauf von Lebensmitteln und Trinkwasser.

Wie auf dem Meer hatte es auch an diesem ersten Tag mit dem Boot angefangen zu regnen. Und wie an diesem Tage suchte ich auch jetzt Schutz unter Deck. Einige Minuten ertrug ich den in der Abenddämmerung auftretenden Nieselregen, bis meine Jacke ganz durchnäßt war. Ich wollte wohl sehen, wie ich die Naturgewalten ertrage, wenn ich sie zu ertragen gezwungen sey. Schließlich verbliebe mir in

beiden Fällen, auf der Insel wie auf dem Boot, einzig die Möglichkeit das Gegebene zu akzeptieren oder über das Meer davonzuschwimmen.

Unter Deck waren die Lichter bereits ausgeschaltet, zumindest im Bug, wo die Gruppe schlief. Am Heck, wo Navigation und Motoren-Steuerung untergebracht waren, hatte Lugus Wache und kontrollierte Kurs und andere Instrumente. Er wechselte sich über den Tag mit Menuita ab. Wir anderen ließen uns nur nach und nach in die momentan komplizierte Steuerung des Schiffes einweisen. Was mich anging, konnte ich auf diesen Unterricht verzichten. Im Grunde (und im Trugschluß meiner Befürchtungen) lebte ich immer zurückgezogener und dachte nur noch an mich. Das soll nicht heißen, daß mich die Individuen hier an Bord nicht länger interessierten! Nur wurde mir jetzt, da wir uns unaufhaltsam auf unser Ende zubewegten, bewußt, wie wenig ich bislang vom Leben verstanden hatte! Erst heute, als ich im Regen an Deck eines Bootes irgendwo im Ostpazifik verbrachte, wurde ich geboren und ließ meine Lebenserinnerungen beginnen! Diese ganze Reise war mir wie die Rücksetzung in einen vorherigen Zustand, an dem ich mich deutlich glücklicher wähnte und der mir dennoch so unbekannt vorkam wie die Offenbarung einer anderen Mutter!

Und weil so viele unbewußt wirkende, gegensätzliche und doch reale Empfindungen auf mich eingingen, gefiel mir auch der Name unseres Gefährts so gut: *Konvergenz*. Der alte Schiffseigner, dem wir diesen Kahn abgeschwatzt hatten, mußte auf unserem Weg über den Hafen-Pier natürlich unbedingt noch eine Geschichte dazu loswerden. Demnach sey er eines Tages im Hafen eingelaufen und begegnete an

seiner Anlegestelle einer Frau, die er einige Monate später heiratete. Dieses große Glück, so schwärmte er, hätte aber eigentlich nie zustande kommen dürfen, denn einerseits lief er sonst nie um diese Zeit im Hafen ein, andererseits hatte die besagte junge Dame das erste Mal ihren Spaziergang zum Hafen verlegt. Diese argwöhnische Zufälligkeit zu ehren, benannte er sein Boot um.

Dieses Gleichnis gefiel mir, und ich legte mich zu den anderen schlafen; schließlich war mir einst etwas ganz Ähnliches widerfahren: Als ich trübselig von Dulcedo erfuhr. Was, wenn ich diesen Beruf nie eingegangen oder Jolene nie von dieser Insel gehört hätte? Zwei Wahrheiten wären aneinander vorbeigetrödelt und hätten nie zu jenem Engagement geführt, das ich im Moment so bewundere und wertschätze. Ein Hoch auf die *Konvergenz*, dem Triebtäter jeder schicksalhaften Begegnung!

Am vierten Tag unserer Reise erwachte ich in einem weitgehend leeren Schlafraum, denn die anderen waren bereits aufgestanden und hatten sich wie immer an Deck verteilt. Nur Lugus lag neben mir und schnarchte unter einer Decke, nun Ausgleich für seine Nachtschicht suchend. Einen Vorhang beiseite schiebend, konnte ich vom Bug durch das ganze Boot schauen. Ganz hinten erkannte ich Menuita, der wieder einmal das tat, was mich schon die ganze Zeit beruhigte.

Konzentriert stand er über einem geöffneten Schacht zum Motorenbereich und goß aus einem Kanister Treibstoff in einen großen Trichter, der auf einem der beiden Tanks auflag. Um möglichst viel der Seereise und auch im Falle einer Flaute mit Motorenkraft voranzukommen, hatten wir beinahe zwei Tonnen Treibstoff mit an Bord genommen. Nun,

da täglich etwas aus dem Reservoir in die Tanks umgefüllt wurde, reduzierte sich auch die Gefahr, aus Versehen in die Luft gesprengt zu werden. Es war nicht viel, aber bedeutete mir etwas.

Mit der Zeit drängte sich mir die Frage auf, was wir für Menschen seien, die die Fortschritte der modernen Gesellschaft verachteten, und uns doch ihrer Errungenschaften und Vorzüge bedienten. – Mit Flüssigtreibstoff, für den wir ein kleines Vermögen bezahlt hatten, trieben wir nun unser Boot ins verheißungsvolle Glück an, ohne uns um die Mittel der Reise zu scheren. Sollten wir Verrückten nicht durchweg mit einem Segel und der Kraft des Windes reisen? Eine Weile verdrängte ich diese unangenehme Frage, die mir immerzu Gewissensbisse bereitete. Und ich wurde ja auch andauernd durch das bloße Brummen des Motors daran erinnert! Trotzdem wirkte die Erwartung, möglichst zügig in Richtung der Insel voranzuschreiten, mächtiger und nach und nach wurde das Motorengeräusch unhörbar und damit auch die Rufe meines Gewissens.

Mit diesem Zwiespalt reisend, vereinten wir eine unnatürliche Gewißheit der Selbstbestimmung mit verherrlichender Anarchie und »Ausreißertum«. Wie lange würde dieser ermunternde Stoß wohl anhalten, bis wir uns durch Läuterung in uns selbst verkriechen; verschmähen und schämen, wofür wir eingestanden sind und was wir verraten mußten, um nun bald im letzten verbliebenen Paradies leben zu dürfen? Sey eine Wende zu erwarten, dem Anreiz der ehrlosen Manifestation plötzlicher Geschick- und Vertrauenslosigkeit folgend?

Nun bald würde mich die Gewißheit bestürzen, daß im Rückschluß absehbarer Gewalten eine Woge des Trostes

mich erreichen und aufrütteln würde, sodenn ich bereit wäre, mich der Ergebenheit meines Verstandes anzubieten. Wie ließ sich sagen, ob sich die anderen ihrer Sache sicher seien, wenn nicht einmal ich es war? Gibt es überhaupt einen Richtwert, wie er in dieser Situation an Objektivität notwendig sey? Und noch wichtiger die Frage: Was bedeutet mir dieser Richtwert?

Nur langsam entkam ich meinen vagen Erinnerungen an eine erträumte Existenz, die mich jetzt erst in die reale Welt zurückführte. Mit all ihren Facetten, seien sie mir als Personen oder Gegenstände erschienen, warben im Glanz ihrer Ehrlichkeit mit Beachtung und zielloser Verführung. Kein anderes Geschehnis würde sich jemals so beharrlich in meinem Geist festsetzen können.

Hier, unter Deck, ließ sich ausleben und behaupten, das mich all die vergangenen Jahre fest gebunden und verstimmt hatte: Was von nun an zählte, war der Weg in eine neue, uns nicht bekannte Welt, ohne Möglichkeit zur Rückkehr – ich selbst hatte, kaum daß wir uns einige Stunden auf dem Meer befanden, alle meine Ausweis-Dokumente verbrannt und die Asche in den Wind fliegen lassen. Dieses symbolische Ritual war mir wichtig, um mich meiner endgültigen Position und meines Mutes zu vergewissern.

Ogleich wir uns in ungleich mehr Komfort sahen, hatten wir doch mit den Seefahrern vor Jahrhunderten vieles gemeinsam: Zum Beispiel die Angst vor dem eigentlichen Ziel, das nur schwer, da niemanden bekannt, einzuschätzen war. Alle Hinweise auf die Vergangenheit, alles Bindende hinter sich abubrechen, konnte daher Mut verheißen, denn es bedeutete eine *erzwungene Zukunft*, der man sich zu stellen hatte, und die anzunehmen man bereit sein mußte, egal wie

unangenehm sie ausfiel.

Und so reihte ich mich nun auch in diese »Gefürchteten« ein, die – gleich heimatlosen Piraten – über die Weltmeere nach einer besseren Erwartung trieben.

Ich wälzte mich noch ein paar Minuten im Bett, dann kleidete ich mich an und räumte die Schlafstätte auf. Olivia, oder wer anderes, hatte mir eine Schüssel mit gekochtem Hirse-Brei auf der Kochstelle stehengelassen, die ich sogleich aufnahm und mich an Deck begab. Noch ehe ich die anderen Vier bemerkte, fiel mir etwas bedeutend Schöneres auf: Denn wohin ich auch schaute – da war nichts als die Weite des Meeres! Ich grinste und dachte daran, daß der Ausblick von Dulcedo wahrscheinlich so ähnlich aussehen mußte. Erst danach, einige Sekunden darauf, veränderte sich mein Grinsen in einen steifen, ernsten Gesichtsausdruck, denn mir fiel abermals der Gedanke an dasjenige zu, das mich seitdem verfolgte, da wir die Koordinaten der Insel herausgefunden hatten: Gab es dort wirklich Land, wo unser besserwissender Finger ins Blau der Seekarte zeigte? Immer wieder hatte ich es geschafft, diese Frage fürs erste von mir zu weisen. Aber bald schon, in einigen Wochen, würde mich das Thema einholen und dann würde es vielleicht heißen: Nun seht, Freunde: Wir sind bei den Koordinaten angekommen, doch nichts als Meer um uns herum; der Treibstoff ist verbraucht, die letzten Lebensmittel bringen uns über die nächsten Tage, doch nicht bis zur nächsten Küste. Was dann?

Die See war in den letzten beiden Tagen sehr ruhig gewesen, sogar der Wind blies selten so stark, daß man es überhaupt wahrnahm. Da sich daher unserem Boot kaum Kräfte entgegenstellten, kamen wir gut voran und ich no-

tierte die Koordinaten auf der Rückseite meiner Seekarte. Diese lag zusammengefaltet gleich hinter dem Buchdeckel meines Lesebuchs. Jeden Tag hatte ich bisher die Koordinaten notiert und auf der Seekarte unseren Kurs und unsere Position vermerkt. Außerdem gab es da ein kleines, nicht markiertes Kreuz, das für Dulcedo stand.

»Wenn wir mit der möglichen Maximalgeschwindigkeit von rund zwölf Knoten weiter so vorankommen«, sprach ich zu den anderen, »könnten wir die Insel in 15 bis 20 Tagen erreichen!« Stolz zeigte ich die Karte in die Luft.

»Dann lasse die Karte nur nicht los, sonst trägt der Wind sie vor uns ans Ziel!« lachte Lugus und wendete sich wieder den beiden Angeln zu. Er hatte in letzter Zeit vergeblich versucht sich selbst das Angeln beizubringen. Aber ohne die richtigen Haken, Schnüre und Köder, von der Erfahrung ganz zu schweigen, war der Erfolg beim Hochseefischen nun wirklich nicht garantiert. Aber er hatte es sich unbedingt in den Kopf gesetzt, seine Kenntnisse darin auszuweiten.

Olivia stand auf der gegenüberliegenden Seite des Bootes und starrte durch ein Fernglas auf den Horizont. Sie suchte freilich nicht nach Dulcedo – dafür war es zu früh –, sondern nach eventuellen Verfolgern, wie sie sagte: »Ich schlage vor, daß wir demnächst, heute abend oder morgen, das TLR¹ deaktivieren«, sagte sie zu uns, ohne vom Blick durch das Fernglas abzulassen. »Machen wir schon rechtzeitig«, sagte Menuita in seiner gewohnten Coolness.

Das TLR ließ sich am besten als 2-Wege-Ortungssystem

¹Verdammt noch mal, hasse ich Abkürzungen: Der gerechte Mensch sollte den Anstand haben, Eigennamen auszuschreiben, um den Lesenden die Zeit zu ersparen, die Abkürzung deuten zu müssen!

beschreiben, mit dem nahezu alle modernen Schiffe, vom Fischkutter bis zum Frachter, ausgestattet worden waren. Diese Einrichtung ermöglichte nicht nur die passive Positionsortung – sozusagen in Funktion eines GPS –, sondern auch eine rückgreifende Ortung an eine zentrale Empfangsstation an der Küste. Damit konnten Position und Kurs eines Wasserfahrzeugs jederzeit überwacht werden. Um nun unsere Position zu tarnen (oder die Zerstörung des Schiffes vorzugeben) galt es, das TLR auszutricksen, d. h. insofern umzuschalten, daß es nach außen *zerstört* wirkt, aber uns weiterhin die exakte Position auf dem Meer anzeigt. Anleitungen, wie das zu bewerkstelligen sey, gab es wohl zur Genüge im Internet, wie Lugus behauptete. Entsprechende Seiten, die sich dem Widerstand gegen die unkontrollierbare Überwachung in jedweder Form widmeten, wären den entsprechenden Interessenten so bekannt wie einem Theologen seine Quellen: Niemand weiß, wie viele es wirklich gibt oder gegeben hat; Umfang und Wert dieser Quellen sey allein zurückzuführen auf Studium und Beteiligung.

Ich verdrängte nun auch für den Moment diesen Gedanken und schweifte, wie alle anderen an Deck, in Richtung des Horizonts; irgendeine Richtung, die nicht schon von jemand anderen in seiner bequemen aber unverstandenen Sehnsucht eingenommen wurde. Hinter dem Steuer stand Menuita, sah sich als Kapitän des Moments und wechselte seinen vertrauensvollen, der Aufgabe dem entsprechenden Ernst würdigenden Blick über die Instrumente und dann wieder auf die kaum agile See.

Es war bislang eine ruhige, *beunruhigend* ereignislose Fahrt gewesen, die unsere naiven Vorstellungen einer Seereise erfüllte. Aber da mußte noch mehr sein; es konnte nicht

so einfach bleiben! Irgendein Grund mußte ja existieren, weshalb die Insel Dulcedo bislang unentdeckt geblieben ist; und an Forscherdrang und Verrücktheit hat es den seereisenden Menschen ja noch nie gefehlt! Was also war es, das uns wie in Trance voranschreiten ließ in jene Falle, die wir noch nicht einmal erahnen konnten? Solange ich nicht wieder festen Boden unter den Füßen spürte, traute ich keiner mir begegnenden Erscheinung.

Und da ich gerade die Sache mit dem Vertrauen anspreche: Nach einer Weile kamen Jolene und Olivia auf mich zu. Kurz vorher hatte ich noch bemerkt, wie sie sich in Abstimmung zunickten und sich dann vor mich aufstellten. Etwas reumütig schauten sie auf den Boden und blinzelten im salzigen Wind.

»Was gibt es denn?« fragte ich mit Spannung.

»Etwas, das uns schon eine Weile drückt«, bekannte Olivia und öffnete sich mir: »Eine Zeitlang hatten wir geglaubt, daß du ... und Lugus euch die Koordinaten nur ausgedacht habt.«

»Die Koordinaten? Von Dulcedo?«

»Ja, genau«, bestätigte nun auch Jolene: »Es war so überraschend, als ihr uns plötzlich davon erzählt habt! All die verlorene Hoffnung war innerhalb von Sekunden zurückgekehrt!«

»Und warum sollten wir euch wegen der Koordinaten anlügen? Sie uns gar ausdenken? Ohne die Koordinaten wären wir doch gar nicht hier!« bekannte ich fassungslos.

»Genau das ist es ja«, erklärte mir Olivia: »Wir hatten angenommen, daß ihr uns die Koordinaten nur deswegen vorgesetzt habt, damit wir die Hoffnung nicht verlieren!«

»Aber jetzt, da wir unterwegs sind, glauben wir daran

und sind bereit alles zu riskieren!« – Das hatte Menuita gesagt und ich drehte mich erstaunt zu ihm um.

»Du also auch? Du hast mir auch nicht vertraut?«

»Na ja, Sully, es klang alles so unglaublich! Als wäre alles nur ein Wunschenken; eine gefällige Spinnerei, die aber mit Gewißheit niemals in Erfüllung ginge!« fuhr er fort. Aber ich verstand ihn nicht: »Und trotzdem stehst du dort hinter dem Steuerrad und genießt die Reise?«

Er atmete schwer und gestand es sich ein: Im Wege mißfälliger Toleranz war er verschwunden aus dem Zauber der freundschaftlichen Atmosphäre; hatte sich gerade noch fassen können und war zurückgekehrt. Anders, als man es im Sinne des Vertrauensbruchs glauben könnte, war ich ihm nicht gram. Nein, ich mochte ihn und seine Ehrlichkeit und wollte in diesen Tagen keinesfalls darauf verzichten müssen.

Aber vielleicht behielten die Zweifler trotzdem Recht; immerhin konnte ich mich nach besten Wissen und Gewissen nicht danach verbürgen, daß wir an diesen Koordinaten wirklich die Insel finden. Sind die Koordinaten nur 200 km *daneben*, sehen wir bis zum Horizont kein Land und treiben auf einer endlosen Wüste aus Wasser dahin.

Im Grunde bevorzugte ich derart hitzige Diskussionen um Wesentliches. Einer meiner Mithäftlinge im Gefängnis nannte diese Art des Dialogs *Grundfragen-Diskussion*, oder kurz *GFD*. Und sie stand im Gegensatz zu den politischen Debatten auf Stammtisch-Niveau, denen ich mich als Jugendlicher häufig ausgesetzt sah. Damals sprachen eine Handvoll starker Charaktere über ein politisches Thema miteinander, bis alle in ihrer Meinung festgefahren waren und diese nur noch mit viel Nachdruck kundzutun verlang-

ten. Da gab es keinen Raum für die Anhörung einer anderen Ansicht, auch wenn sie inhaltlich der eigenen ähnelte und vielleicht einen neuen Aspekt in den Raum stellte. Meistens war es so, daß ich nach einiger Zeit alles um mich herum ignorierte und mein Getränk leerte. Ich befand mich zu dieser Zeit im »Selbstschutz-Modus«, wie ich das bezeichnete, und saß den anderen stillschweigend gegenüber, während ich sie mißbilligend beobachtete. Immerhin wollte mich keiner zu Wort kommen lassen, also versuchte ich es auch nicht länger. Mit solchen Menschen wollte ich länger nichts mehr zu tun haben.

Die jetzige Gruppe war ganz anders: Wir hatten uns aufgrund gleicher Interessen zusammengefunden, und das war unsere einzige Verbindung. Wir handelten nicht als Gruppe, weil wir zufällig Kollegen bei der Arbeit waren. Und nun waren wir auch keine *zufällig gefundenen Leute* mehr, sondern eine Anordnung höchst eigenwilliger Menschen, deren primäres Anliegen sich überschneidet, und infolgedessen sich alle anderen Eigenheiten zur reibungslosen Partnerschaft zusammenfanden. Wir waren etwas, das man heutzutage noch am ehesten als *Aussteiger* bezeichnen würde. Und noch nicht einmal *das* waren wir:

Denn Aussteiger, das sind jene namenlosen Individuen, mit denen wir nur die Motivation, Träume und Ideale gemein haben. Denn diese zieht es in die Großstädte oder fremde Länder, auf der Flucht vor den gewohnten und gefürchteten gesellschaftlichen Strukturen. – Was uns nun von diesem Ziel unterscheidet? *Wir* wissen, daß uns unser Ziel (und damit neue Heimat) so fremd sein wird, daß wir all unsere Anpassungsfähigkeit und Willensstärke aufbringen müssen, um zu überleben. Das haben die anderen nicht:

Sind die *Aussteiger* erst einmal in einer anderen Großstadt angekommen, stellt sich bereits nach wenigen Stunden die Frage nach Essen und einem Schlafplatz. Gesetze werden sie daran hindern, sich beides einfach zu nehmen; mit jeder Minute läuft ihnen die Zeit davon eine Lösung zu finden. Uns dagegen spielt die Zeit zu: Seitdem wir übers Meer fahren, arbeitet jede Stunde, uns auf alle Eventualitäten einzustellen. Seitdem wir den ersten Fuß aufs Boot setzten, würde uns nie wieder eine inakzeptable Regel belästigen; niemals wieder würde sich jemand vor uns aufstellen, die Hand aufhalten und eine Abgabe fordern, von der wir uns gar nicht beeinflußt sehen. *Wir* wären wirklich frei!

Auch am darauf folgenden Tag nach dieser Auseinandersetzung spürte ich noch das philosophische Feuer, das mein Gehirn atmen und arbeiten ließ. Jeden nichtigen Gedanken galt es plötzlich zu überprüfen; jedes sich erhärtende Argument anzuzweifeln. Wirkte hier etwa bereits der Umstand, daß wir uns auf Dulcedo zubewegten? Existierte dort eine Aura, die ihre Bewohner zu Denkern und Philosophen werden ließ? Nachzudenken, ohne je eine Lösung erreichen zu müssen. – Hei, das konnte ich den ganzen Tag tun!

Mich inspirierte insbesondere die bloße *Wahl* eines freien Lebens, als ich mich an diesem Abend zu Bett begeben hatte. Ich schlug mir die Decke über den Kopf, drehte mich zur Wand und war plötzlich ganz alleine mit mir. Daß wir aus Europa geflohen sind, war das einzig richtige. Aber was, wenn man keine Möglichkeit zur Flucht sieht und dennoch als guter Mensch, sparsam und mit der Natur in Harmonie, zu leben wünscht? Selbst wenn man sich nicht wie der letzte Arsch auf der Welt benehmen will – es wird einem ja nicht die Möglichkeit dazu gelassen! So bin ich der Schlafende,

bereit in ein neues und glückseliges Leben aufzuwachen, während mir die Gesellschaft ein Kissen aufs Gesicht drückt und mich vor Erreichen meiner Blüte, meines Potentials, abtötet!

Betrachte man das Beispiel, daß ein Mensch so viel Bildung ansammelt, daß er zur Erkenntnis kommt, alles in dieser Gesellschaft Erreichbare oder Kaufbare schade in irgendeiner Weise der Umwelt, und sey es auf einem anderen Kontinent. Welche Alternative bleibt nun zu diesen Produkten auszuwählen? Wie nur soll man sich von natürlichen Lebensmitteln ernähren, wenn bereits der Anbau ihrer Rohstoffe ökonomisch oder gesellschaftlich verwerflich ist?

So bliebe man allein daran gelegen, alles zum Leben Notwendige selbst herzustellen, ja sogar das Getreide für das Brot selbst anzubauen und abzuernten! Doch das geht nur, wenn man im Besitz eigenen Landes ist, das wiederum nicht kontaminiert sein darf, oder man sich während der Bearbeitung des Bodens Techniken bedient, die Metalle enthält, die irgendwo anders auf der Welt in Verbindung mit Natur Schäden abgebaut worden sind. Diese Kette läßt sich ewig fortsetzen.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr widerte es mich an, in meinen momentanen Klamotten zu liegen, denn das Gesagte galt natürlich auch für die Kleidung: Wie kann man sich beispielsweise als Belgier glücklich damit schätzen, ein reines Baumwolle-Produkt gekauft zu haben, wo doch Baumwolle in Belgien gar nicht wächst?! Der Theorie nach dürfte sich ein solcher Umweltschutz-Fanatiker (und für so einen hielt ich mich) nur mit dem einkleiden, das er in seiner unmittelbaren Umgebung – oder sagen wir: *in seinem Land* – findet, d. h. beispielsweise Leder und Schafwolle.

Aber nicht einmal dazu findet der sich in Harmonie mit der Natur sehende Mensch eine Alternative! Denn aufgrund fehlender Rohstoffe und Handwerke wird es in *Belgien* fast nur importierte Kleidung und Lebensmittel zu kaufen geben! So kann ich also – auch wenn ich an Erkenntnis gereift bin – mich nur darin wiederzufinden, das ich verachte; und muß ferner dasjenige benutzen, um am Leben zu bleiben. Schon allein darin begründete sich mein Trieb zur Flucht!

Auf Dulcedo werden wir gezwungen sein, uns allein von den Rohstoffen der Insel zu ernähren oder zu kleiden. Was wir dort essen und ausscheiden werden, verarbeiten und zurückgeben ..., wird niemals den Insel-Lebensraum in irgendeiner Weise schaden können. – Ein beruhigender Gedanke, der mich wieder Mensch sein läßt und mein zerrütetes, fehlgeleitetes Gewissen nivelliert. So sehe ich mich auch wieder als Teil des Konstrukts und nicht als ihr *Fehlelement*: Denn die von uns angestrebte Lebensweise nähert sich denjenigen Vorgaben, die ich manchmal als *Drei Säulen der Lebenserhaltung* bezeichne. – Was braucht der Mensch wirklich für sein Dasein? Diese Frage sollten wir uns immer wieder stellen und nur danach handeln und leben: Es sind dies 1. *Kleidung*, 2. *Lebensmittel* und 3. eine *Unterkunft*. All das werden wir auf Dulcedo haben und trotzdem glücklich und erfüllt sein können.

Ist nur auf diesem Weg die Welt zu retten? Indem man auf alles Fortschrittliche und Angenehme verzichtet und sich möglichst von den *Dingen* seines Kulturraumes am Leben erhält? (Manche würden sogar behaupten, daß es nichts *Angenehmeres* gibt, als das selbst Erjagte über einem Feuer zu rösten!) All das ließ mich erinnern an die Zeit vor Jahren, als ich geschockt, entrüstet und hin- und hergerissen

mit dem Fortgang meines Daseins haderte. Würde ich je innerhalb der mir zugewiesenen, engen Grenzen *richtig* handeln können?

Auch mag ich nicht zur Gewalt gezwungen sein, um mich zur Wehr zu setzen. Denn Gewalt eines Zivilisten gegen die öffentlichen Strukturen eines Staates wird ganz schnell als *Terrorismus* ausgerufen und dann trifft einen die übermächtige Gewalt des allgegenwärtigen Gesetzes und all ihrer ihr folgenden, hohlen Anhänger. Dann ist man wieder bei Demonstrationen und Gegenpolen; bei einem Staatsputsch, Soldaten auf der Straße, Kriegen und Banden, Hunger und Elend; wieder eine verlorene Menschen-Generation; wieder ein Rückschlag auf dem Weg zur Einheitlichkeit der Beweisführung, daß Menschen mehr sein können als sie glauben. Schließlich würde dieser ganze Schatten wie ein Gespenst bei Tageslicht verpuffen, wenn sich die Weltbürger nur mal *einander* zuwenden würden, anstatt ihren Vorteil an ihren Satelliten reflektiert sehen zu wollen.

In diesem Moment reichte es mir, und es drang ein saures Gefühl zu würgen aus meinem Magen herauf. Ich riß die Decke von mir, rannte über die kleine Treppe an Deck und fing mich in der Reling, wo ich ins Meer kotzte. Nach ein paar Minuten hatte ich mich beruhigt.

»Wieder die Übelkeit?« sprach eine Stimme in der Dunkelheit. Dort lehnte Menuita an einem der Aufbauten und trank Wasser, während er aufs schwarze Meer hinausstarrte.

»Ja, schon«, sprach ich noch geschwächt. »Obwohl das Boot gar nicht so sehr schaukelt!«

»Ich glaube, das ist nur der Rest deines alten Lebens. Lasse nur alles heraus und mit der Strömung davontreiben!« lachte er, und hatte recht darin: Woher wußte er nur so viel

von mir?

»Ich will es versuchen, Freund. – Wie geht es dir bisher?«

»Also die Schaukelei auf See macht mir keine Sorgen.«

»Das meinte ich nicht.«

»Wir machen Fortschritte«, sagte er ernst: »Wir fahren jeden Tag Dutzende Seemeilen, immer mehr und weiter, und müssen nichts anderes vollbringen, als den Kurs zu halten und nicht durchzudrehen. Aber das fällt mir nicht schwer.«

»Wollen wir bald mal das Segel aufrichten? Um Treibstoff zu sparen?«

»Vielleicht morgen. Vielleicht, wenn der Wind stärker ist. Sonst werden wir gleich wieder entmutigt.«

»Und der Peilsender?« fragte ich.

»Das Ding haben ich und Lugus vorhin deaktiviert. Erst schaltete es sich durch unseren Eingriff komplett ab; aber nur für eine Minute. Jetzt arbeitet es so, wie es soll. Für die an Land sind wir dagegen unsichtbar.«

»Gut, gut«, nickte ich und beugte mich noch einmal übers Wasser. Wir schwiegen einen Moment.

»Weißt du, Sully«, begann er aufs neue: »Ich genieße dieses kostbare Geschenk der Unabhängigkeit, und es stellt sich sogar schamlos über meinen Sinn nach Familie.« – Ich blickte ihn wortlos an. »Ich habe sie geliebt, meine Frau und mein Kind . . . , aber *hier* haben sie nichts zu suchen. Vielleicht hat mich das vergangene Leben in der verdorbenen Gesellschaft so werden lassen: abgestumpft, egoistisch, mutlos. Aber jetzt . . . kann alles anders sein.«

Mein Stöhnen stimmte zu. Menuita war zweifelsohne ein gebrochener Mann: Wie kann ich mir auch vorstellen, wie es sey, die engste Familie zu verlieren? Aber er war auch

ehrbare und wußte, wo er steht; und so verletzt er sich auch darstellte – nichts von dem beeinflusste seine Würde oder Ehrlichkeit. Meist schaute er streng und konzentriert bei seinen Aufgaben, wirkt steif und unbeirrbar. Aber er könnte nie übermütig und unvorsichtig werden; wäre auch nie korrumpierbar. Eher würde er den Verführenden verlachen und aus dem Haus prügeln, gleich, wieviel Geld ihm geboten würde.

Er war wie die vernünftige Facette von mir selbst. Menuita entsprach einer angemessenen Haltung, die ich vor langer Zeit im Haß auf die Gesellschaft zurückgelassen hatte, und deren Wiederfinden mir heute ebenso viel bedeutete wie die Reise selbst.

18 Geduld und Muße

Drei weitere Tage waren vergangen. Und noch immer gab es nichts anderes zu sehen als das weite Meer. Da sich uns kein wirklicher Schatten bot, hielten wir uns die meiste Zeit unter Deck auf und übten unsere Gedanken in Geduld.

Lugus hatte seine Fähigkeiten im Hochseeangeln soweit perfektioniert, daß es nunmehr keine zehn Minuten dauerte, da er mit einem lausigen Köder einen etwa 20 Zentimeter langen Fisch fangen konnte. Wir wußten nichts über die genaue Art oder die Eßbarkeit des Fisches. Überwog die Unsicherheit, warf ihn Lugus ins Meer zurück, sonst landete er in der Pfanne und wurde gerecht aufgeteilt. Die Dankbarkeit richtete sich an den Fischer, der uns damit eine willkommene Abwechslung zu den täglichen Dosenbohnen und Dörrobst bescherte. Dadurch erholte sich sogar

mein Magen.

Der Ozean selbst entsprach dem Abbild der Ruhe, und machte seinem Namen damit alle Ehre. Mit einem breiten Strohhut ausgestattet, setzte ich mich gerne an die Reling und ließ die Beine über die Kante baumeln, während ich dem plätschernden, vom Bootsrumpf zur Seite gedrückten Wasser zusah.

Noch immer fuhren wir mit der Kraft der Antriebsmotoren, weil der kaum vorhandene Wind das Aufspannen des Hauptsegels bislang nicht gerechtfertigt hatte. Olivia behielt unentwegt die Treibstoff-Reserven im Auge und trug den Bestand in eine Tabelle ein; wie sie uns mitteilte, sollten wir einen Teil der Strecke mittels Windenergie zurücklegen, da wir sonst nicht ankommen. Unsere Sorgen wurden durch den Tag um Tag auffrischenden Wind beruhigt.

Die mit Schweiß und Dreck durchsetzte Kleidung wuschen wir im Meer, indem wir sie einige Stunden an einer Leine hinter dem Boot herzogen und dann in der Sonne aufspannten. Das funktionierte angenehm unkompliziert, und diese Aufgabe wurde bevorzugt von Jolene übernommen. Währenddessen fragte ich am frühen Vormittag Menuita, der sich die Nacht bereitwillig am Steuer herumgeschlagen hatte, nach eventuellen Kurskorrekturen, die ich dann mit den Koordinaten des TLR und meiner Seekarte abglich. Bislang waren wir dem vorgesehenen Kurs exakt gefolgt und hatten bislang beinahe ein Viertel der Strecke zurückgelegt.

»Und wie sieht es mit den Lebensmitteln aus?« rief Lugas zu Olivia, die nicht den Treibstoff, sondern auch unsere Lebensmittel- und Trinkwasser-Vorräte im Blick hatte.

»Bis jetzt in Ordnung«, rief sie von unter Deck zurück: »Wenn du uns weiterhin die Fische heranholst, kann die

Fahrt auch noch ein paar Tage länger als geplant verlaufen.«

»Wer weiß, was noch Unvorhergesehenes passiert«, murmelte ich und zeichnete den Kurs auf die Seekarte. Und in dieser Ordnung hatte jeder von uns im Rahmen der beschränkten Möglichkeiten seine Aufgabe gefunden, der Gruppe nützlich zu sein. Ich selbst freute mich über die bereitwillige und konstruktive Kooperation der Gruppe, die mir bewies, daß ihr nur willige Mitglieder angehörten.

Gegen Abend zogen am Horizont aschgraue Wolken auf und verdichteten sich innerhalb weniger Stunden. Die See wurde rauher, seichte Wellen schleuderten nun gegen den Rumpf und ließen unter Deck ein dumpfes Knallen verlauten. Auch türmten sich langgestreckte Wellenberge auf und ließen die *Konvergenz* auf- und niedergehen.

»Sollen wir nicht das Segel aufspannen?« rief ich an Deck, wurde aber durch den pfeifenden Wind nicht gehört. Menuita saß wie so oft am Steuer und lenkte gegen, damit der Kurs gehalten werden konnte. Olivia und Lugus öffneten die dafür vorgesehenen Behälter, um Regenwasser aufzufangen und es in das Trinkwasser-Reservoir umzuleiten.

Jolene rief abermals meine Frage, denn sie saß neben mir unter Deck und mühte sich, die Kleinigkeiten wie Geschirr, Flaschen, Bücher und Gepäck in ihren Regalen und Einfassungen zu halten.

»Nein, nicht jetzt! – ... ist viel zu starker Wind!« Menuita klang etwas entkräftet; kein Wunder, auch für uns war so ein Sturm etwas Neues. Aber niemand geriet in Panik, jeder konzentrierte sich auf seine Aufgabe und wurde abgelöst, wenn sie zu anstrengend wurde. So auch Menuita, den wir in den frühen Morgenstunden – der Sturm wütete noch immer – durch Lugus austauschten. Menuita bewegte sich

dagegen unter Deck und fiel schlafend in seine Koje.

Die Nacht über hatten wir unter Deck verbracht, nachdem für ausreichend frisches Trinkwasser gesorgt war. Es tat sich jene Gemütlichkeit auf, die wir nicht anders von einem winzigen Boot mit Unterdeck erwartet hatten: Gerade die Beschaulichkeit der Enge kann ungemein heimelig wirken.

Da gab es diesen zusammenklappbaren Tisch, der über zwei Scharniere aufgerichtet werden konnte. Mich hatte die Wandelbarkeit von Möbeln schon immer fasziniert: In der Wand verschwindende Betten; Stühle, die man umdreht und zu Schemeln macht; Regal-Einlagen, die man wendet und gleichzeitig als Kartenbrett dienen. Aufgrund des Platzmangels hier an Bord waren auch unter Deck eine ganze Menge dieser Vorrichtungen installiert gewesen, und es gefiel meiner Neugier, die meisten davon selbst zu entdecken.

Zu beiden Seiten des Tischchens gab es jeweils eine Art gepolsterte Bank, die sich zum Heck und Bug in weitere Kompartimente fortsetzte. Im am Heck liegenden Abteil war die Küche untergebracht, bot eine kleine Kochplatte und eine Reihe fest verschließbarer Schranktüren, hinter denen Kochgeschirr und Konserven gestapelt werden konnten.

Die Bänke dienten gleichzeitig als Schlafgelegenheit, denn der im Bug befindliche Schlafraum bot nicht ausreichend Platz für alle. Die über Ecke ausgelegten Matratzen waren ungewöhnlich bequem und boten durch ihre Winkel jedem Mitglied seinen Teil der Privatsphäre. Ich ging ohnehin nicht davon aus, daß wir den Rest unseres Lebens auf der Insel in einem einzigen Lager verbringen würden. Mich reizte die Idee, jede Nacht an einem anderen Platz zu

verbringen, mal an einem Strand, mal in den Dünen, mal in einem Baum. Ich wußte schon jetzt, daß ich zum Einzelgänger würde, der hin und wieder auf der Insel einem anderen begegnet, sich kurz grüßt und dann wieder jeder für sich im Dickicht verschwindet. Im Moment klingt das so, als würde ich die anderen Vier nur *benutzen*, um nach Dulcedo zu kommen; mich dann dort von ihnen abwenden und meinen eigenen Weg gehen. Aber ich glaubte nicht, daß das so kommen muß. Nur durch Zusammenarbeit wäre das Überleben gesichert. Hauptsache, ich wäre mit meinen Gedanken bei Nacht allein. Das wären eben Preis und Bedingung dieser seltsamen Reise.

Nach wie vor sah ich dieses Boot als Mittel zum Zweck, und wollte keinesfalls beginnen mich heimisch zu fühlen. Für mich war es nur ein Zelt auf einer Camping-Reise: Gerade gut genug zum Schlafen und Unterbringen des Gepäcks, aber nicht mehr. So ruhte ich im Bett, benutzte die Spüle und Toilette. Ja, ich saß an Deck mit in jeder Hinsicht ausufernden Gleichgültigkeit, als habe an Wert verloren, das niemals an Wert besaß. Dieses *Ding* – das Boot – schwamm auf dem Wasser und diente mir allein dazu, daß ich nicht schwimmen mußte. Die anderen sahen das gewiß anders, aber nicht ich.

»Was hast du da?« fragte ich Olivia, die mit einem Gegenstand in der Hand spielte, als wir Vier am Tisch saßen, während Menuita in dieser Nacht abermals dem Sturm strotzte. Sie öffnete die Hand und zeigte uns ein Kartenspiel, ein Skat-Blatt mit historischen Figuren bemalt.

»Ist das ein Gegenstand *zum Erinnern*?« fragte ich: »Etwas Besonderes aus deiner Vergangenheit, das dich zurücksinnen läßt?«

Sie nickte stumm und blätterte die Karten auf. Es waren wirklich ganz anschauliche Motive, zierlich gezeichnet und von anreizender Eleganz – kein Allerweltsblatt.

»Ich habe die Karten damals von meinem Vater bekommen. Er war Spieler und hatte nie wirklich Talent oder Glück. Aber er hatte Freude am geselligen Spiel. Und so sehe ich mich auch: Scheiß' auf das erfolgreiche Ziel, dessen Erreichen ich ohnehin nicht beeinflussen kann. Wenn mir bereits die Reise alles zum Leben gibt, dann ist das gut so und ich kann jederzeit abtreten.«

»Sey nicht pessimistisch und entmutigt, Olivia!« munterte sie ihre Freundin Jolene auf. Aber das war gar nicht notwendig:

»Bin ich nicht. Ganz und gar nicht!« – Olivia dachte kurz nach. – »Ganz im Gegenteil, Jolene! Mit euch hier zu sein, auf einem Boot im Meer zu schwanken . . . , das bedeutet mir *alles!*«

Ich glaubte beinahe, daß sie weinte, obwohl ich keine Tränen sah. Sie war wohl wirklich glücklich und beeindruckt von dieser schlagartigen Änderung ihres Lebens, und es war, als ginge ihr Lebenstraum in Erfüllung. Das freute mich.

Warum auch nicht? Durch die Öffnung ihrer Gedanken gewann ich ebenso einen Blick in *mein* Inneres: Spielte sie eine Karte aus dem zufälligen Stapel, dann mußte ich mit dieser Karte eben umgehen, so gut es ging. Das trifft gleichsam auf das menschliche Schicksal zu. Dabei überblickt man nie den vollständigen Satz der Möglichkeiten; kennt nicht alle Karten und Regeln auswendig. Und das ist wie gesagt – in Ordnung! Was Olivia betraf: Sie hatte nun endlich eine Karte ablegen können, mit der sie seit Jahrzehnten mißbilligend leben mußte, und zog jetzt eine neue aus dem

Stapel der unberechenbaren Möglichkeiten heraus. Die Karte mit einer Insel darauf.

»Ob die schon gemerkt haben, daß unser Urlaub länger als angekündigt dauert?« fuhr Jolene dazwischen und wollte das Thema aufheitern. Olivia sortierte wieder ihre Karten aufeinander und steckte sie in die Jackentasche.

»Also mich vermißt bestimmt keiner!« lachte Lugus und lehnte sich entspannt zurück.

»Ich glaube, unser Chef wird schon einigermaßen verwirrt sein. Ich habe sonst nie gefehlt oder mich unerlaubt verspätet«, gestand ich ein und sprach für mich und Jolene.

»Dann wird er uns auf den Mobiltelefonen anzurufen versuchen und erfahren, daß der Teilnehmer nicht erreichbar ist. – Nie mehr«, setzte Jolene fort.

»Irgendwann wird wohl einer bei uns zu Hause nachsehen«, trug Olivia bei: »Und wenn niemand öffnet oder anders reagiert, wird die Polizei die Wohnung aufbrechen und sie geräumt vorfinden. – Habt ihr einen Abschiedsbrief hinterlassen?« – Wir verneinten einstimmig.

»Man wird sich fragen, ob wir entführt worden sind. Erst wird man die Merkwürdigkeit zwischen mir und Jolene feststellen: Zwei Mitarbeiter desselben Geschäfts, zur gleichen Zeit verschwunden.«

»Vielleicht denken die, daß wir *als Paar durchgebrannt* sind?« ergänzte Jolene und brachte mich ein wenig in Verlegenheit.

»Hm. Jedenfalls werden sie schnell auf Menuita kommen, der ebenfalls etwas mit dem Geschäft zu tun hat. Spätestens jetzt wird diese *Zufälligkeit* einigen Ermittlern sonderbarer vorkommen als anfangs vermutet. Vielleicht denkt man nun an *Entführung*? Wobei noch nicht klar ist, ob einer von

uns die anderen beiden, oder wir alle drei von einer dritten Person entführt worden sind.« – Ich fand, mein Szenario klang einigermaßen plausibel. Aber es war ja auch nicht anders zu erwarten.

»Irgendwann kommt man auf mich«, legte sich Olivia fest.

»Aber sie werden nicht wissen, warum und in welchem Zusammenhang du zu ihnen stehst«, bemerkte Lugus. – »Dasselbe gilt für dich!« konterte sie.

»Ihr wißt, daß sie irgendwann entdecken, daß wir zusammen auf eine Flugreise sind?« – Ich hielt Jolenes Sorge für unbegründet: »Wir haben ja nichts Illegales getan! Nur eben den Urlaub etwas überzogen. Außerdem werden sie nur herausfinden, daß wir nach Santiago de Chile geflogen sind, dort verliert sich die Spur.«

»Was redet ihr denn da unten?« fragte plötzlich eine nasse Stimme von Oberdeck; Menuita hatte wohl nur die Hälfte verstanden. Ich trat auf die kleine Treppe, zog mir eine Regenjacke über den Kopf und erzählte ihm von unseren Annahmen. Daraufhin rief er, so laut er konnte: »Die werden uns niemals kriegen!«, so als wären wir auf der Flucht. – Wir lachten. Obwohl es im Grunde eine Flucht war.

Sogleich stieg ich wieder unter Deck und schüttelte den Regen ab. »Und was hast du dir mitgebracht aus der *alten Welt*?« sah ich zu Lugus.

»Den Stift hier.« Er zog aus seiner Oberhemd-Tasche einen blauen Kugelschreiber mit silberner Kappe. »Er wird mich an das Vergängliche, und an das Bleibende erinnern«, erklärte er.

Anschließend zeigte er auf das an der Wand hängende Bild. Der Vorbesitzer des Bootes hatte gleich hinter dem

Funkgerät eine kitschig wirkende Lithographie von einer Landschaft mit Inseln und Booten angebracht: »Seht ihr das? Wer immer das *hergestellt* hat, wollte es sicher für die Ewigkeit machen. Aber nichts wird für die Ewigkeit sein. Warum dann seine Zeit auf so etwas vertun, und nicht stattdessen *leben*? Eben das tun auch wir jetzt.«

»Und der Kugelschreiber?« fragte Jolene nach. »Ist dasselbe wie mit dem Bild: Wer schreibt oder malt, glaubt an den ewigen Fortbestand seines Schaffens. Was aber in Wirklichkeit fortbestehen wird, sind die Erinnerungen der Menschen an eben jenen Künstler; Menschen, die ihn gekannt haben und ihre Erfahrungen mit ihm in Form von Geschichten weitergeben. Eben dadurch wird eine Person unsterblich.«

Das wollte ich jetzt auch noch mal genauer wissen: »Aber was hat das mit *dir* zu tun? Du bist weder ein Maler noch ein Schriftsteller. Erklärst du damit nicht vielmehr, daß du in *keiner* Erinnerung außer der unsrigen bestehenbleiben wirst? Daß dich die Welt *hinter uns* vergessen wird . . . ?«

In diesem Moment fiel es mir auf und Lugus grinste, so wie er dort saß: Ich wollte ja auch nicht tun, zu dem ich nicht genüge, denn dann ist meine Lebenszeit sinnlos verthan! Geduld sey eine Tugend, wie es heißt. Und ich ergänze nun, daß es in jedem Fall keine Tugend ist, wenn man von der Vergeudung seiner Lebenszeit weiß! – Frei von Bestrebungen nach Gnade und Bescheidenheit folgte er seinem Bedürfnis nach Rang und Rede: Etwas können und dann zu entscheiden es nicht zu zeigen, ist – in vergangenen Zeiten wie heute – die höchste Form der Überlegenheit. Als würde er die Welt mit meinen Augen sehen . . .

Wie Lugus, der aus einem Spiegel sprach, war auch ich gefangen in einem Labyrinth aus Wahnsinn und Überheb-

lichkeit, unbeirrbar darin den Ausgang zu finden. Obwohl ich genau wußte, daß es gut sein mochte, daß ich dem Labyrinth niemals entkomme.

»Und du? Ist es *das Buch*?« wollte Lugus ausgleichend wissen.

»Hm-Up – die gesammelten Werke von Stifter, Band 4. Ich kann den Text zwar kaum lesen, aber er ist recht emsig darin, selbst kleine Gedanken seitenweise auszuschnücken, so daß dem Leser schwerfällt, die Geschichte zu unterbrechen oder auch nur den Kontakt zum Leitfaden der Erzählung zu halten.«

»Und hat er auch über Inseln geschrieben?« fragte Olivia.

»Wüßte ich nicht. Jedenfalls kenne ich keine Geschichte über eine Insel von ihm. Aber er schreibt oft von der Wildnis; von Verborgenen und Geheimnissen. Selbst seine Texte sind Geheimnisse: Man weiß nie, ob eine Satzgruppe nicht einfach so aus inspirierter Laune heraus dahingeschrieben wurde, oder ob ein tieferer Sinn verborgen liegt.« Die anderen sahen mich an. »Eigentlich brauchte ich nur ein altes Büchlein, worin ich die Seekarte verbergen kann; etwas, das beim Zoll uninteressant aussieht.«

Jolene schmunzelte: »Kannst du uns noch mal zeigen, wie weit wir sind?« Und ich breitete die gefaltete Karte auf dem Tisch aus. Die bisherige Fahrt ließ sich nur mit *Fingerbreiten* quantifizieren, denn es gab keine sonstigen Anhaltspunkte zwischen der Küste bei Ancud und der Insel Dulcedo. Es ließ sich jedoch feststellen, daß wir bislang keinen perfekt geraden Kurs nach Westen gefahren waren, obwohl wir laut der verfügbaren Seekarten keine Untiefen auf unserem Weg zu erwarten hatten. Die eingezeichnete Linie verlief etwas *wellig*, als hätten wir unsere eigentliche

Kurslinie mehrfach im Zick-Zack-Verfahren gekreuzt. Das mag an unvorhergesehen Wind- und Wasserströmungen oder auch unserer mangelnden Erfahrung in Bootsführung gelegen haben. »Auf jeden Fall kostet uns dieses Kreuz und Quer einen guten Tag bislang«, erklärte ich. »Also ich habe es nicht eilig«, betonte Olivia, »Hauptsache, wir kommen in einem Stück an.«

19 Aufwind

Am Ende des zweiten Tages nach dieser Nacht ließ der Sturm soweit nach, daß wir das Hauptsegel aufstellen wollten, um Treibstoff zu sparen. In den vergangenen Tagen hatten wir uns intensiv mit der verfügbaren Takelage beschäftigt und fanden sogar ein Buch übers Segeln auf den Regalboards unter Deck. Entgegen meiner Erwartungen kamen wir gut zurecht.

Das Hauptsegel mußte nur ausgepackt und am Mast aufgezogen werden. Wie feste Knoten zu schnüren seien, lasen wir im Buch, da meine Kenntnisse diesbezüglich sich auf das Fallenstellen beschränkten. Sofort griff der eiserne Wind im Segel und mit viel Kraft mußte dagegehalten werden, bis alles vertäut war. Im Grunde war es auch nicht schwer zu verstehen, wie alles ausgerichtet und festgezurrert werden mußte, damit der Wind sich möglichst günstig darin fing und das Boot antrieb.

Dieser Moment der Erkenntnis bewies mir aufs neue, daß ich offenbar mir unbekannt Fähigkeiten besaß, die mich für Berufe vorsahen, an die ich nie gedacht hatte. – Wäre ich deswegen zum Leben auf See geboren? War ich ein ver-

kanter Segler? Sicher nicht. Aber zu erkennen, worin das Problem besteht und es durch Umstellung einer obgleich so komplizierten Takelage zu lösen, wies mich auf ein nützliches Talent hin. Wie Lugus sagen würde: »Tue, was du gut kannst und tue es ausdauernd und ohne Ablenkung – und du brauchst nicht zu fürchten, die Lebenszeit vergeudet zu haben.«

Sobald alle Segel ausgefahren waren und Menuita den Motor abgestellt hatte, wurde es schlagartig ruhig. Seit fast einer Woche hatten wir ununterbrochen den Motorenlärm wahrgenommen, und von nun an war es totenstill. So ähnlich mußte es auf Dulcedo sein.

Menuita sah auf den Kompaß und richtete den Kurs neu aus. Während wir anderen die Segel festzurten, ging er um das Schiff herum und suchte nach Schäden vom letzten Sturm. Aber bis auf etwas Seetang auf Deck war nichts Besonderes auszumachen.

Die See war aufgewühlt und trüb. Das einstige Dunkelblau hatte sich in ein graues Blau gewechselt und die Sonne spiegelte nicht mehr ganz so hübsch darauf. Aber das war für den Moment in Ordnung, denn wir stellten fest, daß wir mit dem Segel noch viel schneller fuhren: Als ich am Ende eines Tages nachrechnete, hatte sich gezeigt, daß die Geschwindigkeit um 30 Prozent zugenommen hatte. Solange also der Wind wehte, würden wir das aufholen können, das wir an Zeit durch das Kreuzen der Kurslinie verloren hatten. Auf diese Weise fuhren wir zwei weitere Tage, ohne daß sich an den Bedingungen unserer Fahrt etwas änderte, bzw. ohne daß irgendetwas Bemerkenswertes zu berichten sey.

Die Sonne schien nun viel schwächer, der Himmel war die

meiste Zeit wolkenverhangen. Der Wind tat zwar unserem Segel gut, jedoch nicht unserer Laune. Lugus vermeldete nach nur einem Tag, daß seine Ohrenscherzen auf den andauernden Nordost-Wind an Deck zurückgehe und bat Menuita um Ablösung, wann immer es ihm möglich war. Derweil zog sich Lugus unter Deck zurück und drückte sich ein Kissen gegen das Ohr. Ich sorgte mich um ihn, denn das Leben auf Dulcedo würde, zumindest in der Anfangszeit, nicht weniger windig sein. Bis wir eine zugdichte Unterkunft errichtet haben würden, konnten einige Tage vergehen.

Auch Olivia wurde wehleidig und fühlte sich ununterbrochen schwindelig, wenssion sie genügend trank. Wir vermuteten einen sog. Sonnenstich und schickten sie ebenfalls unter Deck. Da das Segel für sich selbst arbeitete, gab es ohnehin nicht viel zu tun, als darauf zu achten, daß der Kurs stimmte. Währenddessen prüfte ich unsere Position und verglich sie mit den Punkten und Linien auf der Seekarte. Das war bislang auch immer gut gegangen ...

Eines nachts erwachte ich und ging an Deck. Menuita stand eisern, wie immer, hinter dem Steuer und hatte sowohl Kompaß als auch Horizont im Blick. Tagsüber prallte ihm die Sonne aufs Haupt, in der Nacht trotzte er dem kalten Wind auf See. All das beeinflusste ihn wenig. Vielleicht war es sein Glaube an die Insel; sein Glaube an das Erreichen derselben, der ihn stark werden ließ.

Sogleich fragte er mich nach meinem Befinden und ich beteuerte wie immer, daß ich vor Aufregung wache. Möglicherweise verweigerte ich mich auch unbewußt der Ruhe, da ich annahm, auf Dulcedo für alle Zeiten meine Ruhe finden zu können.

Insgeheim war diese Nacht eine der ruhigen; man konnte kaum sehen, daß sich Wind im Hauptsegel fing. Und trotzdem bestätigte der Blick an den Bootsrumpf, daß wir Fahrt machten. Hin und wieder setzte ich mich an der Reling nieder und streckte meine Hand ins Wasser. Kalt und unendlich erschien mir der Ozean; dann erfrischte ich mich mit ihm das Gesicht.

»Gut, daß wir Kompaß, Karte und Navigationsinstrumente haben, nicht wahr?!« begann Menuita den Small Talk und grinste dabei. Nachts wurde er immer so komisch, als sey er betrunken, und redete Verwirrendes und Albernes. War er immun gegen Wind und Wetter, aber nicht gegen die Müdigkeit?

»Sicher. Aber diese Vorzüge machen mir auch angst. – Was, wenn wir sie verlieren? Wie finden wir dann die Insel? Bislang ist die halbe Strecke geschafft, aber wir sind noch nicht einmal in ihrer Nähe!«

»Und was, wenn in diesem Moment ein riesiger Planetoid auf der Erde einschlägt und alles Leben beendet? – Was bringt es schon, sich Gedanken über *Möglichkeiten* und *Befürchtungen* zu machen, wenn wir nicht mit ihnen in der Wirklichkeit konfrontiert werden? Davon halte ich mich lieber frei.«

»Recht hast du wohl, aber ... «

»Allerdings«, fuhr er fort, als nehme er mich nicht wahr, »habe ich den Eindruck, daß wir dem Kurs zu weit nach Süden folgen.«

»Wie kommst du darauf?« stand ich besorgt auf: »Da ist doch nichts als die blauweiße Horizontlinie!«

»Es ist die Sonne, Sully. Immer, wenn sie am Morgen aufgeht, wirft der Mast einen Schatten. Dort, bis genau zu

deinen Füßen. Würden wir eine gerade Linie fahren, würde die Schattenspitze nie verlagert. Aber gestern und heute morgen war sie bereits eine Armlänge verschoben.«

»Bist du sicher?«

»Ich habe mir nichts dabei gedacht, weil wir ja nach Kompaß und Karte fahren und so. Aber vielleicht ist es besser, das zu prüfen.«

Ich machte mich sofort an die Arbeit: Ein Blick auf das TLR zeigte, daß es aufgrund der starken Bewölkung momentan die Verbindung zum Satelliten verloren hatte. Also bestimmte ich unsere geographische Breite anhand der Sterne. Ich errechnete eine Breite von beinahe 50°! Konnten wir soweit vom Kurs nach Süden abgetrieben sein?

Ich erschrak vor dem Ergebnis und behielt meine Kenntnisse zunächst für mich. Erst wollte ich durch das TLR bestätigt werden, sofern es am nächsten Tag wieder ein Signal vom Satelliten auffangen würde.

Am Abend des Tages hatte sich keine Änderung der Situation ergeben: Die Bestätigung durch das TLR stand weiterhin aus, doch alle anderen Navigationsmerkmale, die niemals lügenden Sterne über uns eingeschlossen, zeigten an, daß unsere Fahrt viel zu weit nach Süden abgedriftet war. Ob das etwas mit der retrograd verlaufenden Südpazifik-Zirkulation zu tun hatte, von der ich vor unserer Abfahrt gelesen hatte?

Die Mannschaft unterstützte mich bei der Suche nach einer weiteren Bestätigung unserer wahren Position, während Menuita, nun selbst etwas besorgt, weiter einen West-Kurs hielt. Die beiden verfügbaren Ferngläser waren beinahe ununterbrochen auf den Horizont gerichtet, obwohl ich wußte, daß uns das Erscheinen einer eventuellen Landmarke – Dul-

cedo sollte in dieser Meeresregion noch nicht zu erwarten sein – in Verbindung mit einer nur Wasser zeigenden Karte keinerlei Hilfe sein würde.

Plötzlich rief Jolene auf: Sie meinte etwas leuchtend Weißes in der Ferne aufgeblitzt gesehen zu haben. Lugas hielt mit dem zweiten Fernglas darauf und bestätigte zumindest etwas *Auffälliges*, wenn auch nicht weiter konkretisierbar. Menuita glaubte selbstsicher die Antwort zu kennen:

»Das ist gewiß dieser Plastik-Müll, der schon seit Jahrzehnten im Meer treibt: Die Kunststoff-Flaschen schwimmen auf dem Meer und reflektieren das Sonnenlicht. Vor ein paar Tagen sah ich zwischen den Wellen auch so etwas funkeln, und als wir daran vorbeifuhren, war es ein weißer, matter Kunststoff-Kanister!«

Menuita sollte Unrecht haben. Schließlich sprach diesmal ja auch nicht die faktengestützte Vernunft aus ihm, sondern die allgegenwärtige Missetat der Raterei. Denn wie wir uns weiter näherten, offenbarten sich uns die vermeintlich sonnenlichtreflektierenden Kunststoff-Behälter als Sonnenlicht reflektierende Eisberge!

Während dieser Erkenntnis blieb niemand von uns gefaßt, auch wenn ich nur meine eigenen Gedanken artikulieren kann: Im Sekundentakt schossen mir vielerlei Sorgen durch den Kopf. Wieso hatten wir nicht mitbekommen, daß wir so weit nach Süden abgetrieben waren? Und bestand unter dieser Voraussetzung die Hoffnung, den Kurs wieder zu korrigieren? Was ist, wenn wir mit dem Boot auf einen flach unter der Wasseroberfläche treibenden Eisberg auflaufen und es Leck schlägt? Und dann war da auch noch die Idee, daß wir uns vielleicht doch auf dem richtigen Kurs befanden, möglicherweise sogar in der Nähe von Dulcedo, und

das Wasser um die Insel eiskalt sey, und seine Oberfläche nicht, wie erwartet, von einem subtropischen Dschungel bedeckt, sondern kahl und fruchtlos sey? Was war nur geschehen?

Gab es tatsächlich einen Namen tragenden Schuldigen? War es Menuita, der es während seiner Schicht am Steuer versäumt hatte, mit Ehrgeiz und mit Verantwortungsbeußtsein den Kurs zu halten? War es Lugus, der uns aufgrund seiner geringen Erfahrung im Steuern eines Bootes auf hoher See – im Grunde nur Menuitas Verhalten imitierend –, und dazu noch in der Nachtschicht, unbewußt vom Kurs abbrachte? Oder war es sogar *ich selbst*, der ja eigentlich andauernd die aktuelle Position auf einer Karte einzeichnete, um derartigen Verfehlungen vorzubeugen?

Manchmal ist aber auch das nicht-Offensichtliche Schuld: Wenn ich über eine Straße gehe, dabei in die Sonne blicke, geblendet bin und dann von einem nicht beachteten Auto überfahren werde – wer trägt hier die Schuld? *Augenscheinlich* die Sonne, aber wahrhaftig Ort und Tageszeit. Oder sind es vielleicht mehrere Faktoren zusammen?

Während sich die anderen in ihrer Erklärungsnot um die Schuld- und Ursachenfrage stritten, bedachte ich, daß es etwas Wichtigeres zu tun gäbe.

»Ruhe jetzt!« rief ich in die außer Kontrolle geratene Diskussion an Deck: »Ich weiß, daß vernünftige Sätze üblicherweise mit den Worten beginnen: *Ich schlage vor, daß ...* – Jedoch müssen wir uns in diesen Stunden konkretisieren, um nicht in der ewigen Weite des Meeres verloren zu gehen.«

»Aber die Eisberge!« rief jemand in Panik dazwischen, aber ich konnte nicht hören, wer. »Wo sind wir nur? Sully?!«

Diese Frage richtete Jolene an mich und ich erkannte ihren haltlosen Eindruck. Es war, als wären ihr die festen Standbeine fortgerissen worden und sie wüßte nicht, wohin sie fiel oder ob sie überhaupt aufgefangen würde. Wir waren jetzt *hier*, mitten im Südpazifik, hunderte, vielleicht schon tausende Kilometer von der nächsten Festlandküste entfernt, und darüber hinaus vollkommen auf uns allein gestellt.

»Du weißt es nicht genau, oder?« ergänzte Jolene mit leiser Stimme. Jeder von ihnen hatte sich nun mir zugewandt und ich hielt mit fester Hand das kleine Büchlein fest, in dem die Wahrheit zu finden sey.

Den Mund in verkniffener Haltung, suchte ich nach einer angemessenen, für alle gerechten Antwort. Die Antwort war die Unwissenheit. Und ich mußte sie offenbaren. Also holte ich alle an den Tisch unter Deck und erklärte die Situation.

Ich erzählte ihnen von meinem täglichen Vermerk, auf Basis des TLR. Dann von dem quasi über Nacht beobachteten Abdriften in südlichere Breiten und den ersten Abgleich unserer Breite über die Sterne. Im Grunde war diese mehr oder weniger sprunghafte Abweichung nicht erklärbar oder andersartig nachvollziehbar.

Lugus warf den Hinweis ein, daß unsere Situation doch erklärbar sey, wenn uns das TLR falsche Daten übermittelt hatte. Das Überprüfen unserer geographischen Breite anhand der Sterne hatte dann erst die Täuschung offenbart. Aber warum sollte uns das TLR falsche Daten ausgeben?

»Wir haben uns total verirrt!« stellte Jolene frustriert fest und Olivia legte ihren Arm um sie: »Wir sind wie diese erste Gruppe, die Schiffbruch erlitt und dann mehr oder weniger zufällig auf Dulcedo gestoßen ist!«

»Ja, wir haben uns verirrt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir nicht wirklich als *Opfer* bezeichnet werden dürfen. Uns war die Gefahr von Anfang an bewußt und wir haben die Konfrontation mit unseren Ängsten gesucht!« sprach Menuitas Vernunft. Aber Jolene zog sich in den Schlafbereich zurück und wimmerte von einer großen, nun zerstörten Hoffnung, und dem nahen Tod im Nirgendwo.

So weit waren wir anderen noch lange nicht und entschieden, Jolene zunächst zur Ruhe kommen zu lassen.

»Lugus, hole den Sextanten, die Tabellen und die Uhr. Wir treffen uns an Deck.« Und nun gingen wir die Sache richtig an.

20 Eine nasse Karte

Aufgrund der Gewöhnung an das TLR hatten wir niemals die Verwendung des Sextanten und der Navigationstabellen in Erwägung gezogen. Wir waren auch nicht vertraut damit und mußten uns gewissermaßen durch das beiliegende Handbuch kämpfen. Bei Nacht die geographische Breite anhand der Sterne abzuschätzen, war eine wenig schwierige Aufgabe. Jedoch die dazugehörige geographische Länge zu bestimmen, bedurfte einer genauen Uhr, der Kenntnis des Sonnenstands und einiger sehr undurchsichtiger Tabellen voller Ziffern. Das Ganze wurde noch erschwert, da innerhalb von zwei Stunden nach der Sichtung der Eisberge eine hochgradige Brise zu blasen beging und das Meer von auf- und niedergehenden Wellen bewegt wurde. Menuita hielt jedenfalls einen Kurs, der uns von den Eisbergen wegbrach-

te, während ich, Lugus und Olivia eine Längenbestimmung vornahmen. Nach einer Weile mußten wir die Gerätschaften und Bücher einpacken und unter Deck gehen. Der Wind verstärkte sich nun immens und ausgedehnte Wasserberge überschwappten das Deck. Menuita hatte breitbeinig einen guten Stand gefunden und hielt das Steuer mit beiden Händen fest umklammert.

»Was sind deine letzten Werte?« rief ich zu Olivia und sie nannte mir den Winkel der aktuellen Sonnenhöhe. »Und die genaue Zeit?« – Lugus rief sie mir zu und ich fuhr mit dem Finger durch die seitenlangen Tabellen. Daß das Boot erheblich schwankte, vereinfachte die Sache in keiner Weise.

»Hier ist es. 110 Grad und 40 Minuten West. Dann sind es ... noch über 1000 km bis Dulcedo, Kurs Nordwest!«

Lugus stieg an Deck und rief Menuita ein lautstarkes »Nordwest halten!« zu. Mich erschrak, als in dieser Sekunde die Tür zum Deck geöffnet wurde: Schwarzgraue Wolken, vielfältig gebändert und ein unerträglich pfeifender Wind vermittelten eine Stimmung, als würden die Meere durch Chaos und nackte Gewalt aufgerieben werden; als gäbe es einen Krieg zwischen Himmel und Wasser; die Wolken und Blitze im Ansturm; die nach oben gerichteten Wellenberge als defensive Schutzbarriere. Es war ein beeindruckender Anblick.

Wie ich kurz wahrgenommen hatte, spannte sich das Segel am Hauptmast voll durch, obwohl sich einige Leinen losgerissen hatten und gegen das Segel peitschten. Wogen stürzten über das Deck und der Meeresspiegel wirkte hin und wieder auf gleicher Höhe mit diesem. Aber immer wieder, wenn die *Konvergenz* wieder einen Wellenberg hinauf-

fuhr, erhob sich das kleine Boot aus der blauschwarzen Umspannung und bewies uns seine angezweifelte Schwimmfähigkeit.

Lugus und Menuita wechselten mit mir stündlich die Arbeit am Steuer ab, während der Sturm zwei ganze Tage hindurch wütete. Erst in der Mitte des dritten Tages wurde die See ruhiger und wir konnten unsere Position abermals mit dem Sextanten überprüfen. Wie sich gezeigt hatte, wurden wir mehrere Hundert Kilometer näher in Richtung Dulcedo herangetrieben. Natürlich freuten wir uns über diese »Beihilfe«, aber es war auch beeindruckend und befremdlich, wie stark uns der Sturm in eine andere Richtung hätte abtreiben können.

Da sich am Horizont bereits weitere schwarze Sturmwolken ankündigten, nutzten wir die wenigen verbliebenen Stunden, um unter und über Deck die Ordnung wiederherzustellen.

Lugus fiel die Überprüfung des Haupt- und Nebensegels zu; er sollte gerissene Leinen wieder anknoten, eventuelle Risse inspizieren und auf sonstige Schäden achten.

Menuita ruhte unter Deck und ließ sich die Schwielen an seiner Hand verbinden, die er von der Fixierung des Steuerrades davongetragen hatte.

Ich selbst hing von außen an der Reling und prüfte den Rumpf auf Schäden. Zu meinem Erstaunen konnte ich keine Leckage, Dellen oder Abriebe feststellen. Einige Kunststoffflaschen waren erschienen und krachten in Gruppen gegen den Rumpf. Doch dann verschwanden sie wieder und das Meer war frei von sichtbarem Müll. Auch die Eisberge waren nicht länger auszumachen.

Unter Deck hatte Olivia alles im Griff und kontrollierte

die Vorräte. Wie sie uns mitteilte, waren durch das starke Hin- und Herschütteln einige Gefäße zu Bruch gegangen und Beutel aufgeplatzt. Sie stellte außerdem fest, daß die Vorräte noch für etwa 12 bis 15 Tage reichen, sofern wir sparsam mit ihnen haushalten. Die anderen Gefäße verstaut sie nun sehr dicht aneinander, band sie fest und fixierte sie auf andere Art, damit ein Verlust nicht erneut eintrete. Wie auch ich stellte sie von innen keinerlei Rumpfbeschädigungen fest.

»Wir sollten uns auch irgendetwas ausdenken, um unsere Frischwasser-Vorräte mit neuem Regenwasser zu füllen«, bekannte sie und lief auf ihrer Suche nach ein paar Töpfen oder Wannen aufgeregt durch das gesamte Boot.

Ich dagegen hatte mich der sicheren Navigation verschrieben und suchte nach einer Idee, damit wir durch den Sturm nicht so sehr abgetrieben oder vielmehr: *voran*getrieben würden, denn das konnte uns auch in die Gegenrichtung führen. Die Installation eines Schleppankers wäre eine sinnvolle Möglichkeit, aber uns stand kein angemessenes Gewicht zur Verfügung. Und jede weitere Stabilisierung des Bootsrumpfes in Bezug auf eine Querströmung wäre nicht ausreichend haltbar anzubringen, als daß sie den nächsten Sturm übersteht.

Wie ich außerdem bemerkte, hatte mittlerweile jeder von uns seine Aufgabe gefunden; sich darauf konzentriert und nun versessen, die selbst ausgewählte Verpflichtung beizubehalten. So widmete ich mich der Berechnung des Kurses, während Menuita die meiste Zeit das Steuern des Bootes übernahm. Lugus wiederum hatte Freude daran gefunden, seine Kenntnisse im Angeln zu vertiefen, und Olivia besorgte die Ordnung unter Deck, einschließlich der Vorräte.

Jolene hatte in diesem Sinne kein konkretes Arbeitsfeld, sondern bot ihre helfende und freundliche Hand bei jeder Gelegenheit an. – Auch diese Tätigkeit ist außerordentlich wichtig in einer funktionierenden und verlässlichen Arbeitsgruppe. Jolene wurde damit zu einer Art Vermittler, der alle Kompartimente geschmeidig beisammenhielt.

Ich bewunderte die Weise, auf die jeder zu seiner Aufgabe gefunden hatte: Offenbar lag dem ein sehr ursprüngliches Denken zugrunde, nach diesem sich jeder dem zuwendet, das er für sich am besten zu beherrschen glaubt und gleichzeitig weiß, daß seine Tätigkeit – in Begrenzung dieser Aufgabe – notwendig und sinnvoll für die Gruppe ist. Dazu gehört in gewisser Weise auch die Einstellung: »Nun gut, was ich tue, das ist nur ein kleiner Teil: Es wird sich schon jemand für den Rest finden.« – Und wie in der Natur wird jede noch so brauchbare Nische durch ein Lebewesen ausgefüllt. Ist ein Ort für den einen Organismus unwirtlich, dann siedelt sich eben einer an, für den er das nicht ist. Und so fanden sich auch auf der *Konvergenz* allerlei Nischen, die, gut verteilt, auf uns Fünf übergingen; die wir beherzten und betrauten; nach Möglichkeit im Einverständnis mit den Kollegen; aber auch mit einer anständigen Selbstbefürwortung.

Mit einem besorgten Gesichtsausdruck schaute ich gen Horizont, da sich dort, wie gesagt, weitere Gebirge an schwarzen Gewitterwolken auftürmten; in einer solchen Gestalt und Höhe, wie ich sie auf dem Land niemals bemerkt habe. So dachte ich, daß es der Ort des Ozeans sey, der seine Gewaltigkeit bedingte, und wir Reisende ferner etwas sahen, das niemand zuvor gesehen hatte. Hoffentlich galt das auch für unser Ziel.

Einige Stunden darauf frischte die Brise wieder auf, das

Segel fing den Wind und spannte sich ins Extrem. Lugus ging ein letztes Mal die Vertäuung durch und tauschte noch zwei Leinen aus, von denen er ein Reißen erwartete. Jolene assistierte mir beim Halten des Sextanten, den ich trotz schwankender See bestmöglich geradhalten wollte. Aber es wurde schlicht unmöglich.

Innerhalb einer viertel Stunde wurde es derart stürmisch, daß alle, bis auf Menuita, das Deck verließen. Diesmal hatte sich Menuita, bereits in einen Regenmantel verhüllt, außerdem mit einem Gürtel am Steuerpfosten festgebunden.

Der Sturm wurde rasch stärker und jeder kurze Blick an Deck zeigte, daß dieser Sturm dem ersten überlegen war.

Kurz darauf wurde sogar mir durch das Schwanken übel und Menuita erbat nach nur 30 Minuten um Ablösung. Olivia saß bei den Schränken und versuchte die Lebensmittelkartons beisammenzuhalten, während Jolene sich vor Schrecken über das Schlagen, Klopfen und Knarren unter den Tisch verkrochen hatte.

Bücher fielen aus ihren Regalen und lose Gegenstände landeten auf dem Boden. Die inmitten des Rumpfes angebrachte Stützstange aus armdicken Metall schien sich bei genauerem Hinsehen zu verbiegen (vielleicht war es auch das Schwanken in meinem Kopf), und Wasser drang in kleinen Schlucken abwechselnd an der Hecktür und am Bug ein, wobei wir die Bug-Leckage noch immer nicht erkennen konnten.

Lugus saß, wenn er nicht mit mir oder Menuita abwechselte, auf der Bank entlang der Längsseite und schaute stumm aus dem schmalen Fenster, an das unentwegt die Wucht der Wellen prallte.

Meine Sorge galt der Technik, d. h. dem TLR, dem Funk-

gerät und anderen elektronischen Gerätschaften, die in der Nische am Backbord-Heck untergebracht waren; mühsam bedeckte ich sie mit Kunststoff-Tüten, die mir Olivia aus dem Bestand reichte. Doch schon jetzt konnte ich sehen, daß die abgeschalteten Bildschirme sich nie wieder in Betrieb nehmen lassen würden. Ob es Wasserschaden oder etwas anderes war, konnte ich nicht sagen. Umso mehr behütete ich nun die Kiste mit dem Sextanten und Tabellen, damit wir – falls wir den Sturm überstehen sollten – unsere Position aufs neue feststellen können würden. Da das TLR offenbar bereits irreversibel beschädigt worden war, konnten uns nur noch Sterne und Sextant nach Dulcedo bringen.

(An dieser Stelle zweifelte ich übrigens nicht länger an Dulcedos Existenz. Keine Frage, ob die Koordinaten nach Præcipuas Lieblingsstern nur geraten waren – Dulcedo existierte!)

In meiner Verzweiflung schob ich eine Schlaufe meines Gürtels durch die dreieckige Öffnung des Sextanten und fixierte ihn so an mich, daß er nicht aus Versehen über Bord gespült werden konnte.

Lugus hatte mich beobachtet und meine Idee adaptiert: Im Durcheinander holte er die Kiste mit den Ausrüstungsgegenständen hervor und band sich eines der Messer an den Gürtel. Die Frauen machten es ebenso.

Im Grunde war das keine dumme Idee, doch ich lehnte sie ab. Naß tropfte mir das Haar ins Gesicht, als stünde ich selbst im Regen. Aber mein Verstand arbeitete vollkommen beruhigt: Er sagte mir, daß ich mich an keinen Gegenstand zu binden habe, den ich nicht auch aus der Natur und mit menschlicher Intelligenz ersetzen könnte. In meinen Augen

war dieses Boot bereits gesunken, bereits Vergangenheit. Und ich hatte nie damit gerechnet, mit dem Schiff tatsächlich an den Strand der Insel aufzulaufen! Derweil mochten sich die anderen der Idee hingeeben haben, das noch intakte Boot in eine Art Quelle für Baumaterial umzuwandeln.

Im Laufe der Nacht fuhr Lugus damit fort, sich weitere Gegenstände an den Körper zu binden, um im Falle eines kenternenden Bootes alles dabei zu haben. Noch immer hielt ich nichts davon und folgte der Prämisse: »Motivation wird Vorbereitung immer überlegen sein.« Auf Dulcedo wird es schon alles geben . . .

Gegen Mitternacht war ich mit der Ablösung am Steuer dran und verbrachte über eine Stunde in der dunklen, nur hin und wieder von Blitzen erhellten, endlosen Welt des Nichts. Das Boot tauchte zwischen den Wellentälern zeitweise soweit unter Wasser, daß ich das Gefühl hatte, ein Floß zu steuern.

Mit dem ganzen Körpergewicht stützte ich mich auf das Steuerrad, um es in eine Richtung zu pressen, und wischte alle paar Sekunden den Kugelkompaß ab, der sich aufgrund der Bewegungen nur grob ablesen ließ. Aber im Ganzen, denke ich, konnte ich einen NW-Kurs halten.

Der Anblick des wilden Meeres war fürchterlich. Herausgerissen aus der mir seit Jahrzehnten vertrauten Umgebung eines vergleichsweise friedlichen (aber unbefriedigenden) Lebens in dieser oder jener Stadt an Land . . . , sah ich mich an jenem Tag inmitten eines unbeherrschbaren Sturmes, inmitten der verlorenen Weite des Ozeans. Blitze, die mir doppelt so stark wie an Land erschienen, krachten ins Meer und wurden sogleich von riesigen Wellenbergern weggeschwemmt. Die Horizontlinie nicht länger feststellbar, Himmel

und Ozean verschmolzen zu einer überwältigenden Melange aus Spröde, Masse und Unterwerfung. Ich fühlte mich wie eine kleine, unwichtige Figur, die in einen großen Eimer mit blauer Farbe geworfen und *durchgerührt* wurde.

Spätestens nach diesem Sturm hätte man uns für verrückt und lebensmüde erklären müssen, weiterhin auf die offene See hinauszufahren. An einen Punkt, wo keine Karte irgendetwas zeigt, das an Land erinnert. Mit Lebensmitteln, die bei fünf Personen keinesfalls für die Rückkehr an die Westküste Südamerikas reichen, vom Treibstoff ganz zu schweigen; ohne Segelerfahrung oder Kenntnisse über diesen Abschnitt der Weltmeere. Aber hier waren wir nun und gaben uns einer erbärmlichen schwindenden Hoffnung hin. Sie glich in ihrer Unwahrscheinlichkeit der Erwartung eines Verdurstenden, inmitten der Wüste einen Eimer Wasser zu finden: Jeder Blick auf die Weite des Sandes würde ihm wiederholt beweisen, daß jede Annahme vergeblich sey; das schwachsinnige Resultat seines gekochten Gehirns.

Bei uns war es ähnlich: Wir verloren den Überblick; verirrt uns in der Wüste des blauen Meeres; trieben immer weiter wie vom Instinkt geleitete Insekten, die auf eine diffuse Lichtquelle zuziehen.

Die Angst wurde verstärkt, da ich voraussah, daß die *Konvergenz* keine weiteren drei Tage im Sturm überstehen konnte. Der Hauptmast knarrte und verbog sich bereits, und schien bei weiterer Querbelastung bald zu brechen. Ironischerweise hatte niemand während der Vorbereitungen auf den Sturm daran gedacht, das Segel einzuholen, damit es nicht reißt und der Mast nicht zusätzlich belastet wird. Als es uns dann doch in den Sinn kam, war der Wind bereits zu stark, um sich sicher an Deck zu bewegen.

Der Mast brach in dieser Nacht nicht, aber das Bug-Segel riß sich los und verschwand in Sekundenschnelle zwischen den Gewitterwolken. Das Hauptsegel behielten wir zwar, aber es riß diagonal ein, quer von der Spitze bis zur Befestigungsöse am Heck. Von da an flatterte es frei im Wind und schlug um sich, sodaß ich einige Mal in Deckung gehen mußte. Ab diesem Moment steuerte sich das Boot nicht mehr sinnvoll, und ich bemerkte ein Schlingern um die Mittelachse. – Das Drehen am Steuerrad schien überflüssig zu sein, und allein Strömung und Wind trieben uns weiter voran.

Ohnmächtig, irgendetwas dagegen zu tun, hielt ich weiter den Kurs und wechselte am Morgen noch einmal mit Lugus ab, der bis zum Ende des Sturms – am Nachmittag des Folgetages – an Deck blieb.

Sogleich es möglich war, erschien die gesamte Mannschaft an Deck und begrüßte die frische Luft. Leider konnte auch niemandem der erhebliche Schaden am Boot entgehen: Das gerissene Segel flatterte noch immer im Wind und wir kneteten es hilfsbedürftig fest, während Olivia in unserem Bestand nach Nadel und reißfestem Faden suchte. Als sie beides schließlich fand, stellte sie fest, daß der Faden nur eine Länge von rund vier Metern hatte, womit gerade einmal die Hälfte der Länge des Risses geflickt werden konnte. Trotzdem machten sie und Jolene sich sogleich an die Arbeit.

Menuita hatte seinen Rundgang um das Schiff abgeschlossen. Ich bemerkte, wie leidenschaftlich er der Angelegenheit nachging; wie er mit Besorgnis und Gründlichkeit jeden noch so geringen Schaden wahrnahm und sich eine Meinung dazu bildete. Wie er berichtete, gab es eine ganze Reihe von Beschädigungen am Rumpf: Dort, wo Taue fest-

gemacht waren, hatten die Kraft des Segels Risse entlang der Zugrichtung erzeugt und darüber hinaus die Wandung eingedellt. Sogar einige der Metallteile waren leicht verbogen worden; ein weiterer Beweis, daß wir uns eigentlich auf keinem Hochsee-tauglichen Schiff aufhielten. An anderer Stelle, insbesondere am Bug, gab es rund ein Dutzend eingedrückte Marken, d. h. etwa Handteller-große Depressionen im Rumpf, die nicht nur die oberste Versiegelungsschicht durchstoßen, sondern auch das darunterliegende Holzgerüst beschädigt hatten. Wasser drang ein.

Von innen legten wir die beschädigten Stellen frei und dichteten sie mit allerlei Gegenständen ab: Wir stopften Zahnpasta und Gummi-Reste hinein, und drückten alles mit Decken fest, die wir schwer verbarrikierten. Aber eine beständige Wasserlache am Boden blieb dennoch bestehen. Und dann war da auch noch das Buch ...

Zuerst fiel es mir auf, als ich eine Positionsüberprüfung mit dem Sextanten vornehmen wollte. Ich legte mir an Deck alles bereit und als ich das kleine Büchlein hervorziehen wollte, in dessen Rückseite die Karte mit unserem bisherigen Kurs eingelegt war, griff ich nur ins Leere. Eine halbe Stunde suchte ich die undenkbarsten Orte nach ihm ab, aber schließlich holte mich die Gewißheit ein. – Es mußte mir in der letzten Nacht, als ich so sehr mit dem Schiff und zwischen Gewitterregen und Wind gekämpft hatte, un bemerkt aus der Tasche gerutscht und über Bord gegangen sein.

Bis zum Abend dieses Tages trat die vollständige Entnervung der Gruppe ein. Hoffnung war verblaßt; allesamt sahen sich auf einem schwimmenden Sarg. Und zwischen den trüben Gesichtern reihte auch ich das meine ein: Was

taten wir hier eigentlich?

Insbesondere ich bedauerte den Verlust der Karte. Nun war es nämlich gar nicht mehr so einfach, den richtigen Kurs zu halten. Auch die Gruppe drückte mir eine gewisse Enttäuschung und Bestürzung über diese Missetat aus, obwohl mir niemand wirklich gram war. Immerhin geschah alles im Rahmen des Möglichen und Willentlichen, fern irgendwelcher Fahrlässigkeit. Und ich ... suchte krampfhaft nach tröstenden Worten.

Aber was sagt man einer Gruppe, die schon eine gefühlte Ewigkeit auf den Weiten des Meeres treibt, einem unmöglichen Ziel folgend? Auf welche Weise tröstet man einen Menschen, der bereits *vor* seiner Reise so verzweifelt war, daß er freiwillig ein tödliches Wagnis eingeht? Sagte ich ihm etwa: »Wir alle kannten das Risiko! Jeder ist aus eigenem Willen hier!« – welche Reaktion sey darauf zu erwarten? Selbstbedauerung?

Eine Weile hatte ich mich auch mit der verbliebenen Technik an Bord beschäftigt: Das TLR, das Funkgerät und die anderen Dinge, die bereits in der vorherigen Nacht ihr Funktionieren eingestellt hatten. Ich wagte es in meiner Verzweiflung sogar, die Verkleidung abzuschrauben und ins Innere zu sehen. Die Platinen und Kabel lagen im Trockenen und schienen zunächst gut vor Wassereindringen isoliert; mit meinem bescheidenem technischen Verständnis war keine Fehlerursache festzustellen. Obwohl der Generator eingeschaltet war und sogar das Deckenlicht für die Kabine funktionierte, blieben die Gerätschaften am Navigationspult tot. Lugus vermutete eine Unterbrechung in der Verkabelung unterhalb der Seiten- und Bodenverkleidung. Diese jedoch zu öffnen und nach einem Kabeldefekt zu suchen, war, ange-

sichts des am Boden stehenden Wassers, im Moment keine sinnvolle Beschäftigung.

Der verbliebene Treibstoff wurde in die Tanks gefüllt und die Ausrüstung, so gut es ging, festgezurr. Es war ganz erstaunlich: Während alles um uns herum immer weiteren Schaden nahm, blieben wir Menschen weiterhin unverletzt. Ich erkannte hierin die Wesentlichkeit des Lebens: Das Unbelebte zu benutzen und zu verbrauchen, damit das Lebende erhalten bleibt. Und am Abend, während eine weitere Front dunkelgrauer Gewitterwolken aufzog und die Dynamik des kommenden Sturms auffrischte, würde diese Hypothese bewiesen oder widerlegt werden.

Menuita übernahm die erste Schicht, und ich sprach mit den anderen ab, in gleicher Weise wie in der vorherigen Nacht zu verfahren. Die letzte Positionsmessung zeigte uns eine Entfernung von noch rund 400 km von der Insel Dulcedo, und so beabsichtigten wir auch weiterhin den NW-Kurs beizubehalten.

Wie in einer Wiederholung der Ereignisse geriet das angeschlagene Boot in ungemeines Schwanken und ein dumpfes Geräusch krachte hin und wieder gegen den Rumpf, wovon wir annahmen, daß es die Wucht der Wellen sey. Etwa zwei Stunden befanden wir uns schon inmitten dieses Sturmes, und ich erwartete jeden Moment das Zerbrechen des Rumpfes, als würde man ein Hühnerei am Rand einer Pfanne aufschlagen. Menuita hatte den Motor zugeschaltet, sich sicher wädhend, daß wir nicht genug Vordrang erzeugten, um gefahrlos zwischen den Wellen navigieren zu können. Er hatte eine ganz vorzügliche Methode entwickelt, durch geschicktes Steuern zunächst den Anstieg eines Wellenberges abzuwarten und kurz vor Übertreten des Kammes querzu-

steuern, sodaß wir auf der anderen Seite unbeschadet wieder herabglitten. Anschließend mußte er wieder auf Kurs einschlagen. Das nur notdürftig geflickte Vordersegel hielt keine Stunde dem Wind stand und zerriß nun endgültig in zwei irreparabel beschädigte Fetzen.

Ich saß mit all den anderen unter Deck und wartete darauf, daß Menuita nach Ablösung verlangte. Wie würde es nun weitergehen? Falls das Boot auch nach dieser Nacht noch immer in einem Stück sein sollte, dachte ich, würden wir uns etwas einfallen lassen müssen, um entweder nicht den widerlichen Tod eines Seefahrenden sterben zu müssen, oder die Insel auf anderem Wege doch noch zu erreichen.

Das Licht der einzigen, noch funktionierenden Glühlampe an der Decke flackerte bereits und ich drehte sie fest. In diesem Moment stürzte Menuita durch die Luke herein und rief:

»Volle Deckung! Der Mast kommt runter!«

Er warf sich unter den Tisch und klammerte sich an etwas fest. Vor Schreck taten wir es ihm gleich. Nur zwei Sekunden später rumste etwas Gewaltiges auf das Deck über uns, als hätte uns ein Meteorit getroffen. Das Deck wurde an mehreren Stellen eingedrückt, fast alle Fensterscheiben gingen zu Bruch oder sprangen aus ihrer Fassung. Im selben Moment drang der unbarmherzige Lärm des äußeren Gewitters ein und auf dem tiefsten Punkt des Wellengangs schwappten einige Liter Meerwasser herein. Die letzte Glühlampe war auf ewig verstummt; von nun an wurde der Innenraum nur noch durch die Helligkeit der Blitze erleuchtet.

Niemand war verletzt worden, aber nun war auch dem letzten klar, daß wir das Boot aufgeben mußten. Die *Konvergenz* hatte ihr Leben verloren, ihre Integrität; sie blutete

aus. Von nun an war sie nicht mehr als ein schwimmendes Floß, das uns in die Ewigkeit und in die Gewißheit unserer Bestimmung transportierte.

»Rasch! Zieht euch die Schwimmwesten über!« Olivia half beim Verteilen und zog die Schnüre bei jedem fest. Aber das war nur der logische Schritt. Das, was man in so einer Situation normalerweise tut, wenn man bei wachem Verstand bleibt. Aber wie fährt man fort?

Sobald wir das Schiff verlassen, d. h. vom einzigen schwimmenden Gegenstand in unserer Nähe getrennt werden, sind wir dem Meer ausgeliefert. Uns muß noch nicht einmal der Sturm ersäufen; denn wenn wir uns noch mehr als, sagen wir, 50 km von Dulcedo entfernt aufhalten (falls diese verdammte Insel überhaupt existiert!), können wir nicht mehr erreichen als noch mehr Wasser und noch mehr Todesangst.

Ich konnte mir gut denken, daß einige von uns den sicheren Tod vor Augen sahen; dagegen war meine Wertung der Angelegenheit eine ganz andere. Denn, so glaubte ich, hatte er sich in jedem Falle gelohnt, dieser »verwegene Sprung in die Freiheit«. Auch wenn das bedeutete, daß wir den Zaun unseres Geheges nicht überwinden, sondern, uns daran klammernd, sterben mußten.

Olivia wies weiter an, daß sich jeder die in ihrer Voraussicht an der Schnur mit der Weste verbundene Wasserflasche zwischen die Kleidung stecken solle, und auch sonst sich irgendeinen nützlichen Gegenstand greift, um ihn mit sich zu nehmen, falls wir tatsächlich über Bord gehen.

Meine Weste legte ich nur widerwillig an und schloß sie auch zunächst nicht. Aber Olivia schnürte sie mir in ihrer mütterlichen Fürsorge fest um die Brust. Die Wasserflasche rührte ich nicht an.

»Mit offenen Augen?« sprach Menuita, der meine gegenüber diesen Vorbereitungen abgeneigte Haltung beobachtet hatte.

»Jedenfalls nicht mit *geschlossenen*, alter Freund«, grinste ich zurück und wir sahen uns einige Sekunden lang vertraut an, während das Chaos um uns herum außer Kontrolle geriet.

Man könnte meinen, daß ich auf meine Art besonders mutig war, da ich jede Versicherung ablehnte und noch immer an der Idee festhielt, ohne *fremde Hilfe* die Insel zu erreichen (und natürlich auf ihr zu leben). Aber im Grunde waren alle anderen genauso waghalsig. Keiner von uns probierte über Funk einen Notruf abzusetzen oder schoß eine der vielen Signalaraketen in den nächtlichen Himmel ab, die noch ungenutzt in einem Fach lagen. Nicht, weil wir dachten, daß es ohnehin niemand sehen würde; sondern weil wir einfach nicht gefunden werden wollten, egal wie das hier ausging.

So nun hockten wir zusammen auf dem Boden des Unterdecks, während Wasser durch die eingeschlagenen Fenster, die Deckluke und zwischen Rissen im Rumpf eindrang. Es floß nicht so schnell, daß uns das Ertrinken drohte, noch war die Austrittsluke durch den umgestürzten Mast verbarrikadiert. Ganz im Gegenteil: Der Rest des Mastbaums wurde bald von Deck gespült und riß sich dabei selbst, Verschraubung und Vertäuung aus der Verankerung in der Mitte des Bootes. Als das geschah, knarrte es abermals lautstark und weitere Risse bildeten sich, durch die Wasser eindrang.

Nur wohin hätten wir fliehen sollten? An Deck? Während eines Sturms?

»Es ist jetzt vielleicht auch egal«, begann Jolene mit zitteriger Stimmen, denn das Meerwasser unterkühlte sie, »aber

als der Mast über uns zusammenstürzte, hörte ich noch ein anderes Krachen. – Unter uns.«

»Habe ich mich also doch nicht getäuscht!« rief Lugus aus und hatte offenbar das gleiche wahrgenommen.

Sind wir etwa auf irgendeiner Untiefe aufgelaufen? Hier draußen?

Gerade spürte ich noch festen Boden unter den Füßen und halte mich an den letzten Gegenständen der Zivilisation fest, dann kracht es abermals ohrenbetäubend, wir wurden zur Seite geworfen, rotierten um unsere Längsachse, während allerlei lose Gegenstände auf uns einprasselten . . . , dann ein Moment der Ruhe, wir lauschten in die Stille.

Mit einem Mal riß der Boden auf, die Seiten des Rumpfes sprangen auseinander, ein einziger Spalt öffnete sich um uns herum und zerteilte das Boot in zwei Hälften. Im selben Augenblick fielen wir in die Tiefe; in das schwarze Wasser unter uns; und mit uns alle Hoffnung.

Es ist ein seltsames Gefühl, wenn von einer Sekunde zur anderen ein fester Grund zu einer Flüssigkeit wechselt, in der man nunmehr aktiv schwimmen muß, um nicht unterzugehen. Der Boden wurde uns allen entzogen und die Füßen fanden keinen Halt mehr.

Ein letztes Mal hatte ich die Gruppe um mich herum im Ganzen gesehen, danach schaute ich nur noch durch aufgewühltes Wasser, während absinkende Wrackteile auf mich eindrückten und ich mit aller Macht dagegen strampelte. Es dauerte auch eine Weile, bis ich die Wasseroberfläche erreicht hatte und ich mich an die sacknasse Kleidung gewöhnt hatte.

In diesem einen Moment, da ich meinen Kopf aus den Wellen erhob und das Haar vom Gesicht schüttelte, sah

ich es: Eine Art schwebender Hügel, ganz dicht beim Horizont. Er funkelte auf, als es gerade wieder blitzte, dann war es schon wieder dunkel und eine der haushohen Wellen wischte das Trugbild hinfort. War *das* Dulcedo?

Leider konnte ich niemanden davon in Kenntnis setzen, denn es war niemand zu sehen. Ich schaute um mich und rief mit winziger Stimme gegen den Sturm, aber es war einfach niemand im Vordergrund der Nacht auszumachen!

Hinter mir gab es unerwartet eine Explosion und ein Feuer verteilte sich auf der Wasseroberfläche: In Wogen flammte ein Teppich aus brennendem Treibstoff, der während des Kenterns ausgelaufen war und sich entzündet haben mußte.

Das Feuer grellte meine Augen und ich verdeckte sie mit dem Arm; weiter wagte ich mich erst heran, als dort Lugas zwischen den Flammen aufstieg, kurz nach Luft schnappte, mit aller Kraft um Auftrieb paddelte und wieder absank. Ich tauchte und suchte verzweifelt nach einer Silhouette, die ich zur Rettung greifen könnte. Aber wie es schwarz an der Oberfläche war, so schwarz war es auch unter Wasser.

Während meines zweiten Versuchs mußte ich sogar Luftblasen ausstoßen, um zu erkennen, wo Oben und Unten sey; eine Welle hatte mich herumgewirbelt und mir die Orientierung genommen. Wieder über Wasser, sah ich noch ein letztes Mal Lugas, der wieder nach Luft schnappte, dann absank.

Es sah so aus, als hätte er sich in irgendwelchen Seilen verheddert; erst dann erkannte ich, daß es seine eigene Ausrüstung war, die ihn nach unten zog. Im Eifer hatte er sich wohl alles mögliche an den Körper gebunden, sodaß nicht einmal der Auftrieb seiner Weste ausreichte. Wenn ich doch nur wenigstens nah genug an ihn herangekommen

wäre, um etwas davon loszuschneiden!

Abermals wagte ich den Versuch nach ihm zu tauchen, doch nach einer halben Minute überstieg ein starker Überlebensinstinkt meinen Willen, und zwar mich zum Atmen wieder aufzusteigen. Laut und erschöpft blies ich aus und blinzelte mit den Augen. Das Salz hatte ihnen zugesetzt und nun schmerzten sie.

In diesem Chaos zwischen Feuer und Sturm, in diesem »haltlosen Treiben der Mächte«, da trieb auch ich und ließ mit mir spielen. Mir war kalt, aber ich fühlte keine Panik. Ich breitete die Arme aus, nicht um mehr Auftrieb zu erhalten, sondern um *anzunehmen*, was auch immer mir zgedacht wird.

Wo die anderen waren? Ob sie es schafften? Meine Moral gewährte mir immer wieder nach ihnen zu rufen, doch alles andere empfand ich als vergeblich. Ich war nun bereit für die nächste Welt.

Dann endet meine Erinnerung an diese Nacht.

21 Totmachen und Dichtholen

Wie nach einem langen Traum erhoben sich die Augenlider, und meine Arme und Beine fühlten sich leblos an. Aber ich hatte wieder festen Grund unter mir.

Noch benommen lag ich auf dem Bauch an einem langen Strand. Die Augen öffneten sich, die Sinne schlugen aus und nahmen unter rauhem, noch immer bewölktem und regnerischem, grauem Wetter einen ausgedehnten, aber nur wenige Klafter breiten Strand wahr, an dessen Dünung sich eine Reihe von Palmen im Wind wogen. Hatte ich es geschafft?

Die Wahrnehmung meiner Sinne erreichte 150 Prozent, die Augen öffneten sich noch viel weiter.

Der Strand war über und über mit lose dahingewehten Palmenblättern bedeckt, dazwischen lagen Steine, Tang und allerlei andere Dinge, die ein Sturm eben so mit sich bringt. Der Regen prasselte mal intensiv, mal weniger intensiv, doch immer beständig dahin. Einmal hatte ich das Gefühl, daß selbst das bißchen Sand unter meinem Körper wieder fortgespült werden würde. Im Moment ergab es also keinen Sinn, meine Kleidung zum Trocknen abzulegen. Wahrscheinlich war es gegen Mittag.

Immerhin schien ich unverletzt zu sein und kontrollierte mich. Kein Schaden, nur Wasser in Nase und Ohren. Und noch immer dieses fürchterliche Brennen in den Augen.

Fröstelnd erhob ich mich und bewegte meine Gliedmaßen. Wind und Wasser hatten mich unterkühlt, und es frischte wohl noch weiter auf. Die Hose war an einem Bein der Länge nach eingerissen, einen Schuh hatte ich verloren. Ich schnürte die Weste ab und legte sie so in die Dünung, daß sie nicht davongeweht werden konnte. Während dieser bedächtigen Tätigkeit verstand ich es sorgfältig, dem Meer allein den Rücken zuzukehren. – Erst wollte ich mir der Wirklichkeit meiner Wahrnehmung gewiß sein, und nicht etwa, durch den Schock beim Anblick der stürmenden See, aufwachen, sey es daheim in meiner Heimatstadt oder noch immer im Wasser treibend und durch Wunschdenken fantasiert.

Wie weiter? Nun galt es, die anderen zu finden!

So laut ich konnte, rief ich die Namen, aber der heftige Wind veranlaßte mich zu der Annahme, daß meine Worte keine zehn Meter weit vordrangen. Nun wagte ich doch einen Blick auf das Meer, um im Wasser treibende Personen,

tot oder lebendig, zu erkennen.

Erst jetzt stießen zwei gegensätzliche Gefühle in mir auf: Ich spähte auf die wilde See, sah aber nicht mehr als erzürnte Wellenberge, die sich einige hundert Meter vor der Strandlinie an einer Art unterirdischen Barriere brachen. Felsen ragten zu beiden Seiten des Strandes ins Meer hervor, doch sie waren kahl und naß. Dazwischen befand sich jener Strand, von dem ich nach meinen Freunden schaute, und zog sich in einer Richtung so weit fort, daß ich dessen Ende nicht ausmachen konnte. – Nun fiel mir diese große Erkenntnis zu: Ich hatte nicht nur *überlebt*, nein ich hatte Dulcedo erreicht!

Selbst wenn dies nicht Dulcedo war . . . , oder war dessen Bestätigung durch die abgelegene Position bereits entschieden?, so war ich doch am Leben; an irgendeiner Küste, die ebensogut zu einer Insel wie zu einem Festland gehören mochte. Vorüber war die Zeit an Bord eines engen Bootes, das Hoffen, das Zweifeln, die Ungewißheit, das miese Essen. Innerhalb dieser Tage hatte ich wohl aus den Augen verloren, was mein wirkliches Ziel gewesen war; nun fiel es mir wieder ein. – *Ich hatte es geschafft!*

So naß und glücklich ich am Strand stand und zwischen den Wellenbergen suchte, so bestürzte mich auch die Trauer über den erlebten Tod meines Freundes Lugus. Was schon sollte ich davon halten? Es akzeptieren und nach einiger Zeit vergessen? Oder mußte ich diese Erfahrung als Mahnmal bis an mein Lebensende ansehen? Konnte ich das überhaupt selbst entscheiden? Mußte ich nicht die Trauer der anderen »abwarten« und mich danach einordnen? Gab es überhaupt noch *die anderen*?

Im Wasser nah der Uferlinie trieb etwas Weißes. Und

wie ich herantrat, und den Gegenstand aus dem Wasser nahm, hielt ich eine von Olivias Spielkarten in den Händen. Nachdenklich betrachtete ich die acht Symbolisken, die den Wert der Karte kennzeichneten. Aber bewies das nun Olivias Tod, oder bedeutete es gar nichts?

Die Karte verschwand in irgendeiner Tasche, dann machte ich mich auf den Weg, den Strand entlang. Es lief sich mühsam im Sand und mit jedem Schritt war ich mir der Besonderheit meines Hierseins bewußt. Aber noch nicht ganz.

Am besten kann man es wohl als *noch nicht glauben* umschreiben: Nun doch zu erreichen, an das man nie vollständig glaubte – ich bedauere, das zuzugeben –, und dabei handelt es sich auch noch um das größte Ziel seines Lebens!, kann für Körper und Seele in einer Form der unvertrauten Nachsichtigkeit resultieren, die man zunächst annimmt und für das erwartete, letzte Extrem hält. Aber das ist es nicht.

Nach einer Stunde hatte ich noch immer keine Antworten: Weder ist mir einer meiner Kameraden begegnet, noch wußte ich, wo ich wirklich war. Der Strand sah an jedem Abschnitt gleich aus; der Dschungel war dicht und undurchdringlich, insbesondere jetzt, da es stürmte. Also begab ich mich auf einen der ins Wasser vorragenden Felsen, auf eine Höhe von etwa zehn Metern, und krallte mich an den rutschigen Vorsprüngen fest. Ursprünglich versprach ich mir eine bessere Übersicht über das Areal, doch auf dieser Höhe schleuderte mich der Wind beinahe ins Meer zurück. Also stieg ich wieder herab.

Kurz nachdem ich wieder auf den Strand getreten war, hörte ich Schritte hinter mir. Sofort drehte ich mich um und

schaute in Olivia und Jolenes Gesicht. Sie waren ebenso schmutzig und naß wie ich, aber es zeichnete sich auch ein intensives Lächeln ab; erst angedeutet, dann belebt. Wir fielen uns in die Arme und lachten eine Weile vor Glück, erst dann fuhren wir damit fort, Menuita zu suchen.

Die beiden Frauen wußten noch immer nicht, daß Lugus ertrunken war und wir, eventuell, nur noch den an den Strand gespülten Menuita finden mußten. Das dauerte durch die Aufteilung der Suche auf verschiedene Strandabschnitte, und die auffällige Farbe von Menuitas Rettungsweste auch nicht lange. Er saß noch benommen im flachen Wasser und rieb sich den Sand aus den Augen, während sich die ausklingenden Wellen an ihm und um ihn herum brachen.

Jolene, die ihn zuerst entdeckt hatte, rief uns zusammen und half dem Gestrandeten auf. Aus der Ferne erkannte ich auch zwischen ihnen die Freude über das Wiedersehen und das unversehrte Leben, denn sie umarmten und herzten sich immer wieder. Nun war es an der Zeit, die anderen aufzuklären.

»Jetzt, wo wir zu viert sind, sollte es einfacher sein, Lugus zu finden, und ...«, begann Olivia, bis ich sie unterbrach.

»Das hat keinen Zweck, Freunde. Lugus ist tot, ich habe ihn sterben sehen.«

Eine atemlose Stille blickte mich an.

»Wie?, Ich meine: Wann ...?«

»... Ist ertrunken, kurz nachdem das Schiff auseinanderbrach«, setzte ich mich auf den Strand, »Ich glaube, seine Ausrüstung hat ihn heruntergezogen.«

Niemand wußte dazu etwas zu sagen, denn sie fühlten diese Mischung aus Glückseligkeit und Trauer, wie auch ich.

Also sagte ich etwas:

»Gegen den Tod können wir nichts ausrichten. Nur in Erinnerung bleibt er uns erhalten. Und wir haben nun die Pflicht, diese Erinnerung an seine Freunde und Kinder . . . , na ja, ihr wißt schon . . . : damit die Erinnerung erhalten und geehrt bleibt.«

Mit etwas Verlegenheit war mir während des Sprechens aufgefallen, daß die Erinnerung an ihn gar nicht an seine Kinder und Freunde weitergegeben werden *konnte*! Sein Ende bedeutete auch gleichzeitig das Ende jeder Erinnerung an ihn, sey es hier auf Dulcedo oder in den Augen der nach seinem Verbleib forschenden Zivilisation in unserer Heimat. Das brachte das Leben auf Dulcedo wohl mit sich; das war sein Preis: Freiheit, aber auch Vergessenheit.

»Freunde, wir müssen weg vom Strand!« forderte ich: »Zeit zum Trauern ist später. Jetzt brauchen wir erst einmal Schutz vor dem Sturm, Wasser und etwas zu essen. Folgt mir.«

Und die Gruppe folgte mir in den Dschungel, der nicht weit von uns, dicht und nahezu undurchdringbar, an der Dünung begann.

Vorausgehend, stieß ich das Gestrüpp auseinander und drückte die großen, nassen Blätter beiseite. Bald kamen wir auf eine kleine Lichtung; oder besser formuliert: an eine Stelle, an der weniger undurchdringlicher Dschungel wuchs als woanders.

»Heute ist es sinnlos, die Gegend zu erkunden; wir müssen abwarten, bis der Regen vorüber ist. Tretet die Erde eben, dann können wir so etwas wie einen Unterstand bauen. Menuita: wir beide suchen uns lange, möglichst gerade Stöcke. Jolene und Olivia: Habt ihr noch eure Messer?«

»Ja«, bekundete Olivia und griff sich an den Gürtel, während Jolenes, ebenfalls am Gürtel befestigtes Messer offenbar beim Schwimmen aus der Scheide gerutscht und verlorengegangen war.

»Gut. Dann sucht ihr beide einige von diesen großen Palmenblättern zusammen, die hier überall herumliegen. Zwei oder drei Dutzend sollten ausreichen. Wir treffen uns hier wieder in einer viertel Stunde«, wies ich an.

Und so trafen wir uns wieder, errichteten einen einfachen Unterstand zum Schutz vor dem Regen, hockten auf der nassen Erde und froren. Wortlos saßen wir eng beieinander, um Körperwärme auszutauschen. Jeder von uns zitterte am ganzen Körper; wollte die nasse Kleidung ablegen und gleichzeitig noch mehr anziehen. Der Sturm ließ gegen Abend nach, nicht aber der Regen. Hier im Dickicht war es zwar windgeschützt, aber wärmer als etwa zehn Grad Celsius herrschten nicht vor.

Als es dunkel wurde und uns jegliche Lichtquelle fehlte – die Einrichtung eines Lagerfeuers stand gänzlich außer Frage –, fühlten wir uns gleichermaßen sicher wie verloren: Finsternis umgab uns, wir hatten es bis aufs rettende Land geschafft. (Noch immer wollte ich das nicht glauben!) Aber wo waren wir nur?

Ich blickte in die Dunkelheit und beständig um mich; mein Geist fand keine Ruhe, an Schlaf war nicht zu denken, ich mußte meinem Instinkt vertrauen bzw. ganz neu lernen, wie damit umzugehen sey. Gewohnt war ich eine abgeschlossene Wohnung mit Wänden um mich herum, ohne je die Annäherung eines Tieres zu fürchten.

Nun war ich wieder Teil der Natur geworden, fühlte Angst und Sorge um mein Leben. Nur wo befanden wir

uns?

»Ist das wirklich Dulcedo?« flüsterte Jolene im Halbschlaf mit beinahe geschlossenen Augen. Der Regen prasselte unbarmherzig auf das über uns konstruierte Dach aus Palmblättern, aber es deckte nicht gut. Wasser lief an allen Seiten hinein, auf unsere Köpfe, in unsere Kleidung.

Mit der Hand formte ich eine Schale und trank etwas von dem herablaufenden Regenwasser. Wo, zum Teufel, waren wir nur gelandet?!

22 Ein Berg, nur ein einziger Berg

Offenbar hatte ich doch ein wenig Schlaf gefunden, denn ich wurde durch einen lauten Vogelruf geweckt. Es dämmerte gerade und der Regen hatte etwas nachgelassen, nieselte aber noch immer beständig auf uns und die völlig durchnässte Not-Überdachung nieder.

Die meisten Menschen, die eine Insel ansteuern, werden sie langsam auf sich zukommen sehen, bis sie sie endlich, an einem Strand oder einem felsigen Küstenabschnitt, betreten. Sie werden schon aus der Ferne einen ersten Eindruck von der Insel gewinnen: Ist sie dicht bewaldet oder karg? Ist die Größe der Insel abschätzbar? Gibt es hohe Felsen an ihrer Küste, die eine potentiell gefährliche Brandung verursachen? Gibt es möglicherweise Einwohner, die am Strand stehen und nach dem annahenden Boot Ausschau halten? Instinktiv werden diese Besucher wissen, ob sie diese oder jene Insel für *karg* oder *idyllisch*, *willkommen* oder *abstoßend* halten sollen; ob sie sich auf ihr heimisch fühlen werden – wenn denn die Besiedlung in ihrem Sinne ist –, oder ob sie

ihr mit Ehrfurcht zu begegnen haben.

Wir jedoch erwachten nach dem Schiffbruch direkt auf dem Eiland, ohne daß wir Gelegenheit hatten es *von außen* zu werten. Naturgemäß ist es schwierig und umständlich, die Gesamtheit einer Sache zu erkennen, wenn man sich in ihrem Zentrum befindet – das war vor Jahrhunderten bei der Vorstellung über die Kugelgestalt der Erde so, und auch heute, wenn sich der Mensch aus dem Inneren der Milchstraße einen Überblick über seine Galaxie zu verschaffen sucht.

Was uns betraf, wurde mit einem Mal ein ganz neues Kapitel aufgeschlagen. Als hätte man die Seiten aus dem Buch gerissen, auf denen der Übergang von unserem Schiffbruch und dem Erwachen am Strand beschrieben stand. Daher sind wir nunmehr Insulaner, denen die Übersicht über ihre neue Heimat fehlt; eine Heimat, die ganz neu erkundet werden muß.

Sogleich die Helligkeit unseren Anforderungen genügte, mußten wir erfassen, womit wir es zu tun hatten bzw. woran wir waren. Es sollte in einem ersten Schritt festgestellt werden, *wo* wir waren und über welche Ausrüstung wir noch verfügten. Außerdem wies ich darauf hin, daß wir, wann immer jemand von uns am Strand herumwanderte, nach Wrackteilen der *Konvergenz* oder andere angespülte Dinge Ausschau halten sollten. Wie ich wußte, konnten Reste des zerbrochenen Bootes noch viele Tage nach dem eigentlichen Ereignis angespült werden.

Die Feststellung des *Wo* wäre allein durch Erkundung der Umgebung zu klären, soweit so gut. Zu gleicher Zeit ließe sich ermitteln, ob diese Insel, wenn es denn eine ist (aber was sollte es so weit draußen auf dem Meer sonst

sein?), bewohnt sey; ob es wilde und gefährliche Tiere gibt; ob nutzbare Frischwasser fließen.

Sobald wir uns darüber im Sicherem seien, so meine Idee, wählen wir den günstigsten Standort für ein Lager aus, sammeln erst dann Holz und eßbare Dinge, und können endlich unsere Kleidung trockenlegen.

Zunächst legten wir ab, was uns an Gegenständen und Ausrüstung geblieben war. Wir alle hatten noch unsere Rettungswesten, die wir sorgfältig aufeinanderstapelten und die Schnüre zur späteren Verwendung herauszogen. Ferner war an drei von vier Rettungswesten eine Wasserflasche befestigt, mit je einem Liter Frischwasser gefüllt.

Außer der Kleidung am Leib war uns keinerlei Stoff für Fixierung, Abbindung, Abdeckung oder Filterung verblieben. Nur noch drei der speziell gehärteten Messer, die wir für die Insel vorgedacht hatten, waren verfügbar. Die Bügelsäge ging uns verloren, dafür hatte Menuita ein Beil greifen und im Gürtel mitbringen können. Sonst gab es nur unseren Einfallsreichtum und die Insel.

Zügig war abgemacht, daß ich und Olivia am Strand entlanggehen, jeweils in entgegengesetzte Richtungen, solange, bis wir uns wieder begegnen. – Denn dann wäre der Charakter einer Insel bewiesen. Die anderen beiden sollten stattdessen das Innere der vermeintlichen Insel erkunden; da Jolene jedoch Ängste im Alleinsein äußerte, zog sie mit Menuita gemeinsam los. Am Strand zurück blieben die Rettungswesten und das Beil, während wir die Messer bei uns behielten.

Kaum war ich einige hundert Meter am Strand entlanggegangen, befahl mich die Furcht, daß es sich gar nicht um eine Insel handeln könnte . . . , daß ich all das im Todes-

kampf erträumte, oder, am schlimmsten, diese Insel bereits bewohnt sey. Trotz, daß wir tatsächlich im Blindflug auf einer Insel angelangt waren, zeichnete sich das freiheitliche Idyll der *einsamen Insel* erst in jener Entfernung ab, da wir die Gewißheit über unsere isolierte Lage gewiß seien.

Der Stand der Sonne war aufgrund des bedeckten Himmels nicht genau erfaßbar, aber ich schien nach Süden zu gehen. Eine Zeitlang blieb der Strand sehr gleichförmig, erweiterte sich stellenweise auf über 40 m oder verschmälerte sich auf nur einen Klafter Breite, sodaß die Wellen unmittelbar eine Gruppe von Felsen ausspülten.

Natürlich warf ich auch einen Blick auf die Felsen, an deren unter Wasser liegenden Bereichen sich Muscheln festgesetzt hatten. Im Moment war der Seegang noch zu stürmisch, um mir das näher zu betrachten, also beließ ich es beim Erforschen des Strandes.

Nicht fern meiner Position zeichnete sich eine etwas weiter ins Meer vorragende Landzunge ab, gefolgt von niedriger Vegetation des Dschungels. Der dichte Bestand an Palmen wechselte zu einer Serie von ausgetrocknetem Krüppelwuchs, umgeben von den bodenbefleckenden Moos-Nestern und Gras.

Nun erhielt ich einen besseren Überblick, u. a. auf den großen Berg im Hintergrund, an dem sich bislang die Wolken festgesetzt hatten, während der untere Teil durch den dichten Dschungel verdeckt wurde. In der Tat wirkte es anfangs so, als bestünde über einer flachen Insel nur eine dichte Wolkendecke, und dann, nach einigem Abstand, erschienen Teile von Felsgestein, die mitten zwischen den Wolken schwebten. Als sich dann die Wolkendecke zurückzog, offenbarte sich der Rest des Berges und zeigte sich mir

als ein Kegel mit seicht ansteigenden Hängen.

Der Berg konnte nicht höher als 100 oder 200 m gewesen sein, und an seinem Gipfel zeichnete sich eine abtauchende Aushöhlung ab. Das konnte ein Krater gewesen sein und bedeutete, daß es sich um einen Vulkan handelte. Das wäre ein Indiz für den Fall, daß wir uns auf Dulcedo aufhielten.

Mein pochendes Herz wollte auf einen vorschnellen Schluß hinaus, aber meine Vernunft bremste es aus, bis alle Fakten bekannt seien.

Weiter lief ich um die Landzunge herum und mit einem Mal erschienen mir gleich zwei bemerkenswerte Dinge: Da gab es diese ausgedehnte Lagune, die ich als solche erkannte, da die Flachheit des Wassers bis weit hinaus ersichtlich war. Ihr Wasser war heller und grünlicher als das des Ozeans, und es ragten hin und wieder einige Felsen über die Brandung hinaus; kaum als mehr zu bezeichnen als der oberste Kopfteil unter Wasser tauchender, glatzköpfiger Männer. Immer wieder schwappte eine Welle über diese braunen und grauen Zeugen einer anderen Welt, ließen sie verschwinden und an anderer Stelle wieder erscheinen, sodaß sich eine Art Glitzern ergab.

Am äußeren Rand der Lagune brachen sich abermals die Wellen an einer ringförmig um die Lagune herumlaufenden Barriere, spritzten in die Höhe und überfluteten, zu dieser Zeit des aufgebracht Meeres, das Lagunenbecken. Dennoch blieb eine strikte Trennung zwischen dem dunkelblauen Tiefenwasser und dem blaugrünen, lagunären Flachwasser bestehen. Seicht und wohlwollend kam es mir vor, als würde ich mit einem Willkommensgruß zum Baden und Erforschen eingeladen sein. Aber ich wußte, daß eine Lagune auch ihre Tücken haben konnte und keinesfalls

unbedarft oder blauäugig begangen werden durfte.

Die andere bemerkenswerte Sache war die Existenz einer zweiten Insel! – Eine zweite Insel? In Præcipuas Tagebüchern stand nichts davon. Waren wir hier wirklich richtig? Nicht, daß wir etwas daran ändern könnten . . .

Vor Erstaunen blieb ich stehen und spannte meinen Blick. Sie war viel kleiner als *das Stück Land*, auf dem ich mich gerade herumtrieb, und eindeutig als Insel erkennbar: Der vielleicht nur 200 m lange, flach bewachsene Streifen erschien mir oval und lag eindeutig außerhalb der Lagune. Zu beiden Seiten verlief die Uferlinie dergestalt, daß sie am anderen Ende wieder zusammenführen mußte, also ein abgeschlossenes Eiland bildete. Was sollte auch sonst für eine Form resultieren, da ihr im Rücken der weite Ozean lag? Aber viel mehr war von meiner Position aus nicht erkennbar.

Es bestand kein Zweifel darin, daß wir ein eventuelles Haupt-Lager nicht auf diesem winzigen Sandhaufen einrichten würden. Die Ressourcen, und sey auch nur das Bauholz genannt, bestanden wesentlich reichhaltiger auf unserer sog. »Hauptinsel«. Außerdem war anzunehmen, daß diese viel kleinere Insel kaum die Verfügbarkeit von Frischwasser unterstützte. *Hier* dagegen brauchte man sich nur umdrehen . . . , und stand vor einem Wasserfall aus Trinkwasser!

In der Tat strömte aus einer Öffnung im Dschungel-Dickicht, etwa 15 Meter über mir, ein Strahl aus klarem Wasser, zersprengte sich auf seinem Weg nach unten an mehreren Felsvorsprüngen und plätscherte lautstark in ein ausgehöhltes, aber flaches Fangbecken direkt am Strand. Darum herum wuchs die Vegetation sehr dicht, sodaß das Becken selbst kaum sichtbar wurde. Von diesem Becken aus führte

ein schmales Überlauf-Rinnsal zum Strand, folgte einer Furche und durchmischte sich dann in einer übersichtlichen Strand-Auskehlung mit dem Meerwasser.

Ich trat an das Rinnsal heran, nahm eine Handvoll und kostete es. Ein wenig salzig schmeckte es, aber es war nicht mit dem Meerwasser vergleichbar! Möglicherweise war die Herkunft des Wassers mit dem Vulkanberg verbunden, so daß es nun erhöht mineralisiert vorlag. Und in Gedanken malte ich mir aus, wie man es mit Kohle weiter filtern würde.

Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, konzentrierte ich mich weiter auf die Umgebung: Ich bemerkte bereits mit einem Blick drei Nester auf dem Boden brütender Vögel und stellte mir die Tiere wie auch die Eier als potentielle Nahrungsquelle vor.

Alle bis auf ein Nest waren verlassen; der verbliebene, brütende Vogel beobachtete mich, flog aber nicht davon. War er nicht an Menschen gewöhnt oder beschützte er seine Brut? Es war ein grau-gelbes Tier, etwa 30 cm lang, mit einem gebogenen, spitzen Schnabel, weiten Augen und einem abstehenden Bürzel am Hinterkopf.

Ich ging vorsichtig weiter und ließ den Vogel in Ruhe. Nach meinem Verständnis, wenschon ich leidenschaftlicher Fleisch-Esser war, wollte ich mich darauf einstellen, möglichst mit pflanzlicher Kost auszukommen. Aber auf einer Insel hat man manchmal nicht die Wahl.

Neugierde quälte mich, in den Dschungel vorzudringen, der mir wie eine undurchdringliche Wand erschien und in den man nur einige Meter weit hineinsehen konnte. Diese Wand hatte sich beinahe ohne Unterbrechungen entlang der gesamten Dünung gezogen und grenzte den freien, un-

fruchtbaren Strand von einer wohl bewachsenen Insel ab.

Würde ich wirklich vordringen wollen, so wie es Menuita und Jolene gerade tun sollten, müßte ich mit äußerster Vorsicht vorgehen, da ich einerseits diese Form der Umgebung nicht gewohnt bin, und da ich andererseits vom Vegetationsbild dergestalt abgelenkt und fasziniert wäre, daß ich verwundbar sey. Aber könnte ich mich auf einer so kleinen Insel verlaufen? Ginge ich nur eine Stunde in eine gerade Richtung, träfe ich mit Gewißheit wieder an einen Strand! Und würde mir *diese kleine Insel* nicht nach nur wenigen Wochen so vertraut werden wie das Kaufhaus, in dem ich arbeitete?

Gerade Stöcke las ich vom Strand auf, putzte sie ab und stapelte sie aufeinander. Auch anderes Strandgut ließ ich nicht unbeachtet und sammelte alles auf, das einen Nutzen haben konnte. Da gab es auch einige Kokosnüsse, die ich zu einer Pyramide türmte und mit Sand befestigte.

Ihr Vorhandensein überraschte mich wenig, war die Gattung der Kokospalmen doch überall im pazifischen Raum verbreitet. So manchen Botaniker hätte es möglicherweise überrascht, dieses Taxon noch so weit südlich nachweisen zu können, wenschon der geographischen Breite nach bereits eine subantarktische Flora zu erwarten gewesen wäre. Mehr noch, ich hatte Kokosnüsse erwartet und freute mich, daß meine Erwartungen wenigstens in diesem Punkt erfüllt worden sind. Immerhin war es gut möglich gewesen, daß wir auf einer verlassenem Insel stranden, deren Verlassenheit im Geringmaß seiner Fruchtbarkeit begründet gewesen sein mochte.

Dennoch fühlte ich mich klein und unwesentlich gegenüber der gewaltigen Übermacht des Dschungels, des Berges,

des Meeres und allem, das dazwischen zu beeindruckenden Umständen war.

So wie ich einige Dutzend Meter weiter den Strand entlanglief, erschien noch etwas anderes innerhalb der Lagune, das nicht natürlichen Ursprungs gewesen ist. Und ich nahm auch ein vertrautes Gesicht wahr: In absehbarer Ferne stand Olivia am Strand und starrte, wie ich, auf das Wrack eines im flachen Wasser liegenden Segelschiffs.

Zunächst wußte ich gar nicht, auf wen ich mich zu konzentrieren hatte, auf dieses überraschend vorliegende Wrack oder Olivia, die mir mit ihrer bloßen Präsenz bewies, daß wir alle auf einer Insel umhergingen, denn sie hatte sie ja umrunden müssen!

Anders als ich zunächst glaubte, handelte es sich *nicht* um das Wrack der *Konvergenz*. Es war ein viel älteres Schiff, von dem kaum mehr noch als das Grundgerüst des Rumpfes vom Meerwasser umspült wurde. Möglicherweise lag es schon viele Jahre hier.

Aber bedeutete es, daß wir nicht die ersten Menschen auf Dulcedo waren? Daß die Überlebenden dieses Unglücks möglicherweise in diesem Moment auf der Insel hausten? Wie auch immer; dieser Überrest war ein guter Garant dafür, daß uns niemals ein Schiff zur Rettung abholen würde. Das gleiche mußte mit der *Orpheus* passiert sein.

Für einen Moment schauderte ich tatsächlich und konnte es anfangs nicht von meinem Frösteln unterscheiden: Der Anblick des Wracks, das in Præcipuas Tagebüchern keine Erwähnung gefunden hatte – wenschon die paar von ihr festgeschriebenen Notizen kaum als *vollständiges Lebenstagebuch* bezeichnet werden konnten! – eröffnete die vage Möglichkeit, daß irgendwer mit uns hier sey.

Wie wäre damit umzugehen? Freundschaft schließen oder Territorien festlegen? – Damit der ganze Wahnsinn, den wir in der Lebewelt der fehlgeleiteten Generationen zurückgelassen glaubten, aufs neue beginnt? Oder jagt man die paar Überlebenden, tötet sie und verschafft sich auf diese Weise Ruhe? – Wie auch immer, ich war nicht davon überzeugt, daß eine der Möglichkeiten zivilisierter als eine andere sey. Und so hoffte ich, daß es zu keiner Begegnung mit anderen Menschen käme, als jenen, die mich an diesen interessanten Ort begleitet hatten.

Durch ein großes Loch im auf der Seite liegenden Bootsrumpf wurde Meerwasser hineingespült und hatte schon seit Jahren alles ausgemerzt, das noch von Wert sein konnte. Durch das vergleichsweise flache, d. h. kniehohe Wasser der Lagune, waren ich und Olivia nach einer kurzen Begrüßung an das Wrack herantreten. Noch bevor wir unsere bisherigen Erfahrungen austauschten, wollten wir uns zunächst mit dem interessanten Überbleibsel befassen.

Wie es nicht anders zu erwarten war, fanden sich an Deck, oder vielmehr *dem noch betretbaren Teil* des Bootes, keinerlei Werkzeuge oder Lebensmittel von Nutzen. Die Planken waren aufgeschwollen und zerrissen; an jeder nur erkennbaren Fläche hatten sich Muscheln und anderes Getier festgeheftet und trieben im teilweise von Wasser überspülten Sud. Rutschig und unwegsam war uns der Weg auf den Rumpf, denn es gab weder etwas zum Festhalten noch zum darauf stehen oder sonst etwas, für das es wert war, das Wrack zu betreten. Nur ein paar Taue, wenige Hand breit, hatten sich noch immer nicht aus ihrer Verknötung gelöst und bewegten sich mit dem Wellengang. Aber ihre Verrottung war weit fortgeschritten; sie mitzunehmen hätte keinen Sinn

ergeben. Noch nicht einmal mehr der Name des etwa 15 m langen Schoners war noch erkennbar gewesen.

Enttäuscht kletterte ich wieder herunter und traf Olivia auf der anderen Seite, die das Wrack inzwischen umrundet und von außen in Augenschein genommen hatte.

»Vielleicht ist das eines der auf den Weltmeeren verschollenen Schiffe?«

»Du meinst so eines, von dem man hört, daß es im Bermuda-Dreieck verschwunden ist?«

Mir kam das gewiß ebenso lächerlich vor wie ihr: »Vielleicht, Olivia!« grinste ich. Aber in Wirklichkeit zog ich in Betracht, daß das Schiff einer *anderen* Mannschaft gehörte, die sich auf der Suche nach einer einsamen Insel in das Nichts des Südpazifiks begeben hatte.

Als wir sicher den Strand erreicht hatten, setzte ich mich in den Sand und betrachtete meine Füße. Obwohl ich andauernd den Blick auf verborgene Seeigel und andere Gefahren gehalten hatte, waren meine Fußsohlen einigermaßen zerschnitten und schmerzten nun, da Salzwasser eingedrungen war. Olivia setzte sich zu mir.

»Nun sag schon!« begann sie, »Ist das wirklich eine Insel? Ich bin jedenfalls immerzu den Strand entlanggelaufen, bis ich zu dieser Lagune kam.«

»Bin ich auch«, bestätigte ich und rieb mir schmerzverzerrt die Füße. Mir fiel auf, daß mich die Verletzung litt; ich jedoch auf nichts Gram empfand. Hier zu sein, empfand ich als Privileg, für das ich jeden Schmerz ertragen konnte.

Bald darauf verfielen wir in ein tiefsinniges Gespräch über unsere Erlebnisse, wobei als »Aufhängepunkt« für den Trieb uns auszutauschen die Freude über die Anlandung auf dieser Insel galt.

Zunächst konnte mir Olivia guten Gewissens bestätigen, daß es keine weiteren Inseln, als die beiden beobachteten gäbe. Zu allen anderen Seiten aber verdeutlichte die Unendlichkeit des Meeres, wie allein wir nur sein konnten. Über diese kleine Insel hatte sie sich freilich ebenfalls verwundert und war bemerkenswerterweise zum gleichen Schluß gekommen wie ich: Denn in Hinblick auf die Unzufriedenheit mit unseren vergangenen Leben, unsere Freundschaft mit all ihren sichtbaren und unsichtbaren Geheimnissen, unsere Vorschulung und intensive Vorbereitung mit all jenen Eventualitäten und Gefahren dieses irrwitzigen Planes, ja sogar mit dem Kenntnisstand in Hinblick auf Præcipuas Tagebuch, dem Lesen, Verstehen und Deuten gleichermaßen, waren wir vier Verbliebenen uns so ähnlich geworden, daß es nun auch nicht mehr sonderbar erschien, wenn wir aus den gleichen Beobachtungen dieselben Rückschlüsse zogen.

Olivia ließ mich in ihren Erzählungen teilhaben an einer wundervollen, beeindruckenden Welt, die sie nie zuvor gesehen haben wollte. Dabei betonte sie ausdrücklich, daß dafür nicht der Grund vorliege, daß sie nie zuvor Gelegenheit gefunden habe, eine tropische Insel zu besuchen! In der Tat hielt sie sich für fähig, *das* von ihrem Gefühl der Überwältigung klar zu unterscheiden. An derer statt erkannte sie eine neuartige Welt, besser noch als in ihren Erwartungen; vollkommen und erhebend. Die Insel – das wenige, das sie von ihr bisher gesehen hatte – ließ sie zu einer Göttin werden. Einer weisen, gnadenvollen Gottgestalt, die sich an der Schönheit des Vorhandenen ergötzt, anstatt sich rücksichtslos damit zu befassen, wo die Grenzen der Macht zu ziehen seien und wie man das Land am besten auszubeuten hat.

Ehrfürchtig und behende, so drückte sie sich aus, lief sie am Strand entlang und konnte ihr Glück kaum begreifen. (Obschon ich mit dem Verständnis für meine Situation noch nicht so weit fortgeschritten war wie sie, spürten wir beide dieselbe Scham angesichts Lugus' unglücklichen Ableben.)

»An einer Stelle aber blieb ich stehen und vergaß meine Aufgabe«, erzählte sie. Und ich lauschte ihrer interessanten, redegewandten Stimme gern: »Vor mir schimmerte die Küste in unzähligen Facetten, daß ich mich verliebte und auf die Knie sank. Vorsichtig kroch ich weiter, mein Leben wurde zu einem einzigen Pfad ohne Begrenzung.«

»Und was ist es gewesen?«

Mit geweiteten Augen und entbrannter Erinnerung griff sie mir ans Hemd: »Es war ein prächtiger ... *Sand*, funkelnd und verheißungsvoll wie das Leben; zerbrechlich wie aus Glas. Ein Sand, so schön, als sey er von Wellen aus Mondlicht zusammengetragen worden!«

Das erstaunte mich – Olivia neigte doch sonst nicht zu solch schwülstigen Übertreibungen! Aber jetzt, da sie davon angefangen hatte, wollte ich diesen wunderbaren Sand auch sehen. – Nur was drängte meine Neugierde zur Eile? Ein ganzes Leben bliebe mir erhalten, die gesamte Küste zum tausendsten Male zu erforschen!

»Hast du die Schritte bis hierher abgezählt?« fragte sie, als ich noch von der Ewigkeit träumte. Und ich bejahte es. Wir summierten unsere Ergebnisse und erfuhren, daß die Insel einen Umfang von rund fünf Kilometern haben mußte. Das bedeutete wiederum, daß ihr Durchmesser weniger als zwei Kilometer betrug.

Es dauerte nicht lange, da konnten wir außerdem die Himmelsrichtungen grob abschätzen. Demzufolge lagen La-



Die Insel Dulcedo, wie wir sie sahen.

gune und Schiffswrack wie auch die kleine Insel vor der Küste im Westen von Dulcedo, während wir offenbar im Osten angelandet waren. Auch der überragende Berg, den ich mit unzureichender Fachkenntnis nur als den von Präcipua erwähnten Vulkan deuten konnte, stand im Westen der Insel. Im Sand zeichnete ich eine Karte.

Olivia berichtete weiter, daß sie tiefe, undurchdringliche Palmwälder passiert hatte, die sich nur an wenigen Stellen lichteten und den Blick auf eine unbegreiflich anziehen-

de Flora freigaben. Dazwischen, wo sich genügend Raum auftat, brachten bunte und gar nicht mal kleine Vögel ihr Gefieder zum Schwingen, sangen und brüllten durch den Dschungel, als gäbe es nur diesen einen Tag zum Leben. Ich fühlte mich daraufhin mutig und beflissen, eine eigene Erkundung aufzunehmen.

Dem Nachmittagsnebel folgten kurz darauf weitere Regenschauer und eine Verschlechterung der Sicht. Das Wrack und die kleine Insel verschwanden alsbald wieder wie aus der Erinnerung eines aus einem Traum Erwachten. Mühsal scheute sich vor Eifer und wir kehrten zum vereinbarten Treffpunkt zurück.

Bald darauf tauschten wir Geschichten von einmaligen Beobachtungen und Orten, die zum Träumen anregen. Zwei von uns wollten sogar schon ihr *Lieblingsplätzchen* ausgemacht haben, obwohl sie unmöglich die gesamte Insel gesehen haben konnten.

In den darauffolgenden beiden Tagen hatten wir mit gemeinsamer Anstrengung einen bescheidenen Lagerplatz am Strand errichtete und allerlei nützliche Gegenstände zusammengetragen: Menuita fand einen alten Schildkrötenpanzer am Strand, der uns als Schale diente. Jolene zerlegte mit dem Messer unsere Rettungswesten und die faserige Rinde eines häufig auftretenden Busch-Gehölzes; mit den gewonnenen »Seilen« ließen sich, einfach verflochten, Regendach und Windschutz befestigen. Ich selbst hatte fast einen ganzen Tag damit zugebracht Schlafgruben auszuheben und Olivia schälte und öffnete unermüdlich Kokosnüsse für uns.

Trotz dieser kleinen Erfolge wollte sich keine Zufriedenheit einstellen, denn es regnete beinahe ununterbrochen. Zwar hatte der Sturm, der uns hergeführt hatte, nachgelas-

sen; jedoch blieben die ihn begleitenden Regenwolken am Bergkegel zurück und ergossen sich in solcher Ausdauer, wie sie der unsrigen entsprach dem mißfälligen Wetter zu trotzen.

In der Tat kann es eine zermürende Angelegenheit sein, wenn man durchweg friert und keine Möglichkeit hat, um ein Feuer zu entfachen – um Kleidung zu trocknen oder sich selbst zu wärmen. Immerhin wusch der dauerhafte Regen auch noch das letzte Bißchen Salz von unserer Haut.

Nach und nach bemerkten wir aber auch, daß störende Einflüsse auf unser Leben ebenfalls fehlten und wir uns jeder nur vorstellbaren Freiheit gewiß sein konnten. Und seitdem erwuchs unsere Liebe zu diesem Ort.

Andere Menschen als uns haben wir nie getroffen.

23 Mühsal und Offenbarung

Nur zwei Tage später hatte ich eine Art Apparatur gebaut, um die geographische Breite der Insel zu ermitteln und damit zu beweisen oder zu widerlegen, daß wir uns tatsächlich dort aufhielten, wohin wir unsere Reise beabsichtigt hatten. Zur Bestimmung der geographischen Länge bestand keine Möglichkeit, denn die Tabellen waren im Meer zurückgeblieben. Ohnehin fehlte mir dafür eine Uhr, so präzise, als würde man mit der U-Bahn durch eine fremde Stadt fahren.

Die anderen sprachen mich mehrfach darauf an, was ich mit dieser zusätzlichen Mühsal bezwecke. Für die anderen war klar, wo wir gestrandet waren und ihnen kam es so vor, als sey ich zum Mond geflogen und wollte durch Vermessung der Krater nun herausfinden, ob es tatsächlich der

Mond sey.

Ich aber brauchte mehr als das, brauchte Gewißheit. Zumindest wollte ich nicht eher Ruhe geben, ehe ich nicht alles vollbracht hatte, das mir möglich war, mich der Ehrlichkeit meiner Wirklichkeit zu versichern. Und ist dies nicht die wichtigste Triebfeder des freien Willens, mehr noch als der Zwang zu Ungehorsam?

Erst in der vorherigen Nacht träumte ich, mit einem Fahrrad über Land zu fahren, entlang einer asphaltierten Straße, die zwischen einer Allee aus Birnenbäumen verlief. Und ich wunderte mich darüber, weshalb derart viele schöne Birnenbäume, deren reife Früchte bereits auf die Fahrbahn gefallen und plattgerast worden waren, entlang einer so räumigen Straße wuchsen. Und ich fragte mich ferner: Was war zuerst da? Die Straße oder die Obstbäume? Doch warum sollte man eine Straße durch eine Obstbaum-Plantage legen, die so weit abgeholzt wurde, daß heute nur noch die Allee besteht? Andererseits ist ebenso unsinnig, Dutzende von wertvollen Obstbäumen zu beiden Seiten einer schmutzigen Straße zu pflanzen. Diese Frage beschäftigte mich nicht nur die ganze Nacht, sondern stand mir auch die folgenden Tage im Hinterkopf.

Anders als man denken könnte, handelte es sich um kein belangloses Gedankenspiel ohne Essenz, sondern war Ausdruck einer inneren Zerrissenheit, die ich mit den anderen Einwohnern auf Dulcedo teilte: Was bin ich und wie kam ich her? War die Insel vor mir da und regte erst mein Träumen von einem sorgenfreien Leben ihre Existenz an? Oder entstand die Insel als Folge meines unbeirrbaren Willens?

Wenn ich heute an den zermürbten Wissenschaftler zurückdenke, der mich mit so dürftigen Informationen ver-

sorgt hatte, so glaube ich berechtigt zu wissen, daß er und der damalige Projektleiter Hazel gerne mit mir tauschen wollten, oder wenigstens jenes Wissen in die Finger kriegen möchten, das ich heute und für alle Zeiten mein Eigen nenne. Doch wo die beiden noch weiterträumten und all die vagen Hinweise wie aus zweiter Hand erforschten, da sind wir wirklich hergekommen. Wo jene keine Möglichkeit mehr sahen, ihrem vorgegeben Posten im Leben zu entkommen; da sind wir ausgetreten und entflohen.

Als endlich die Nacht hereinbrach, stellte ich mein selbstgebautes Winkelmaß auf flachen Grund und wartete, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Bald darauf eröffnete sich mir ein überwältigendes Sternengewand, aus dem ich las wie aus einem Buch. Wennschon ich nicht viel Übung im Erkennen von heraustretenden Sternkonstellationen hatte, formten sich vor meinen Augen wie von selbst die Figuren und Objekte, die man ehemals definiert hatte und mir heute zur Orientierung dienten. Kurze Zeit später identifizierte ich das *Kreuz des Südens*, mit dem ich den Himmelssüdpol anpeilen konnte. Den Kopf auf den Sand aufgelegt und mit einem zugekniffenen Auge über die am Winkelmaß mit einem Messer eingeritzten Kerben peilend fand ich heraus, daß wir uns tatsächlich auf einer geographischen Breite von ungefähr 40° befanden. Selbst wenn man die paar Grad Meßungenauigkeit nach Nord und Süd ignorierte, bestätigten die Größe der Insel und das Vorhandensein des Vulkans ihre Identität. Nun konnte auch ich mich beruhigt zum Schlaf begeben. Es gab nun nichts mehr, das zu bezweifeln es wert war.

Seit dieser essentiellen Erkenntnis (die mir gleichzeitig den erhofften Seelenfrieden beschaffte) begann eine Zeit, an

die ich mich immer gerne zurückerinnere: Es war diejenige Zeit, der wir dem Kennenlernen unseres neuen Zuhauses widmeten; ihr Potential zu verstehen lernten und auch unsere eigenen Grenzen erforschten.

Ohne eine weitere Absprache fand jeder eine angemessene Aufgabe und eine nahezu perfekte Arbeitsteilung trat ein. Das hatte vorrangig mit unseren unterschiedlichen Interessen zu tun, die sich nur marginal überschnitten. So tat etwa der eine nichts lieber, als aus den wenigen gegebenen Zutaten das Bestmögliche zu kochen. Der Nächste sah die Wichtigkeit seines Werkens darin, aus vorhandenem Material und unter Einbeziehung der Umgebung Dinge zu bauen, etwa eine Unterkunft. Der Dritte mochte die Jagd und Erkundung . . . , erdachte und baute immer neue Fallen; der Letzte schließlich durchwanderte die Natur und suchte ungenutzte Rohstoffe, orientierte sich und fand die günstigsten Wege.

Gewiß, mit Lugus hätten wir unsere Möglichkeiten erheblich erweitern können. Aber es nutzt nichts, darüber zu jammern: Wir alle hatten uns im Einverständnis auf diese Reise begeben, um einem Zwang zu entkommen. Wenn dieser Zwang nun bedeutete, etwas Unabänderbaren nachzutruern, so hätten wir gleich daheim bleiben können. Und so verschwiegen wir uns zu den schrecklichen Ereignissen und dem schmerzlichen Verlust unseres Gefährten.

Jeder konzentrierte sich auf seine Aufgabe und tat sie so gut es ging. Insbesondere an meiner Person beobachtete ich, daß mich mein Tagwerk, die Summe an notwendigen Beschäftigungen, so immens beanspruchte, daß gar keine Zeit mehr blieb, die ich unsinnig verschwenden konnte. Das moderne Leben, das wir zurückgelassen hatten, mochte zwar

komfortabler und schonender für den Körper gewesen sein, aber es enthielt auch einen Großteil nutzloser Tätigkeiten, deren erschreckender Sinn bedeutete, Lebenszeit in Nichts verpuffen zu lassen.

Ich dachte oft und besonnen an dieses Leben zurück, während ich beispielsweise loses Feuerholz vom Strand aufsammelte. Und je länger ich nachdachte, desto weniger drang es mich, das alte Leben länger als *gelebt* zu akzeptieren. Je mehr Blasen mir an Händen und Füßen schwellen; je dreckiger und verschwitzt er mir vorkam; je hungrier und ermatteter ich wurde . . . , desto mehr fühlte ich die Richtigkeit meines Treibens; die *Angemessenheit* meines Daseins.

Auch die anderen dürften dieses Glück verspürt haben: Keiner von denen klagte über das Geringste, nicht einmal über die täglichen, kleinen Verletzungen. Nicht, weil sie an ihre Vergangenheit dachten und nun einzusehen hatten, daß nichts an ihrer vielleicht flüchtig getroffenen Entscheidung zu ändern sey! Nein, sie lächelten bei der Arbeit, weil sie nun alle endlich wieder eine richtige Lebensaufgabe hatten.

Betraff es den Bau einer Unterkunft, das Befestigen des Lagers, das Sammeln von Holz und Eßbarem . . . – all das fühlte sich *vernünftig* und *sinnvoll* an. Eben ganz anders als der Blödsinn aus unseren vorherigen Leben. Was wir taten, erfüllte nunmehr in ihrer Konsequenz die Bedingung und Aufgabe zugleich, uns unmittelbar mit dem zu befassen, das uns am Leben erhielt. Und ich fühlte, wie jeder von uns zu Schreien verlangte: »Jawohl, *damit* tue ich recht und richtig!«

Selbstverständlich war auch zu bedenken, daß der moderne Mensch erst dadurch zu so großartigen Leistungen gekommen ist, da er durch Arbeitsteilung, d. h. die Verküm-

merung des Einzelnen, endlich Zeit gefunden hat, sich mit anderen Dingen als etwa der Nahrungssuche zu beschäftigen. Auch auf uns mochte diese Regel zutreffen: Durch das geteilte Erfordernis und dessen pflichtbewußte Erfüllung schaltete sich jedem Einwohner der Insel seinem Lebenstag eine private Stunde zu, die er mit der Dankbarkeit seiner Freizeit befüllen durfte. Nur schien niemandem seltsam, daß diese Stunde jedem auch dann zugesprochen war, selbst wenn er 24 Stunden lang arbeitete und sich diese Stunde wiederum auf einen ganzen Tag ausdehnen konnte. Nach nur wenigen Wochen hatten sich Arbeit und Freizeit zu einem gesunden, d. h. unsichtbaren und unaufdringlichen Verhältnis zusammengefunden, und das Tagewerk wurde von der bereitwilligen Notwendigkeit zur verheißungsvollen Freude.

Olivia verbrachte die ersten beiden Wochen nach unserer Ankunft beinahe ausschließlich am Lager und richtete es weiter ein, ohne es je zu verlassen. Wir entschieden uns zunächst dafür, das Lager direkt am Strand zu halten, ganz in der Nähe von dem Ort, wo wir die erste Nacht im Regen verbracht hatten. Hier kannten wir uns mittlerweile gut aus und fühlten uns heimischer als im noch weitgehend unbekanntem Dschungel. Aber mit jedem neuen Tag brachte irgendjemand Kunde von einem noch besseren, geeigneteren Ort im Inneren der Insel; in geschützter Lage, mit weiterem Rundblick, noch näher am Wasserloch usw. Zunächst wähten wir uns jedoch besser plaziert am Strand, wo uns keine landschaftliche Raffinesse überforderte und der weite, flache Strand diejenige Sicherheit vor dem Unerwarteten bot, die wir uns wünschten, gleichwohl wir vor all der unsichtbaren Gefahr des Alltags geflohen waren.

Da sich das Wetter mittlerweile gebessert hatte, konnte Olivia eine feste Kochstelle herrichten sowie einen Grubenofen, d. h. ein Loch im Boden, in welches man Glut legen und mit Palmenblättern und Sand abdecken konnte, um darin Fische und andere eßbare Funde zu garen. Außerdem formte sie die Schlafkuhlen weiter aus, zeichnete Bereiche zum Arbeiten und Ausruhen ab und überdachte alles mit zwischen Felsen und Sand gesteckten Fächern aus alten Palmenblättern. Ich glaube, letztendlich war sie sehr stolz auf unser neues Zuhause, wenschon auch sie wußte, daß es nicht für immer so bleiben konnte.

Olivia war es auch, die uns immerzu ein Gefühl des Heimkehrens vermittelte, wenn sie uns andere Drei nach einem Streifzug begrüßte und uns sogleich die neuen Einrichtungen vorführte, die sie sich inzwischen ersonnen hatte: Einmal fand sie einen flachen Stein, den sie auf Hölzern wie einen Tisch auflegte; dann zeigte sie eine Konstruktion aus Stangen, mit der man Wäsche trocknen konnte (sofern man die zerlumppte Kleidung an unseren Leibern *Wäsche* nennen konnte); oder sie präsentierte eine Schütte mit Holz, die von selbst ins Feuer nachrutschte, wenn der unterste Scheit durchgebrannt war; an einem wieder anderen Tag hatte sie nicht eher Ruhe gegeben, bis sie eine Art Bratspieß geschnitzt hatte, der über der Feuerstelle gedreht werden konnte. Allein, uns fehlte das Tier, es darauf aufzuspießen.

Es war vor allem pflanzliche Kost, von der wir uns anfangs näherten. Fisch gehörte zwar wenigstens jeden zweiten Tag zur Mahlzeit, aber in der Hauptsache hielten uns Kokosnüsse und zu Brei zerstoßene Pflanzensamen am Leben. Wir fanden bei unseren Streifzügen einen Strauch mit einer Art Pfeffer-Beeren sowie ganz wenige Bananen-Bäume, de-

ren Position wir uns gut einprägten. Ausgesprochen häufig wuchsen mittelgroße Sträucher, die in ein dichtes, aus silbrig glänzenden Blättern verhülltes Laub gehüllt waren; an ihnen wuchsen schwarze, glänzende Beeren, die in weiten Dolden angeordnet waren und deren Anblick uns instinktiv scheute.

Eines Tages stieß Menuita auf einen sonderbaren Baum, an welchem fußballgroße Früchte mit »Fell« wuchsen. Er nahm eine mit und wir öffneten sie vorsichtig; das Fruchtfleisch schmeckte süßsauer und machte sehr satt. Offenbar enthielt es auch nicht unerhebliche Vitamine und andere Nährstoffe, da wir über die Monate (und später Jahre) niemals an irgendwelchen Mangelerscheinungen litten. Ich stellte mir vor, daß diese Frucht für Tiere gedacht war, die es heute nicht mehr auf der Insel gab. Irgendwelche »größeren Geschöpfe«, die einerseits an die Früchte heranreichten, andererseits sich sinnvoll davon ernähren konnten. Alle sonstigen Tiere, die wir auf der Insel sichteten, erfüllten im Grunde nicht die Bedingungen, um sich durch diese Frucht zu erhalten. Es war ein Rätsel, ein würdiges Geheimnis, von denen es viele auf Dulcedo gab.

(Als ein weiteres Geheimnis durfte angeführt werden, daß es an manchen Stellen im Dschungel stark nach Zimt roch, wir aber keine entsprechende Pflanze ausmachen konnten.)

Andernorts sammelten wir Knollen einer krautigen Pflanze mit ausladenden, dunkelgrünen Blättern, die wir vielfältig verwenden konnten: Die Wurzeln ließen sich direkt in der Glut rösten, die Blätter dienten als Salat. Mit der Zeit wurde daraus ein ausgesprochen sättigendes und erfreuliches Mahl, uneingeschränkt gesund und das ganze Jahr über verfügbar. Wenn man nach Wochen an eine bereits

besammelte Stelle zurückkehrte, wuchsen dort nur noch mehr der Futterpflanzen.

Auch Rindenbast und Tang verschmähten wir nicht; unser Hunger ließ uns diesbezüglich nicht wählerisch sein. Und wenschon unsere Mägen fast ununterbrochen knurrten – denn die stark sättigenden Früchte wuchsen nur spärlich –, war es uns keine Qual, sondern ein Privileg, denn der Preis dafür war ein Leben fernab jeder Zivilisation.

Alle tausend Jahre werden wohl ein paar dieser Anarchisten geboren und finden sich in noch selteneren Intervallen zusammen, um auszuziehen. Sie kehren der Welt den Rücken zu, rümpfen ihre Nasen und verfluchen alles Gekannte. Sie gehen Risiken ein. Sie scheuen nichts und würden über Leichen gehen, um ihr Ziel zu erreichen. Und für die meisten gehören sie wohl dort hin, wohin sie sich wünschen. – Aber letztlich könnten wir die Vorboten einer neuen Generation von Menschen sein; durch unsere Seltenheit zu wenige zur Fortpflanzung; aber doch von überzeugenden Idealen, anspruchsvoll und verwegen, verboten und einsam.

Ich widmete mich diesen Gedanken, während ich Teile von Krebsen und Seeigel verspeiste, die wir vom trockengelegten Riffdach »abernteten«, wenn die Ebbe zweimal am Tag eintrat und das Lagunen-Becken um etwa zehn Zentimeter ausflachte. Beide, Krebse und Seeigel, legten wir dann zwischen die Kohlen ins Lagerfeuer, und erfreuten uns an ihrem salzigen Geschmack.

Nachdem wir bessere Waffen hergestellt hatten (diese Aufgabe fiel zumeist mir zu), eröffneten sich neue Jagdgründe und Beutetiere. So fertigte ich mit erheblichem Aufwand zwei Fischespeere und einen Bogen, mit dem ich Vögel zu

schießen gedachte. Die Pfeilspitzen härtete ich in der Glut aus oder formte sie aus Vogelknochen. Und nachdem ich Tage damit zugebracht hatte und meine Hände vor Schwielen überlaufen waren, da fiel es mir ganz klar vor Augen: Es mag ein historischer Moment gewesen sein, der Moment, da sich ein Mensch zum ersten Mal dazu entschied, einen mühsam hergestellten Pfeil auf einen Artgleichen als auf etwas Eßbares zu richten!

Ich erinnere mich gerne daran, wenn ich und Jolene ins Lager zurückkehrten und von neuen Beutetieren und Pflanzen berichteten, die uns nützlich sein könnten. Insbesondere Olivia erstrahlte im Lächeln und durchsuchte sofort das aus der Falle befreite Tier oder das Bündel Pflanzen, kaute darauf herum, roch daran, zerteilte die Früchte oder Samen, um festzustellen, was eßbar war und was für das Handwerk zu gebrauchen sey.

Eines Abends bewegte ich mit Menuita über Hebel einige Baumstämme, und besteckte sie mit Gestrüpp. Rund um das Lager herum beabsichtigten wir auf diesem Wege eine Barrikade zu errichten. Denn nach wie vor wußten wir nicht vollständig, ob es für uns gefährliche Tiere auf der Insel gab. Das größte Geschöpf, das wir je zu Gesicht bekommen hatten, war ein Seelöwe, der am Strand herumkroch und bei unserem Anblick sofort ins Meer entflo; während das größte eßbare Beutetier eine Schildkröte gewesen war, die uns einige Tage satt machte. Generell fielen uns hauptsächlich Vögel anheim, die zu tausenden auf Dulcedo lebten (und überraschend einfach zu fangen waren), während die Schildkröten offenbar nur zur Eiablage an Dulcedos Strände anlandeten. Auch Krabben von rosaroter und gelber Farbe tummelten sich in großen Mengen an unseren

Stränden und denen der kleinen Nachbarinsel, sodaß es so aussah, als würde ein toter Riese rücklings im Wasser liegen und von unzähligen Nekrophagen zerfressen werden. Auch wenn diese Tierchen massenhaft auftraten und leicht mit der Hand erbeutet werden konnten, so fehlte ihnen doch Schmachhaftigkeit, ebenso wie den wenigen Schlangen, denen wir ab und zu im unübersichtlichen Gebüsch begegneten.

Ihr Anblick mochte bedrohlich gewirkt haben und Jolene äußerte Bedenken in Hinblick auf den Besuch dieser Reptilien in unserem Lager, um sich an der ausglühenden Feuerstelle zu wärmen. Ich dagegen argumentierte, daß wir uns dieser potentiellen Gefahr ohnehin niemals vollständig würden entziehen können, egal wie dicht wir unsere aus Sträuchern zusammengelegte Barrikade auch stellen, und auch, wenn wir unsere Schlafplätze in die Baumkronen verlegen, so wäre die Gefahr nie gebannt und damit die Angst beseitigt. Stattdessen schlug ich vor, genauso weiterzuleben, wie wir es seit Wochen taten: frei und glücklich.

Auf der ganzen Insel schien es keine landlebenden Säugetiere zu geben, weder Affen, noch Fledertiere. Noch nicht einmal Ratten, was mir zeigte, daß diese Insel offenbar auch nicht in ihrer Vergangenheit von Menschen besucht worden war, jedenfalls nicht von Europäern, die mit ihren Segelschiffen normalerweise eine Insel wie diese mit einer Rattenbrut kontaminieren. Überhaupt wies die im Grunde artenarme Flora und Fauna darauf hin, daß es kaum Kontakt zu einem beliebigen Festland gegeben haben konnte, und es schien, als wuchsen die hier auffindbaren Pflanzen aus den angeschwemmten Samen einer fernen Welt, die niemand kannte, und wer sie kannte, sie vergessen wollte, um ein

neues Leben im unbeschreiblichen, abgelegenen Nichts zu begründen; um einen toten Felsen im Meer, einen schlafenden Riesen, zu begrünen und mit Würde zu beleben. Denn oftmals ist der Lebensweg des Einzelnen von gefahrvoller Abneigung gegen das Zivilisierte, gegen die Gemeinschaft beseelt, und erfordert einen stillen Platz zum Ruhen, zur Genesung der faulenden Wunden.

Beim Betreten eines beliebigen Dschungel-Abschnittes hier auf Dulcedo fühlte ich mich augenblicklich heimisch: Ich streckte die Arme aus, schloß die Augen und fühlte den weichen, durchrankten Boden unter meinen nackten Fußsohlen. Als sey ich dafür geschaffen, in diesem Gebiet zu jagen, zu leben und ... zu sterben. Ich atmete frische, unverbrauchte Luft, als sey sie an diesem Ort der Welt entstanden. Und im Dickicht, auf einer Lichtung oberhalb vom Strand an Dulcedos Nordseite, war es zuweilen vollkommen still, wenn der Wind durch das Laub gemildert wurde und die Vogelschreie so klangen, als kämen sie vom anderen Ende der Insel. Nach einiger Zeit wußte ich nicht mehr, was eine Steuererklärung war, oder ein Kassenbon, oder worin der Fortschritt der modernen Gesellschaft liegen sollte, wenn *all das hier* dem Rest der Menschheit unbekannt blieb!

Ich erwachte durch die Wärme, die das knisternde Lagerfeuer in mein Gesicht strahlte. Nach wie vor lag ich in einer Kuhle nah an der Feuerstelle und bedeckte meinen Oberkörper mit großen Blättern. Insgesamt stachelte und juckte mein »Bett« noch allerorts und war alles andere als optimal. Doch diese Unbequemlichkeit wurde aufgewogen durch eine einzigartige Erkenntnis, die mir von nun an jeden Morgen widerfuhr: Krampfhaft versuchte ich mich zu erinnern, ob es in meinem früheren Leben auch nur einen

Tag gegeben habe, an dem ich selbständig aus dem Schlaf erwachte und es fortan genauso ruhig ist wie in der Nacht – man halte sich das nur mal kritisch vor Augen! Kein Lärm durch Verkehr, Nachbarn, den Wecker; kein springender Toaster, keine fliegende Waschmaschine. Keine tickende Uhr an der Wand, kein aus Zeitnot drängendes Herz. Keine Verpflichtungen, und doch ein mit Aufgaben erfülltes Leben. Stille über den ganzen Tag, die gewohnten Laute der Tierwelt, der rauschende Wind, das bewegte Meer, sonst nichts. Den ganzen Tag über und in seinem beruhigenden Wohlklang wieder bis in die Nacht hinein. Wie konnte ich nur ohne das leben?

Kurz nach meinem Erwachen hörte ich Menuita deutlich fluchen und mit rollenden Augen erhob ich mich aus meiner Schlafkuhle. Dabei wollte ich gar nicht abwerten, was er tat; ganz im Gegenteil! Denn seit Tagen bemühte er sich, nur aus Ästen, Rinde und verflochtenen Palmenblättern ein vom Boden abgesetztes Bett herzustellen! Und eine dauerhafte Unterkunft mit Bett ist vermutlich das einzig Erstrebenswerte auf einer Insel. – Der Rest sind Gedanken.

»Kann ich dir irgendwie zur Hand gehen?« fragte ich Menuita, als ich mit einer Frucht zum Frühstück neben seiner Arbeitsstelle stand.

»Heute nicht«, bekundete er entnervt, denn die Konstruktion wollte ihm nicht gelingen. Offenbar beabsichtigte er die Aufstellung kurzer Pfosten in Form eines Bettes, um die schließlich ein gewobenes Pflanzenband gelegt und an dieses kreuz und quer gespannte Blattstreifen verknoten würden. Schließlich könne man dieses Netz, das einen Lattenrost im herkömmlichen Sinne naheiferte, mit Laub und Gras füllen.

Die Idee war im Grunde nicht schlecht, denn die in lange Streifen geschnittenen Palmenblätter, so erkannten wir, konnten fest wie gewebter Stoff sein, wenn man sie erst sorgsam miteinander verflochten hatte.

»Wenn es doch nur Bambus gäbe!« fluchte er wieder. Aber das änderte nichts daran, daß Bambus auf ganz Dulcedo unauffindbar war. Dafür gab es Hibiskus in akzeptablen Mengen, aus dessen Rinde sich belastbare Seilen flechten ließen. Man hat eben das eine, und das andere nicht. Irgendetwas fehlt immer. Genausogut hätte man jammern können, daß wir keine Werkzeuge außer Messer besaßen. Trotzdem gab es viel zu lernen und viel zu entbehren. Selbst für mich als vergleichsweise erfahrenen Survival-Kenner war hin und wieder unverständlich und frustrierend, daß die dünnen Blätter beim Verknoten zerrissen und eine mühevollen Arbeit von vorn begonnen werden mußte.

Was nutzten wir noch? Neben dem Öl der Kokosnüsse, das wir als Sonnenschutz auf die Haut auftrugen, eigneten sich Früchte und Holz der Sonnenwende, des Brotfruchtbaumes, des Tussockgrases und der Pandanus zur Verwendung. Strandwinde, Farne und Moose waren generell weit verbreitet. Eines Tages entdeckten wir im dichtesten Dschungel der Insel, einem Fleckchen westlich vom Vulkan, eine Variante des Kapoks, die wir zunächst voller Freude für Kakao hielten. Wie sich aber nach eingehender Beschäftigung mit den Früchten der wenigen Pflanzen ergab, war der Kapok sogar noch besser als Kakao. Denn die kurzen, verwachsenen Fasern der reifen, aufgeplatzten Früchte ließen sich zwar nicht verspinnen, aber als weiche Kissenfüllung gebrauchen, wenn man sie nur in ein altes Hemd stopfte. Jedes Jahr reichte die Menge gerade aus, um ein weiteres »Kissen« zu befül-

len, aber auch die Konstruktion eines haltbaren Bettgestells dauerte noch einige Zeit. Schließlich bekam der emsige Me-nuita doch noch sein »perfektes« Bett. Man soll eben nie den Einfallsreichtum eines Menschen unterschätzen, dem zu viel Zeit zur Verfügung steht.

24 Wenn nicht jetzt, dann bald

Abermals erwachte ich des Nachts aus einem Traum. Noch immer verfolgten mich die Gespenster aus meinem vorherigen Leben. Aber diesmal träumte ich etwas Sonderbares: So befand ich mich am Strand nah beim Lager und ein Mädchen tritt aus dem Dickicht des Dschungels. Kurz darauf wäscht es seine Kleidung im Meer. »Ich dachte, es lebe sonst niemand auf dieser Halbinsel!« rufe ich die Unbekannte an, doch sie antwortet nicht; stattdessen entflieht sie ins Gebüsch. Ich laufe ihr nach, und meine Aufmerksamkeit richtet sich auf die kindlichen Fußabdrücke, die sich allmählich vergrößern und an deren Ende eine junge Frau steht.

Es mag anderen wie der Wunsch nach einer Partnerin erscheinen, der sich in diesen Traumbildern verdeutlicht hat. Tatsächlich bedeutete der Traum etwas anderes für mich und nun schien ich bereit, *die letzte Last* abzuwerfen.

Am Nachmittage saßen wir wieder beisammen am Feuer und warteten auf die Dämmerung. Interessanterweise wurde meine gewohnte Wahrnehmung bei Nacht verkehrt, denn ich verblieb wach und beobachtete, daß es nach Abklingen der Tageshelligkeit *eine Weile* dunkel blieb und schließlich wieder hell wurde. Tage und auch Nächte wollte ich nicht

mehr als Gegensätze wahrnehmen, sondern als Herz und Hirn desselben Tieres, das ich ritt und mein Begleiter war. (Im übrigen fehlte uns auch der Bedarf an einer ständig bei Nacht brennenden Lichtquelle. So mühten wir uns auch nie, auch nur ein Talglicht herzustellen, denn die Sonne gab unseren Licht-Dunkelheit-Rhythmus vor.)

In umfänglicher Stille saßen wir beieinander und starrten ins flackernde Feuer. Wie ich mich recht erinnere, dachte ich in diesem Moment an das berauschend befriedigende Gefühl vollkommen unabhängig zu sein: Zu jagen oder zu sammeln, was mir die Natur bietet; an einer beliebigen Stelle einen Unterschlupf für die Nacht zu finden; für keine Tätigkeit zu dumm oder unterqualifiziert zu sein.

Ruhelos rückte ich auf meinem Sitzplatz, einem Baumstamm, hin und her, und erregte beinahe die Aufmerksamkeit der anderen. Mein Leben lang hatte ich auf flachen, ganz ebenen Stühlen gesessen und nun war es ein kleiner Stamm gewesen, den ich mit Keilen im Erdboden verankert hatte. Allein, es fehlte ihm die Unbequemlichkeit! Nun paßte sich mein formbares Hinterteil der unebenen Oberfläche des Stammes an und wollte keine wohltuendere Erinnerung wachrufen! Im läuternden Glücke befand ich kein größeres Heil, als auf diesem gut positionierten Holz zu sitzen und zu arbeiten, und neben ihm als Windschutz zu schlafen. Der schwere, unhandliche Stamm wurde ironischerweise zu einem »Begleiter« fürs Leben.

Und so hatte sich jeder in unserer Runde seinen eigenen, treuen Sitzplatz geschaffen: Menuita ruhte auf den geflochtenen Blättern, die er nun endlich fertiggestellt hatte; Jolene wiegte auf zwei Rettungswesten und lehnte an einer Palme. Und Olivia befand, halb eingegraben, das freie Sitzen mit

durchgespannten Rücken als erholbar. Und ich mochte es gerne, sie so dahindösend und friedlich anzuschauen. Was würden sie nur dazu sagen? —

»Ich bin ein Mörder«, platzte ich heraus und durchbrach den Frieden. Erst reagierte niemand auf mich und ich vermutete, daß sie bereits schliefen. Schon oft waren sie *auf diese Weise* zur Ruhe gekommen, man war sich nie so sicher.

»Ich habe euch nie davon erzählt, tat immer so, als wäre ich ein ganz normaler Kerl, der grundsollide im Leben steht. Aber ich weiß heute, daß wir auf besondere Weise einander angehören. Also sage ich es euch.«

Verblüffend, wie ehrlich man sein kann, wenn es an Urteilenden und Richtenden fehlt. Aber es war viel mehr als das:

So hielt ich die Jugend von Heute für recht aufgeklärt untereinander. Zum Beispiel kommen zwanzig Leute zu einer Grillfete zusammen, doch einer von ihnen sitzt abseits und grübelt, sodaß man sich vielleicht fragt, wer er ist, oder was ihn beschäftigt. Andererseits macht es auch nichts weiter, wenn man es *nicht* erfährt, und sich ausschließlich mit den anderen Leuten herumtreibt. Jedoch in einer einzigartigen Situation wie der unsrigen, wo wir als Gruppe isoliert stehen, haben auch die Eigenbrötler eine wichtige Funktion und müssen miteinbezogen werden. Erst dadurch wiederum lernt man sich inniger kennen, wird einander vertraut und spricht auch ganz anders miteinander. Es unterbleibt der blöde Small Talk und kommt ohne Umschweife auf das Wesentliche zu sprechen. Man verkündet aus der Seele, was dereinst aus Scham verborgen blieb, weil eben *nicht länger* jeder Tag wie der Vorherige ist, und man eben *nicht länger* die immer gleichen Leute trifft, mit denen man sich *eventu-*

ell austauschen will. Nein, in einer Situation, in der jemand von heute auf morgen verlorengelassen könnte, ist das anders.

Man spricht mehr miteinander, geht aufeinander zu. Nicht so wie beim gewohnten hektischen Leben, in dem man die Sorgen der anderen nur zu gerne ignoriert, um mit sich selbst klarzukommen. Man setzt sich ans Lagerfeuer, und hört sich die Geschichten, Sorgen und Gedanken der anderen in Ruhe an, ohne seinen Geist mit der zweifellos beschämenden Frage zu betrauen, wieviel Lebenszeit bei diesem Vorgang verlorengelassen wird.

»War es Lugus?« flüsterte Jolene aus der Dunkelheit und bewegte sich keinen Millimeter.

»Das muß dich doch innerlich zerfressen haben, Sully!« ergänzte Olivia und entspannte ihren steifen Sitz.

»Wolltest du deswegen an diesen einsamsten aller Orte verschwinden? Um der Polizei zu entkommen?« legte Menuita nach.

Ein kleines Schmunzeln ließ sich nicht zurückhalten: »Ich muß das dreimal verneinen.« Sie alle setzten sich auf und ich hörte förmlich, wie sie erleichtert aufatmeten.

»Dann hat es also nichts mit Lugus zu tun?« fragte Menuita mit angespannter Stimme.

»Nein. – Nein!« verkrümmte ich mein Gesicht und wies alle Schuld mit einem Ausdruck der Verständnislosigkeit von mir: »Was mit unserem Freund Lugus passierte, war ein Unfall. Was ich euch sagte, hat nichts damit zu tun. Aber es ist wahr«, schaute ich Jolene betroffen ins Gesicht, die gerade herangerückt war: »Ich *bin* ein Mörder.«

»Wen hast du denn *ermordet*?« wollte Olivia mißtrauischen Blickes wissen. Im Gegensatz zu den anderen beiden hatte sie mir Derartiges wohl als letztem zugetraut.

»Die Namen habe ich längst vergessen. Aber es war Notwehr und es war erforderlich, dessen bin ich mir gewiß. Nur solltet ihr das wissen.«

»Notwehr sehe ich nicht als Mord! Trotzdem: diese Schuld hättest du auch mit ins Grab nehmen können, und niemand von uns hätte es jemals erfahren!« stellte Menuita wohlüberlegt fest.

»Das mag stimmen, Freund«, antwortete ich und war dankbar für diese Form von Verständnis: »Auszusprechen, das uns plagt, macht uns doch zu Menschen, nicht wahr? Und ich bin ja schließlich nicht als Mörder geboren!«

»Ich glaube, das hätte ich gemerkt«, betonte Jolene und bestätigte mir abermals ihre innige Freundschaft. Und so verbrachten wir den ganzen Abend damit über das Ereignis und meine Erfahrungen im Gefängnis zu sprechen. Dabei taten sich noch weitere Abgründe auf; Verlautbarungen, die zur Veräußerung in der Öffentlichkeit nicht bestimmt waren. Aber wir waren nicht die Öffentlichkeit; wir waren nur vier Freunde am Ende der Welt.

Olivia offenbarte uns, daß sie einstmals den Gedanken an Selbstmord gehegt hatte und davon nur schwerlich wieder loszukommen wußte. Ihre Angst vor einer Rückfälligkeit mag dazu beigetragen haben, sich auf dieses gefährvolle Abenteuer einzulassen. Die Gründe für ihre Neigung zum Suizid erschienen uns allen in diesen Zeiten durchaus plausibel: So hatte sie in ihrer Vergangenheit etwas getan, das zu einem Eintrag im polizeilichen Führungszeugnis führte. Dies wiederum verhinderte, daß sie nach Abschluß ihrer Lehre eine Arbeit fand, obwohl sie arbeiten wollte und im Wesen ein grundehrlicher Mensch war, dem eben ein Fehler unterlaufen war, der allen Menschen mal passieren kann.

(Tatsächlich machen alle Menschen in ihrer Jugend unverzeihliche Fehler, nur daß die einen sie insofern verbergen konnten, daß sie wie fehlerfrei erscheinen.) Dieser sinnlose Kontrapunkt jedenfalls, dieses Spektakel zwischen dem Verlangen nach Arbeit und ihrem Versagen, führte bei Olivia zu einer eintönigen Depression, deren einziges Licht der Tod heißen sollte. Heute sieht sie sich davon geheilt, aber nur, weil sie eine Zukunft sieht.

Dereinst kannte ich selbst jemanden, der mehr als jeder andere suizidgefährdet war. Ihm hätte ich alles zugetraut. Grund für seinen Wunsch nach dem Tode waren weder eine zerstrittene Familienbande noch eine furchtbare Kindheit (wie oft als Ausrede angeführt wird), sondern die nackte Perspektivlosigkeit! Er wurde ja nicht mit einem labilen Geist geboren! Nein, erst die Mißhandlung durch unsere verdorbene Gesellschaft ließ ihn werden, was er war. Was aus ihm wurde, weiß ich nicht, aber er hätte gut zu uns gepaßt. So wie ebenso die stimmenlosen Schatten der halben Menschheit.

Gedankenlose und führungslose Schuld umgibt uns alle, jeden einzelnen, auch mich, bevor ich meinen privaten Ausweg durch Dulcedo fand. Die Welt ist nicht wie sie scheint, unter ihrer Oberfläche schwelt es: das Heil, das wir täglich gesehen haben, war nicht die Wiedergabe der Wirklichkeit. – Die Polizei verfolgte Andersgeartete, es gab Untergrundbewegungen und fremdenfeindliche Demonstrationen allerorts. – War es früher auch so, sagen wir, vor 70 Jahren? Film und Fernsehen suggerierten eine unbeschadete, von sicherer Kontrolle durchwachsene Gesellschaft, aber das zeigen wohl die Filme jedes Jahrzehnts. Die Welt war wie eine Käse-Pizza: Unter der abnehmbaren Decke aus geschmolzenen

Edamer konnte es ganz anders aussehen.

Tatsächlich stolpern wir Menschen blind durch unser Leben, ohne es wirklich wahrzunehmen. Wer heute in einer der großen Industrienationen lebt, der ist wahrscheinlich ohne seines Wissens Dutzenden von Beispielen der Täuschung und Vertuschung seitens seiner Regierung begegnet. Die anderen hunderttausend Beispiele verbergen sich in der Geschichte seines Landes.

Natürlich bekannte sich niemand öffentlich zu den sog. Untergrundbewegungen, denjenigen Zusammenschlüssen, die nicht existieren durften, da sie nach Wahrheit verlangten; nach selbstloser, bedürftiger Wahrheit. Trotzdem wußte jedermann, daß es diese Bünde gab: Wer von ihnen etwas Vages erfuhr, der gehörte ihnen bereits an und stellte sich überzeugt gegen die Summe der in der Welt liegenden Mißstände. Schon lange war es Zeit für Reformen, aber nicht der richtige Moment. Noch dominierte die Massenüberwachung, die Massenbeeinflussung durch die unnatürlich verbreiteten Medien und ihre globale Netzwerkstruktur. Aber irgendwann würden wir über diese Zeiten in den Geschichtsbüchern lesen und sie wie eine Gute-Nacht-Geschichte werten; als redeten wir über das Römische Reich, das man sich heute ebensowenig vorstellen kann wie die Hochzeit der Inka oder Babylonier. All das vermischte sich tendenziell mit Unwahrheiten und verheimlichenden Einfluß; die menschliche Geschichte ist einfach voll davon.

Am Rande gesprochen: Ich selbst erlebte einmal *Geschichte* vor meinen Augen und gleichsam, wie ihr Wert entstellt wurde. Dies bewiesen mir meine schon in der Jugend präsenten Ahnungen endgültig.

Damals, vor etwa 15 Jahren, ereignete sich der Vorfall bei

Crowmore, an der Grenze zu Schottland. Wie es geschah, waren ich und meine Eltern zu dieser Zeit nahe diesem Ort im Urlaub, sodaß ich alles mitansehen konnte. Anders als die anderen Menschen mußte ich also meine Information nicht aus zweiter Hand durch die Medien beziehen, sondern konnte meine eigenen Beobachtungen zu eigenen, echten Interpretationen führen.

Es brummte am Himmel, ich sah nach oben und erfaßte sofort einen kleinen Flugkörper, der mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit über den Himmel zog, sodaß er nur ein paar Sekunden lang sichtbar war. Was auch immer es war, es war zu klein, um erkannt zu werden, saß jedoch an der Spitze eines langen Schweifs, der aus seiner hinteren Sektion ausgestoßen wurde.

Ich verfolgte die Flugbahn weiter und erkannte sogleich ein Flugzeug, das aufgrund seiner seitlich abgespannten Flügel deutlich als solches identifiziert werden konnte. Es sah aus wie eines der Flugzeuge, die man üblicherweise gar nicht zu hören bekommt, da sie zu weit oben verkehren. Eigenartigerweise hielt der unbekannte Flugkörper direkt darauf zu und ich erwartete, daß er jeden Moment unter dem Flugzeug hindurchzischte. Aber das tat er nicht.

Ein gewaltiger Lichtblitz, der Schweif endete. Nach Sekunden erfaßte mich der Knall, dann schmierte das Flugzeug zur Seite ab und zog nun selbst einen schwarzen Schweif hinter sich her. Hinter den Bergen, nur wenige Kilometer westlich von mir, verschwand sie aus meinem Blickfeld. Sekunden darauf krachte es abermals und eine dunkle Rauchsäule stieg auf.

Zu diesem Zeitpunkt hatte offenbar nur ich allein zufällig in den Himmel geschaut, denn niemand anders hatte den

Absturz, vielmehr den Abschuß, bemerkt. Also sah ich am Ende des Tages die Nachrichten, um mehr darüber zu erfahren: Wer die Rakete abgeschossen hatte; was das für ein Flugzeug war usw. Doch der Nachrichtensprecher erwähnte keine Rakete, sondern eine nahe Crowmore ereignete Explosion, die auf einen verunglückten Treibstofftransporter zurückzuführen sey. Darüber staunte ich nicht schlecht, behielt meine Beobachtungen aber auch für mich.

Vielleicht sollte ich nicht wissen, was in dem Flugzeug transportiert worden war, daß man es für notwendig hielt, die Öffentlichkeit darüber im Unklaren zu belassen. Vielleicht war es gefährlich, daß wir kleinen Leute davon wußten. Vielleicht. Und abgesehen davon, daß ich diese abträgliche Arroganz, mit der über meine Mündigkeit entschieden wird, nicht länger ertragen kann, war das OK für mich.

Doch wenn schon das nicht stimmte, weshalb sollte man dann etwas anderes seitens der Regierung glauben?

Verschwörungen hat es schon immer gegeben. Aber wenn sich eine Gesellschaft nicht von Grund auf neu konstruieren, von alten Fehlern reinwaschen lassen will, dann kann ich mich von ihr nur abkehren. Dann hat sie sowohl die Verantwortung gegenüber ihren Bürgern als auch die wenige, über Generationen aufgebaute Glaubwürdigkeit verspielt.

Und so zieht sich die erschreckende Kunde, der Inbegriff des verwerflichen Wahnsinns durch alle Jahrhunderte und wird es noch eine Zeitlang tun. Alle schienen verrückt geworden zu sein und keiner hatte es bemerkt. Man erinnere sich an die vor einigen Jahren aufgekommene Klassifikation der Menschen in Gut und Böse nach ihren Vornamen! Wie konnte sich eine derartige politische Farce nur halten, geschweige denn heranbilden? So galten russisch klingende

Namen als *böse*, während die Namen amerikanischer Präsidenten (der für die meisten geltende Inbegriff von Schutz und Gerechtigkeit) gleich *Gutes* bedeuteten. Eltern vergaben daraufhin nur noch *gesicherte* Vornamen, sodaß eine Zeitlang eine Flut an *Johns* und *Williams* kursierte.

Die Welt da draußen versank in einer schleichenden Form von Chaos und Subordination; für ihren Untergang bereit und *bereitwillig*. Sollte niemand bei klarem Verstande *uns* die Verrückten nennen, da wir uns auf eine Insel abgesetzt hatten!

Und darf ich mir in meinem Eifer überhaupt vorwerfen lassen, zu oberflächlich mit allen Regierungen ins Gericht zu fahren? Sie alle zu verallgemeinern und über einen Kamm zu scheren, gleichwohl meine Abneigung nur auf der Verachtung einzelner, besonders extremer und mutwillig entscheidender Regierungen fußt? *Ist es das wirklich?* Denn das sollte sich jeder selbst fragen!

Sollten die Ankläger nicht besser in sich kehren und mit ihrem Gewissen ratschließen, ob nicht *ich* zu verallgemeinernd bin, sondern *sie* zu stark differenzieren?

Kann etwas gut sein, das nur einer maßlos strikten Vorgabe folgt, anstatt aus sich selbst heraus vernünftig zu existieren? Anarchie, wie wir sie lebten, muß nicht gleich den Weltuntergang bedeuten. Anarchie kann auch eine Reform sein; ein nie dagewesenes Umdenken als Resultat einer ständig wachsenden und billigen Weltgemeinschaft.

Abermals war ich in meinen Gedanken, deren Haß noch immer nicht abgeklungen war, ausgeschweift und hätte beinahe verpaßt, was uns Menuita mitzuteilen hatte.

Da wir gerade von Selbstmord, Anarchie und Überleben redeten, so meinte auch er etwas beitragen zu müssen und

offenbarte uns, was geschehen war, als er am ersten Tag an die Insel gespült wurde.

»In den ersten Minuten dachte ich zu ertrinken«, gestand er uns: »Das Wasser schien durch meinen Kopf durchzufließen, meine Augen brannten vom Salz und ich neigte mich der Ohnmacht zu. Als ich dann ein paarmal unter Wasser trieb, spürte ich plötzlich etwas Festes unter meinen Füßen. Sofort stützte ich mich darauf – denn ich nahm an, es sey Land –, aber es sank nach unten ab; mehr noch, es schien zu leben und von sich aus an meine Füße gestoßen zu sein!«

»Haie? Robben?« stellte Jolene *in den Raum*, auch wenn diese Redewendung auf der Insel Dulcedo ihre Bedeutung verlieren mag.

Aber er schüttelte mit dem Kopf: »Ich erinnere mich an die sanften Stöße, man könnte beinahe von *Schubsern* sprechen, und daran, daß mir etwas in die Handgelenke und Knie biß.«

»Also *doch* Haie!« stellte Jolene wieder fest und wollte gebannt noch mehr hören.

»Das glaube ich nicht. Denn ich griff danach, um mich zu verteidigen, umfaßte dann aber eine lange Schnauze mit Zähnen; ein Maul, das sich öffnete und an meine Gliedmaßen biß, nicht um mich zu verletzen, sondern um mich ... zu tragen! Ja, die Tiere halfen mir beim Schwimmen, und wenn ich unterzugehen drohte, da erhielt ich einen *auftreibenden Zusammenstoß!* – Ich glaube, es waren Delphine.«

»Und dann?«

»Als ich am Strand zu mir kam, da war ich noch am Leben und sehr glücklich darüber. Daß mir auf diese Weise geholfen worden war, fiel mir erst Stunden später ein. Und dann, im Trockenen sitzend und mir meiner Sinne wieder gewahr

werdend, hielt ich meine Erinnerung für Einbildung.«

»Und weshalb erzählst du uns nun davon?« wollte ich wissen.

»Weil ich es eben nicht länger für Einbildung halte. Wie ihr alle wißt, hat man auf dieser Insel sehr viel Zeit zum Nachdenken.«

Jeder von uns nickte zustimmend. Wo ist sie hin, die Hektik, die mein Leben so fest bestimmen mußte?

»Und ich kam zu dem Schluß«, fuhr er fort, »daß alles wahr sein mußte: *Delphine* hatten mir das Leben gerettet. – Und ich dachte weiter und fragte mich, weshalb diese Tiere einem fremden Lebewesen helfen. Liegt es in ihrer Natur? Ist es instinktive Ehrfurcht vor anderen Wesen? Wie es auch kam, nun empfinde ich tiefe Dankbarkeit für diesen Aspekt meiner Umwelt und fühle mich ihr nur noch mehr ergeben; ... als gehörte ich hier her!«

»Sind wir nicht alle schon zu dieser Erkenntnis gelangt?« klopfte ich ihm auf die Schulter und zeigte Verständnis.

Nun fühlte ich mich viel besser und weniger ausgegrenzt, weniger *besonders*. Was mich unter normalen Umständen gestört hätte, führte hier zu einem festeren Zusammenhalt untereinander. Wir teilten eine bestimmte Situation, keine Notlage!, sondern eine Erfahrung, das Abenteuer eines ganzen Lebens. Wir alle hatten uns an diesen Ort gewünscht, und nun, da wir hier waren, erfreuten wir uns daran und befanden, daß die Tageslänge kaum ausreichte, dem gerecht zu werden.

Tatsächlich wurde ich mir erst viele Monate später – als sich die anfängliche Aufregung, Überwältigung und täglich sättigende Freude gelegt hatte – darüber bewußt, welche Möglichkeiten und Freiheiten mir gegeben wurden. Die Ent-

bindung von jeglicher Pflicht und Verantwortung erzeugten ein Potential unbekannter Stärke in mir, und was für die einen (die erzwungenen!) Insulaner Abgeschiedenheit, Hoffnungslosigkeit und das Ende des Lebens bedeuteten, so war es mir ein umfassender Neubeginn.

Immer wieder saß ich am Ufer und schaute aufs Meer hinaus: War ich wirklich hier? War dies nicht bloß Einbildung? Endlich ließ die Bedrängnis dieser Fragen nach und ich befaßte mich mit der Wirklichkeit. – Ja, ich war hier und würde es bleiben. Ich sah Dulcedo nunmehr als meine Heimat, als wäre ich nie fort gewesen.

Welch' unvorstellbares Glück mir zuteil geworden ist, darüber blieb ich mir stets im Bilde: Als wüßte man von einem ganz großen Preis, der aber so überwältigend wohltuend wäre, daß er dem Klischee *zu gut um wahr zu sein* entspricht. Man ist sich sicher, daß man diesen Preis niemals erhalten wird, so sehr man auch davon träumt. Und dann, ganz plötzlich, erhält man den Preis doch. Und man fragt sich wofür.

War es nur Zufall, daß gerade *ich* ausgewählt worden bin? Oder ist es vielmehr *Bestimmung*? Sehe ich mich heute über Dulcedo wandeln, mit eben jener einfühlbaren Toleranz eines zufriedenen Eingeborenen, so könnte es tatsächlich *Bestimmung* sein; als gehörte der Preis schon immer mir. Als wäre die Verbannung auf eine Insel für die anderen ein quälender Alptraum und für mich erfüllende Gerechtigkeit; der Lohn für das Ertragen eines mißverstandenen Daseins. Konnte es so schlüssig sein, oder war es vielleicht doch nur *Glück*?

Irgendwann wollte ich von den anderen wissen, ob sie glücklich seien oder sich Dulcedo ganz anders vorgestellt

hatten. Doch egal, wann immer ich sie bei einer beliebig mühseligen Arbeit auch antraf, so strahlte stets ihr Gesicht und ihre Antworten stimmten beinahe überein. Ohne falsche Verlegenheit bekundeten sie, wie ich, daß es sich bei Dulcedo durchaus um eine Heimat handelte, die ihrer *Bestimmung*, wie sie sagten, entsprechen möge. Die einzige Heimat, für deren Verteidigung sie (und auch darin stimmten sie überein) sterben wollten.

Ich selbst fand beim Spaziergang immer neue Gründe mich in Dulcedo zu verlieben, und so gab es auch niemals irgendwelchen Streit um Essen, den Schlafplatz oder sonst eine Bevorzugung. Denn Essen gab es genug und selbst der schönste Platz ward bald von der Schönheit eines anderen übertroffen. All das nutzten wir aus und gingen wie die Könige über unser Land, jedoch ohne Grenzen abzustecken. Es war ein geteiltes, verborgenes Königreich, das keinerlei Teilung oder Schutz bedurfte, da es nur in unseren Augen existierte.

Und noch zwei etwas andere, delikate Fragen quälten mich, während ich im Sand hockte: Zum einen: sahen wir alles als *Urlaub* und sehnten wir uns nach einem Ende unseres Hierseins, wenn wir den ganzen Tag in den Dünen saßen und den Wellen beim Brechen zusahen? Das muß ich, zumindest für meine Person, eindeutig verneinen. Denn der Wunsch nach dem alten, bequemen Leben trat gar nicht in Erscheinung, da ich mich mit allerlei Aufgaben ausgeglichen beschäftigt sah. Die geringste positive Erinnerung daran würde in Gedanken an die freiheitlichen Einschränkungen sofort alles wieder ernüchtern.

Andererseits konnte man fragen, ob wir uns einsam fühlten, auf dieser Insel, wenn wir jeden Tag nur in den Ozean

glotzten. Auch das ist strikt zu verneinen, denn wir sind nicht hergekommen, um Freunde oder *die große Liebe* zu finden, sondern einzig, um etwas *zurückzulassen*. Und dabei ist es egal, ob wir Einsamkeit und Tristesse, Hunger und Schlaflosigkeit, Krankheit und Unbequemlichkeit im Gegenzug *gewonnen*, sondern es ist nur bedeutsam, daß wir der menschlichen Vernunft Begleiter wie Gegenpole, die Überwachung und Unterdrückung, *verloren* haben.

Und natürlich bedeutete unser Hiersein auch das Erlangen neuer Fertigkeiten und Erkenntnisse, die sich in der Zivilisation niemals gezeigt hatten. Man nehme nur Menuita zum Beispiel, der damals zur Mittelmäßigkeit verdammt war, und dem kein Beruf so richtig lag. Zu viele Hobbys beschäftigten seinen Geist. Und hier auf der Insel zeigen sich all die unentdeckten Qualitäten. Trägt er beispielsweise einen Speer in der Hand, offenbarten sich ungeahnte Reflexe und Geschicke. Erst hier zeigte sich sein volles Potential! – Was also ist dagegen Einträgliches einzuwenden? – Wenn nicht die Regelmäßigkeit des Schicksals eines *guten Menschen*?

25 Schmutz und Glück

Morgens erwachte ich und ein Nieselregen sprang mir ins Gesicht. Mein Haar war schon ganz naß gewesen, ohne daß ich mein Bewußtsein zur Gänze erlangt hatte, und erinnerte mich daran, daß es wieder einmal geschnitten werden mußte.

Anfangs hatten wir unsere scharfen Messer in Betracht gezogen, doch nachdem die tausendste Kokosnuß damit

gespalten und der Millionste Ast zurechtgestutzt worden war, kamen uns die Messer gar nicht mehr so scharf vor, um unsere Haare damit kürzen zu lassen. Die klobigen Messer waren ohnehin für so eine Aufgabe zu unhandlich.

Ich hatte mich bereits damit abgefunden mein Haar bis zu den Knien wachsen zu lassen, als Jolene von ihren Streifzügen eines Tages eine Handvoll Splitter eines schwarzen, glänzenden Steins mitbrachte, scharf wie die Kanten eines zersprungenen Feuersteins. Tatsächlich war es aber kein Feuerstein, sondern Obsidian, ein durch vulkanische Prozesse entstandenes Glas, das bei geeignetem Bruch der Schärfe einer Rasierklinge in nichts nachstand.

Frisch gebrochene Klingen waren scharf genug, damit wir Männer uns unsere Bärte abrasieren konnten; nach Gebrauch waren die Werkzeuge für einen Haarschnitt immer noch scharf genug.

Bevor der Tag begann, ging ich einer mittlerweile angestammten Tradition nach und legte einen etwa Fingernagelgroßen Kieselstein in den ausgewaschenen Panzer einer Schildkröte, der mir als Schale diente. Der Behälter war bereits zur Hälfte gefüllt, und die Anzahl der darin liegenden Steine entsprach der Anzahl der Tage, die wir bereits auf Dulcedo zugebracht hatten.

Die anderen wollten immerzu wissen, wie viele Monate es nun schon genau seien, aber ich ließ sie die Tage niemals zählen. Mich beruhigte der Gedanke, daß ich die Zahl bei Bedarf ermitteln konnte, doch im Moment niemals die genaue Anzahl kannte. Dann stellte ich die Schale zurück neben meinen Platz und deckte sie mit einem großen Blatt ab, daß die Kiesel nicht verlorengingen.

Aus Gewohnheit warf ich noch immer den Lumpen über,

den ich ehemals Hemd und Hose nannte. Beide hatten sich innerhalb weniger Wochen ununterbrochener Benutzung rasch abgewetzt; Löcher hatten sich geweitet, Schmutz und Gestank gingen von ihnen aus. Meistens hatte ich die Fetzen noch vor dem Mittag wieder abgelegt und bewegte mich halbnackt, manchmal auch ganz nackt, über die Insel.

Sobald ich mich schmutzig oder unansehnlich fühlte, badete ich im Meer und trocknete mich in der Sonne. Auf Dulcedo herrschten nie dauerhaft Sonnenschein und tropische Hitze vor, so wie man sich das von einer Pazifikinsel vorstellt. Richtig ist, daß die Insel im südlichen NE-Passat lag, der ausdauernde, kräftige Schauer mit sich brachte und zwischen August und Dezember sogar mit Taifun-artigen Unwettern drohte.

Schwere körperliche Arbeit rechtfertigte das Wandeln bei nackter Haut; doch ohne die Bewegung, insbesondere nachts, kühlte man rasch aus. So bedeutete das Feuer einen unablässigen Begleiter. Olivia experimentierte mit dem Verflechten von Fasern zu einfachen Stoffbahnen, aber das verfügbare Material war für all das einfach zu grob. Sogar an ineinander verschränkten, gewaschenen Vogelfedern versuchte sie sich, jedoch ebenfalls ohne Erfolg.

Insbesondere in der kalten, stürmischen Jahreszeit benötigten wir die Kleidung zum Wärmen, gar nicht zum Schutz vor Tieren, Parasiten oder der Vegetation. In der Tat schien das Wetter uns verwöhnten Europäern am meisten zu schaffen zu machen. Also mußte für diese Zeit etwas anderes her.

Rückten die Stürme und der Dauerregen an, verkrochen wir uns eilig in unsere Hütte, die aber für eine durchgreifende Durchnässung nicht dicht genug war, so viele Blätter

man auch auf das Dach band.

Natürlich dachten wir auch an natürliche Unterstände wie Höhlen. Naheliegend schien, sie am Vulkan zu suchen. Doch obwohl uns unsere Streifzüge nach Nahrung und Hilfsmitteln täglich in dessen Nähe führten, war keinem von uns bisher etwas aufgefallen. Jedoch, es gab noch wenig erforschte Gebiete, v. a. im Norden der Insel. Also konzentrierten wir unsere Aufmerksamkeit auf diese undurchdringlichen Regionen.

Bald schon waren einige windgeschützte Nischen ausgemacht, eingefaßt von hohen Felswänden und mit zahlreichen, dicht stehenden Bäumen umringt. Nur hundert Meter davon entsprang eine Quelle, stürzte sogleich mehrere Felsstufen in die Tiefen und sammelte sich in einem dem Meer vorgelagerten Becken, von dem aus es sich mit diesem vermischte. Die Klüfte spannten weit und bei einigen konnte man nicht nur seine Hand hineinstecken, sondern sie sogar zur Gänze begehen. Nach nur wenigen Tagen der Erforschung hatten wir ein kleines Höhlensystem ausgemacht, das man nicht zufällig, sondern nur durch systematische Suche finden konnte. Der Eingang war schmal und man mußte sich mit einiger Gewalt hineinzwingen. Das bot allerdings auch den Vorzug, daß weder Wind noch Wetter einzudringen vermochten.

Zunächst tasteten wir uns in der Finsternis voran, ständig darauf bedacht, uns nicht den Kopf anzustoßen, oder irgendwelche Tiere aufzuschrecken. Mit dem Licht einer Fackel ließ sich dann besser vordringen und wir folgten mehreren, sich verzweigenden Gängen, in denen man nicht nur stehen, sondern auch liegen konnte. Die größte dieser zwischengeschalteten »Kammern« (die ich heute als Resul-

tat von Verkarstung sehe) hatte gewiß eine Grundfläche von acht Quadratmetern und bot sogar einige Absätze, die man als Sitz oder Ablage gebrauchen konnte. Entfernte man sich nicht zu weit vom Eingang, wehte ein ausreichender Zustrom frischer Luft, und zu einer bestimmten Tageszeit drang sogar für eine Stunde das Licht der Sonne vor.

Bald darauf betrachteten wir die entdeckten Höhlen unter dem Aspekt als Wohn- und Lagerplatz genauer. Aber wie man sich auch fügte, die kleinen Kammern waren letztlich zu unbequem als dauerhafte Behausung, auch wenn man die Unebenheiten mit jede Menge Strandsand ausglich. Sie boten jedoch genau den Schutz, den wir während der »stürmischen Jahreszeit« gesucht hatten: Unempfindlich gegen äußere Einflüsse und vor Fluten oder umfallenden Bäumen geschützt, vermochte man darin ein schweres Unwetter leicht zu überleben. Am bemerkenswertesten war jedoch, daß die Karstspalten die Wärme zu speichern schienen, sodaß in ihrem Inneren eine um zehn Grad Kelvin höhere Temperatur vorlag als die der Außenwelt.

Mir selbst fiel noch etwas anderes auf, das mir an Bedeutung gewann. So geschah es, daß der Aufenthalt in der hintersten zugänglichen Kammer des Höhlensystems alle erdenklichen Geräusche verstummten. Weder hörte man den Wind, noch die Vegetation rauschen oder die Vögel singen. Es war dunkel, warm und still. Infolgedessen zog ich mich oft an diesen Ort zurück, um mit meinen Gedanken eins zu werden; von aller Wesentlichkeit des sinnlichen Lebens getrennt und mit meiner Fantasie in Dimensionen unklarer Herkunft vorstoßend. – Mit der Zeit erkannte ich, daß eben diese letzte Kammer zu einer Seite nur über eine dünne Wand mit der Außenwelt verbunden war, und ich

durchstieß sie an einer bestimmten Stelle zu einem Fenster, nicht nur für weitere frische Luft und Licht, sondern auch um mir einen Ausblick auf das Meer zu schaffen; natürlich erst, als ich den davor wachsenden Dschungel um eine Sichtschneise gerodet hatte.

Menuita brachte noch einen weiteren Gedanken ins Spiel und schaute bedächtig auf die kleine, Dulcedo vorgelagerte Insel, die wir *Satra* genannt hatten². Konnte es dort eventuell auch natürliche Höhlen geben, die sich besser »beleben« ließen?

Von Dulcedos Ufer war natürlich nicht alles zu erkennen, sodaß einer von uns nachsehen mußte. Ich und Menuita faßten schließlich den Mut, uns aufs neue in den Pazifik vorzuwagen und schwammen durch die flache Lagune, in der Hoffnung nicht abgetrieben zu werden. Nach gut einer halben Stunde gelangten wir an Satras Ufer und standen an einem Strand, dessen umliegende Vegetation der auf Dulcedo weitgehend glich. Wir zogen für unseren Schutz mitgeführten Speere heraus und schweiften aus.

Satra war im Gegensatz zu Dulcedo nur etwa 200–300 m lang und breit (siehe Abbildung), sodaß wir uns zeitnah einen Überblick verschaffen konnten. Im Grunde verloren wir uns trotz unterschiedlicher Wege nie aus den Augen, denn Satra war so flach, daß uns ihre Ebenmäßigkeit nie die Sicht aufeinander trennte.

Leider enttäuschte uns an der kleinen Schwesterinsel alles weitere, das für unser Überleben interessant sein konnte. Es fand sich keine einzige Frischwasserquelle, wodurch er-

²Es gab keinen besonderen Grund, die Insel *so* zu nennen; wir befanden den Namen einfach wohlklingend.

klärt war, daß auf Satra offenbar nur wenig anspruchsvolle, niedrige Gräser wuchsen, die keinerlei eßbare Früchte boten. Insgesamt erschien diese Insel viel kahler, »roher« und »trotloser«. In meinen Augen war es ein Ort, an den man sich begeben konnte, um zu sterben.

Nach ein paar Stunden kehrten wir auf Dulcedo zurück und aßen erst einmal etwas, während wir von unseren Beobachtungen erzählten, die die Frauen voller Spannung erwarteten. Wie sich herausstellte, hatten sie mit so etwas Ähnlichem gerechnet und waren nun froh, sich bestätigt zu hören. Es gab also keinen Grund, Satra jemals wieder zu betreten; keine Geheimnisse, keine alten Wracks zum Ausplündern, keine Behausungen, keine Hinweise auf den Besuch von Menschen.

Am Feuer trockneten wir unsere Kleider und Körper, während ich mir meine Haut mit Asche einrieb, um die Insekten fernzuhalten. Wennschon es nicht sehr viele Insekten auf Dulcedo gab, so waren sie doch lästig und wir erdachten und allerlei Techniken, um sie in Schach zu halten. Beispielsweise hatten wir dicht baumelnde Schnüre um unsere Schlafplätze angebracht, die an einen Windfang gekoppelt waren. Auf diese Weise verhinderte deren ständige Bewegung die Annäherung irgendwelcher Fluginsekten. Auf dem Boden verstreuten wir dagegen regelmäßig Asche, um eventuelle krabbelnde Insekten oder anderes Ungeziefer abzuschrecken.

Beim Einreiben meines Körpers bemerkte ich wieder einmal die zahlreichen Veränderungen, die ich seit der Ankunft in meiner neuen Heimat erfahren hatte. Natürlich waren wir alle schlanker und muskulöser geworden, was weniger mit der vielen, anstrengenden Bewegung im Gelände als

mit der weitgehend fettfreien Nahrung zu tun hatte. Olivia zum Beispiel war zu Beginn etwas übergewichtig, nun aber genauso abgemagert wie Jolene. Allerdings darf nicht falsch verstanden werden, daß wir hungerten oder an einer Variante der Unterernährung litten. Ganz im Gegenteil, mit der Zeit empfanden wir schon bei kleinen Portionen Sättigung, Geschmack und Wohlempfinden. Auch ich wurde schlanker und muskulöser; ohne Anspannung der Muskeln konnte man an Bauch und Hüfte keinen Finger weit eindrücken. Durch das andauernde Greifen und Arbeiten mit Holz – dem Brechen, Schlagen, Biegen usw. – erfuhr meine Hand einen derartigen Muskelaufbau, daß ich manchmal glaubte, ich könnte eine Kokosnuß mit bloßen Händen zerdrücken. Nun erschienen mir auch die Beschreibungen des übermenschlichen Regulus nicht mehr übertrieben.

Darüber hinaus erfuhr ich eine erhöhte Konditionierung beim Schwimmen, Tauchen, Tragen und Klettern. Es war, als würden meine Lunge und mein Herz mit einem unermeßlichen Willen schritthalten wollen, diesen Ort niemals wieder zu verlassen. Olivia erzählte, daß ihre chronischen Rückenschmerzen verschwanden; dafür neue Gelenkschmerzen in Nacken, Knien und Hüfte auftraten, jedoch nur solange, wie auch die entsprechende Belastung andauerte, z. B. beim Aufheben von Feuerholz. Andererseits schienen die Öle, Fette und Wachse, mit denen ich andauernd in Kontakt kam, meine Haut zu pflegen, sodaß ich nur selten Sonnenbrand litt und mir auch das Salzwasser weniger anhaben konnte.

Und in meinem beständigen Wirken wurde ich auch gegen Umwelteinflüsse unempfindlicher: Rutschte ich mit dem Messer während des Holzschnitzens ab und schnitt mich daraufhin in die Hand, zuckte mein Gesicht nicht ein-

mal mehr. Ich fühlte mich bereits wie ein Wilder, nur durfte mein *Geist* nicht wild werden.

In Hinblick auf meinen Schlafrhythmus war zu sagen, daß ich ganz von selbst müde wurde, sobald die Sonne unterging, und ich sofort wachte, wenn der Morgen dämmerte. Und wenn ich nachts dann doch mal wach lag, so erfaßte ich erstaunlich viele Details; diese Anpassung bedingte meine Vermutung, daß die Nächte anfangs und vor meiner Ankunft viel dunkler gewesen waren. Doch wann immer ich das feststellte, lächelte ich gegen den Sternenhimmel und empfand dergestalt erhebende Freude, als verkrieche sich das eigene Kind unter seinen Armen, um Schutz vor Kälte und Wind zu finden; es erschien mir ähnlich angemessen und genial wie die Grenzziehung der Nationen nach Flüssen.

Sogar meine mentalen Fähigkeiten wurden ausgeglichener: Ich erwarb mir ein Gedächtnis, das ich nicht für möglich gehalten hatte. So legte ich kleinere Depots und Lager von Nahrungsmitteln und handwerklichen Material auf der ganzen Insel an und fand sie ohne großes Suchen wieder. Selbst im Dschungel, der mir anfangs so gleichförmig aussah, daß ich mich bei nur wenigen hundert Metern Ausdehnung darin zu verlaufen fürchtete! Und dann war da auch noch meine Geduld, die sich, meiner Meinung nach, ins Unermeßliche ausdehnte und bestimmte Aspekte meiner Lebensführung vergessen ließ. Insbesondere die lästige Qual der sinnvoll genutzten Zeit. So stand ich manchmal eine Stunde lang im flachen Wasser und wartete unbeweglich auf den richtigen Moment, um meinen Fischespeer ins Wasser zu rammen; das kam mir aber vor wie nur zehn Minuten. Während ich wartete, stellte ich mir vor, daß ein *Ungeübter*

aus der Zivilisation bei selbiger Tätigkeit vielleicht rasch entmutigt wäre, abbrechen würde und sich etwas anderes überlegt. Vermutlich braucht es Monate, um eine Geduld wie die meine aufzubauen, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß ich einen gewissen Grad an Freiwilligkeit gegenüber seinem Schicksal, auf dieser Insel zu weilen, als erforderlich vermute.

Dinge, denen ich früher nie viel Bedeutung beigemessen hatte, wurden plötzlich klar und verständlich, sogar sinnvoll und richtig. Die mir als junger Mann eingebrachte Ideologie war, wie sich nun herausstellte, nicht nur falsch, sondern auch fehlleitend. Erst der eingehende Umgang mit meiner Umwelt, und das unumkehrbare Schicksal, an diesen Ort gebunden zu sein und dieses neu geschenkte Leben mit aller Tatkraft zu erfüllen, formten mich zu einem besseren Menschen; ein Wesen ohne Scheu, elegant und unnachgiebig, von starkem Willen und starker Gewalt. So sey es und so möge es bleiben.

Gleichzeitig gab es die Gruppe und unser Zusammenleben. Wie das alte Sprichwort lautet: »Das Potential Gleichgesinnter sollte man nicht unterschätzen.« – Dadurch sah ich diese drei Freunde wie die Facetten eines einzigen Charakters, *meines* Charakters: Den Wilden und Verstimmtten; den vernünftigen und leidenschaftlichen Geist; das verspielte und naive Dasein. Sie alle gehörten zu mir und meiner Persönlichkeit, wie ich zu der ihren; die, die ihr Leben zurückgelassen und es gegen Stille und Einsamkeit eingetauscht hatten. Getan war der vielleicht wichtigste Schritt im Leben eines Menschen – dem Verlangen nach einer Aufgabe; einem Ideal, sich nützlich zu sehen und nützlich zu machen.

26 Bewegtes Haar, feuchte Stirn

Bald begann diejenige Hälfte des Jahres, die sich durch bedeckten Himmel, Regen, Abkühlung und Stürme auszeichnete. Während dieser trostlosen Zeit konzentrierten sich unsere Arbeiten auf das Ausbessern des Lagers und dessen Befestigung.

Einerseits brachten wir haltbare Lebensmittel in die Höhlen, andererseits lenkten wir die für die Jagd vorgesehene Zeit auf den lokalen Anbau von Nahrungspflanzen um. Die kleinen Beete düngten wir mit Holzkohle und trockenen Algen, aber das schien das Wachstum der Pflanzen kaum zu beschleunigen. Aufgaben und Interesse fokussierten sich nunmehr auf das Dauerhafte, das Bewährte, nicht das Experimentieren. Wir lehnten uns zurück, bereiteten uns wie jedes Jahr auf diese Jahreshälfte vor und rechneten mit dem schlechten, unangenehmen Wetter und der Kälte. Aber das war in Ordnung, denn dafür durften wir hier sein.

Gerade saß ich wieder in meiner Lieblingsdüne, schaute bedächtig auf die See und roch das duftende Gras. Mein Körper verkam, der Geist war losgelöst und schwebte träumend dahin. Fortan wäre er an diesen Ort gebunden, wie ein Gespenst an ein altes Haus. – Kein Wunder, daß es Præcipua hierher zurückzog!, dachte ich bei mir.

Ich blinzelte mit den Augen, denn etwas spiegelte sich zwischen den Wellen desjenigen Meeres, das von Tag zu Tag immer unruhiger wurde, während wir uns der kühlen Jahreshälfte annäherten. Neugierig ging ich hinter zum Strand und suchte genauer. Schon bald glitzernden weitere Objekte auf und wurden nacheinander am Ufer angespült. Wie überrascht war ich zu sehen, daß es sich um Konservendosen

handelte!

Ich rief die anderen herbei und wir suchten fast drei Stunden lang an der östlichen Uferlinie so viele Dosen zusammen, wie sich finden ließen. Neben etwa zwei Dutzend Dosen fand sich auch weiterer Unrat darunter, beispielsweise gammelige Holzplanken, Plastikgeschirr und Dinge, die vorerst nichts Bekanntem zugeordnet werden konnte. Meine Befürchtung, ein weiteres Schiff, ggf. eines, das sich auf der Suche nach uns befunden hatte, sey in der Nähe der Insel gesunken, wurde rasch zerstreut, denn es stellt sich heraus, daß das angespülte Strandgut von der *Konvergenz* stammte.

Nur vier der wertvollen Dosen waren noch verschlossen, wenschon sich das Etikett abgewaschen hatte und daher nicht zu lesen war, was sich darin befand. Alle anderen Dosen wurden verbeult angespült, waren durchlöchert oder andersartig beschädigt, daß ihr Inhalt ausgetreten und mit Meerwasser ersetzt worden war. Immerhin ließen sich die scharfen Blech-Kanten als Schneidwerkzeuge weiterverwenden.

Den restlichen angespülten Kunststoffmüll (einiges davon schien *nicht* von unserem Boot zu stammen) sah ich gar nicht gerne herumliegen, und so müßigte ich mich, alles in den folgenden Tagen rund um die Insel einzusammeln und auf einen Haufen zusammenzutragen, ehe es der aufkommende Wind überall verteilte. Der Abfall erinnerte mich schlicht zu sehr an die Nähe der Zivilisation.

Nur zwei Tage nach dem ersten deutlichen auffrischen zog das »richtige« Unwetter heran. Wie jedes Jahr mehrte sich dann am Horizont eine überwältigende Wolkenfront, die man mit wenig Fantasie wie ein Gebirge sehen konnte.

Meist verharrte sie zwei, manchmal drei Tage in der Lauer, ehe sie die Insel einkreiste und sich dann alle Gewalten, inkl. Dauerregen bei dunkelgrauem Himmel bis zum Horizont, Windböen, manchmal sogar mit Hagel und einer Art Sturmflut verbunden, für etwa drei Wochen auf die Region um Dulcedo konzentrierte. – Übrigens waren wir wohl gegen Ende einer solchen »Regenzeit« auf Dulcedo gelandet.

Innerhalb eines halben Tages konnte sich ein heiterer Himmel, der sein Spiegelbild im hellblauen Meer wiederfand, in eine schwarze bis dunkelblaue, ekelhaft schaurige Bedeckung wandeln, deren regnende Fronten zuerst am Horizont erschienen, dann um uns herum kreisten wie ein Rudel Wölfe, ehe das Wetter dann direkt auf die Insel überging. So wunderschön und interessant der Kontrast auch gewesen sein mag, und ferner, so gut uns auch die Möglichkeit tat endlich einmal neutral schmeckendes Frischwasser zu sammeln, so sehr bedeuteten uns diese Tage den Beginn einer wochenlangen Betrübnis, denn sie verhiessen das Ausharren bei Kälte, Wind und Nässe. Bevor wir die Karsthöhlen entdeckt hatten, ergriffen wir, sobald die ersten Anzeichen von Sturm auszumachen waren, intensive Vorbereitungen zur Festigung unseres Lagers.

Menuita ging herum und suchte nach Bäumen, die im Wind auf uns stürzen konnten, während ich alles beiseite räumte, das uns durch sein Herumfliegen gefährlich werden konnte. Olivia, in ihrer wesentlichen Funktion, prüfte und sicherte unsere Vorräte und Jolene kontrollierte die aus Ästen und Palmwedeln zusammengestellte Überdachung, tauschte ggf. Äste aus oder verstärkte sie, indem sie weitere Pflanzenteile zur Stabilisierung einzog. Wie gesagt, blieben uns dafür selten mehr als zwei Tage, ehe die Stürme

begannen. Insofern war tatsächlich jedesmal eine sehr plötzliche Anpassung an die neuen Bedingungen erforderlich. Das merkten wir spätestens im zweiten Jahr, nachdem wir bei unserer ersten Begegnung mit aller Härte getroffen und niedergeworfen wurden. Immerhin, so muß man es gutheißen, gab es nach diesen drei Wochen immer eine Menge Feuerholz zu sammeln.

Nun, da wir den Karst bewohnen konnten, gab es beinahe nichts mehr zu fürchten. Auf diese Weise vorbereitet, verbarrikadierten wir uns ruhigen Gewissens und wußten, daß uns nichts geschehen konnte. Allerdings bedeutete das auch, daß sich unser normales Lager in dieser Zeit selbst überlassen blieb und üblicherweise jedes Jahr neu errichtet werden mußte.

Der direkte Kontakt mit dem Sturm lehrte ich aber auch etwas, das ich in der Zivilisation längst vergessen hatte. Gewittert es nämlich in einer Stadt, schließt man bestenfalls die Fensterläden, dreht die Heizung hoch und rechnet mit einem Stromausfall. Doch man wird nicht erzwungener Weise naß und durchgefroren, wenn es sich vermeiden läßt. Stürme auf Dulcedo waren jedoch ein ganz anderes Spiel: Nie war klar, ob man diese Ereignisse überlebte oder ob der Sturm jemals ein Ende finden wollte. Die heranziehenden Wolken, die aufbrausende See und der Donner bedeuteten eine reale Gefahr, der man sich durch eine stabile Behausung und Vorräte entziehen mußte; es galt rechtzeitig Schutz zu suchen, während man um Familie, Freunde, Heim und seine mühsam errichteten Bauten fürchtete. Im Grunde waren wir der Natur ausgeliefert, wie dereinst die frühen Menschen.

Die Unwetter bewirkten jedoch auch, daß man nicht län-

ger den Kontakt zu Wetter und Natur fürchtete. Ward der Körper durch und durch benäßt, frierend und schmutzig ... – es bedeutete nichts, denn man wusch sich im Meer und trocknete in der Sonne und alles war in Ordnung. Nun schätzte man wieder die Anpassung des Körpers an Umgebung und versteckte sich nicht hinter Kleider und Dächern.

Vielleicht war dies der Grund dafür, daß ich seit meinem ersten Jahr auf der Insel niemals wieder an einer Erkältung litt. Vielleicht, so stellte ich mir vor, seien Schnupfen und Husten nur ein Resultat des Lebens in der Zivilisation, von dem ich nun kuriert wäre.

Als nach 16 Tagen die Winde nachließen und es nur noch alle paar Stunden regnete, und der Niederschlag irgendwann gänzlich nachließ, kam die Sonne erstmals wieder zum Vorschein. Anfangs traute sie sich für die Dauer einer Stunde durch die Wolken zu brechen, dann wurden diese mit der Zeit transparent und die Sonne schien wieder über die ganze Länge des Tages. Einige Winde verblieben weiterhin und leiteten die nachfolgende Zeit ein, die von sporadischen Regengüssen und Gewittern durchsetzt war. Dieses Wechselspiel aus Heiterkeit und regnerischer, wenn auch nicht starker Bedeckung hielt sich alsdann für den Rest des Halbjahres, und es kühlte sich um wenigstens zehn Grad ab. Doch immerhin konnten wir die schützenden Höhlen wieder verlassen und frischen Fisch fangen, der nach den starken Unwettern immer massenhaft an die Oberfläche kam.

Schon bald saß ich wieder an meinem alten Plätzchen in der Dünung und schaute auf das bewegte Meer, während ich mir die Feuchtigkeit aus dem rauschenden Bart wischte. Endlich wieder die Sonne zu sehen bedeutete auch die

Einstellung auf ein ungewohntes Helligkeitsniveau. Manchmal war es mir unmöglich, länger als einige Minuten auf das gleißend hell erscheinende Meer hinauszusehen. Dann drückte ich meine Handballen gegen die Augen und meditierte ein wenig. Unter meinen verschlossenen Augenlidern blitzte es noch immer ein wenig, so eine Art »Restenergie«, die meine Netzhaut stimulierte. Die Funken waren mir wie die in der Ferne ausklingenden Blitze eines am Horizont verschwindenden Gewitters.

27 Divergenz

Alles divergiert und treibt auseinander: Meine innere Unruhe und mein innerer Frieden. Sie haben sich voneinander verabschiedet und trennen sich nun. Sie werden sich niemals wieder begegnen. Und bedenkt man, welche Mühen und Gefahren auf meinem Weg hierher lagen, könnte man fast von einer *Geburt* sprechen! Nun, da ich auf der Insel geboren wurde und auf ihr aufwachse, werde ich ein Teil von ihr und sie wird etwas von mir sein. Das ist es wohl auch gewesen, was Præcipua mit der Insel verband und weshalb sie sie als ihre Heimat betrachtete. Wenschon sie tatsächlich hier geboren worden ist, wurde ich auch in Kind der Insel, wurde ihre Schwester.

Eines Tages fand ich beim Ablegen meiner endgültig zerschlissenen Kleidung das Papier eines Schokoriegels. Ganz tief im Winkel der Hosentasche hatte es all die Monate gelegen und darauf gewartet, daß ich es zufällig ertastete und herauszog. Ich glättete das zerknüllte Papier und las voller Wißbegehren und Bannung die winzige Schrift, die mir die

Zutaten verriet. Nach so langer Zeit wieder Buchstaben zu lesen, war schon spannend, und auch die anderen hatten eine Weile ihre Freude daran. Sie lachten und schwelgten in Erinnerungen, auch an jene, wie die Schokolade dereinst geschmeckt hatte. Doch es geschah nicht das, was man erwarten sollte.

Würden wir in diesem Moment Sehnsucht nach unserer Vergangenheit empfinden? Bedeutete uns der Geschmack von Kakao und Kaffee, Pizzateig und Kräutern, Senf und Kartoffeln wirklich so viel, daß wir uns unter Tränen in die Heimat zurückwünschten?

Niemand weinte und nach nur einem Tag warf ich das Papier ins Feuer. Es bedeutete uns nichts, wir waren von der Zivilisation entwöhnt. Was unsere Aufmerksamkeit damals beschäftigte, erschien uns heute überflüssig, und wir schämten uns, es jemals für wichtig gehalten zu haben.

Vermißte ich das Lesen des politischen Treibens in der Tageszeitung oder die neuen Filme im Kino? Interessierte mich, was inzwischen aus meiner Wohnung geworden ist oder meinem ehemaligen Arbeitsplatz? Scherte sich die Welt überhaupt um uns, oder drängte sie mit aller Macht auf unser Auffinden, doch hatte sie die Spur verloren? Galt unsere gemeinsame Flucht als Mysterium? Standen unsere Namen auf einer Liste der im Pazifik Verschollenen?

Uns von diesen Gedanken fernzuhalten, half bei der Heilung und war der Grund dafür, daß es uns hier so gutging. Erkennen nicht viele im Schrecken mit 30 oder 40 Lebensjahren, der Hälfte ihres Lebens, daß sie bisher nichts Sinnvolles getan und noch weniger Sinnvolles erreicht haben? In einem Antriebe aus Eile und Not werden Überlegungen angestellt, wie dieses Schicksal zum Guten umzulenken

wäre, wissen aber nicht, wohin das führt, wenn nicht in die Hoffnungslosigkeit. Nur ein einziger Tag auf Dulcedo würde diesen Seelen antworten.

Ist man dem Gewohnten fern, sehnt man sich nicht nach der Last, die einen vorwärtstreibt? Oder ist diese Last nur ein Vorwand, um uns selbst als Sklaven zu akzeptieren?

Bin ich mit meinem Gewissen im Reinen? Ich glaube, daß mein Herkommen richtig war. Nichts mag riskanter gewesen sein diese Reise zu versuchen, und doch war es richtig. Ich hätte sterben können, und es war trotzdem richtig. Alle Gedankengänge zwingen mich immer zu demselben Schluß. In einer Welt der Zwiespältigkeit, der falschen Ideale und Unaufrichtigkeit wollte und konnte ich keinen Tag länger verweilen, sondern mußte mich weiterentwickeln. Sonst wäre erstickt worden, was ich wirklich bin.

So wünschte ich meine Selbstfindung auf die anderen zu projizieren und fragte jeden einzelnen, ob das Inselleben dem entspräche, was er oder sie sich vorgestellt hatten. Ob es ihnen auch nach vier Jahren noch immer gefalle oder sie es bereuten. (Mußte darauf nicht jeder erzwungener Weise mit *Ja* antworten?)

Ganz im Gegenteil, keine einzige Antwort war *erzwungen*, sondern bedächtig und ehrlich. Wie wir bereits festgestellt hatten, bestand an diesem Ort keine Verbindlichkeit an die Zeit, sodaß ich weder nach Frage noch Antwort gedrängt hätte, selbst wenn beides bis zum letzten Tag dieser Welt gedauert haben möge.

Und so dachte jeder von ihnen tagelang nach, um mir eine *große Erkenntnis* mitzuteilen, die jeder hier auf Dulcedo gewann.

Menuita sagte: »Ja, es ist viel zu oft kalt, ich stinke und

ich habe Parasiten an den Fußsohlen. Aber das beeinflußt die Gegenschale der Waage nicht im Geringsten. Nein, Sully, es ordnet sich dergestalt untergewichtig ein, als würde man beobachten, daß im anbrechenden Herbst das allererste Blatt vom Baume fällt: Es zu erkennen ist *bemerkenswert*, nicht mehr und nicht weniger. Das Blatt hält weder den Herbst auf, noch hat es den Sommer beendet. Es tut dem Baum kein Leid und richtet keinen Schaden an, wenn es auf dem Boden landet. Es ist einfach da und es ist schön. Nicht mehr und nicht weniger. Doch was wir dafür bekommen, nämlich einen bunten Wald farbigen Laubes, das mag ich mir immer wieder gerne anschauen und unermüdlich! – Ich liebe diesen Ort und ich liebe euch als meine Familie. Schwer fällt mir der Ausdruck von Dankbarkeit und Seligkeit. Ich bin eben wie dieses Blatt und habe mich auf dem Weg nach unten von der Zivilisation getrennt. Am Boden angekommen bin ich bereits. Ich bin bunt und ich bin alt. Und ich welke dahin! So sehe ich, daß kein Schmerz so groß sein kann, als daß er bis zum Lebensende andauern will. Und wenn man irgendwann greis und krank ist, die Sinne schwächeln und ich keinen Stein mehr bewegen kann, dann lege ich mich eben gleich hier zwischen die Bäume und sterbe. – Und ich bin der glücklichste lebende und sterbende Mensch der Welt. Weil alles so einfach sein kann.«

Dann wendete er sich von mir ab und ging spazieren. Sogleich wollte ich Olivia fragen, welche ihre Lebenserkenntnis sey:

»Weißt du, Sully, wir haben es bis heute nicht geschafft, vernünftige, uns wärmende Kleidung herzustellen.« – Sie hatte wohl Menuitas Erklärung aus der Entfernung mitangehört. – »Das Essen ist einigermassen ausgewogen und mein

Schlafplatz ist auch in Ordnung. Mir wird nie langweilig und ich fühle mich nützlich. Das ist mir sehr wichtig, Sully, mußt du wissen!«

Ich nickte und ließ sie weitersprechen.

»Ich erledige die mir zugewiesenen, oder besser *ausgesuchten* Aufgaben gerne, und erkenne, daß sich wirklich jeder selbst in einer kleinen Gruppe nützlich machen kann. Das zu wissen, befriedigt mich in gewisser Weise. Mein Tag füllt sich sinnvoll, ohne daß ich ständig über meinen Ruf oder das Morgen nachdenken muß. Ich gehe ermattet zu Bett und kann mich an keine Minute des vorangegangenen Tages erinnern, die verschwendet war. Wie würden doch die Menschen von daheim voller Argwohn auf die quälende, rückständige Arbeit schauen, wenn sie mich beim Samen zerkleinern oder Nüsse schälen beobachten könnten! Wie unzufrieden wären sie doch, wenn sie dasselbe in einer Fabrik am Fließband machen müßten!«

»Hm-Hm«, stimmte ich zu und lauschte weiter.

»Aber der wirkliche Unterschied, Sully, liegt darin, daß *die* es für Geld machen und die Erzeugnisse unsichtbar werden. Sie alle gehen schlafen mit sauberen Händen und ohne die Gewißheit, auf etwas Bewirktes zurückblicken zu können! – Aber nicht hier.« – Olivia grinste und es kam mir so vor, als würde sie mir den nächsten Moment um den Hals fallen. Etwas schwerfällig lächelte ich zurück, nicht aus Verlegenheit wegen ihrer Gefühle, sondern im Ausdruck von Mitgefühl und Loyalität.

Schließlich wendete ich mich Jolene zu, doch sie hatte inzwischen das Lager verlassen und streifte auf der Insel umher. Als ich sie am übernächsten Tag wiedersah, und sie nach ihrem veränderten Wesen befragte, nach dem, was

Dulcedo aus ihr gemacht hatte, so antwortete sie:

»Dulcedo hat mir jede Furcht und Ungeduld genommen. Ich wurde entfesselt. Es drängte mich zu wachsen, mich zu brüsten, um mich zu werben. Doch war ich eine Blume, die in Beton gegossen wurde. Nun wachse ich in dunkler Erde und kann endlich *denken*. Und ich werde als freier Mensch sterben, hier auf Dulcedo. Ich werde wirklich *frei* sein, nicht wie es die Zurückgebliebenen kennen: durch Reichtümer oder der Illusion zu entscheiden, in welche Richtung man an einer Straßenkreuzung läuft!« – Mehr sagte sie mir dazu nicht. Dann verschwand sie in den Büschen, vermutlich auf dem Weg zu ihrem Lieblingsplätzchen, oben am unablässig rauschenden Wasserfall.

Und was bedeutete mir nun mein Schicksal auf Dulcedo? Bei allem, das mir ungewiß blieb, so wußte ich doch eines ganz sicher: Daß es mich hierher verschlagen würde, konnte kein Zufall gewesen sein. – Ich suche nach der Abgeschiedenheit und stoße zufällig auf die Legende des Inbegriffs der Abgeschiedenheit? Das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, nicht wahr?

Oder sehen wir nur als zufällige Überschneidung, die wir weder erfassen, noch zu verstehen gemacht sind?

Als junger Mann liebte ich einst ein Mädchen, das ich selten zufällig durch mein Fenster auf der Straße gehen sah. Hin und wieder träumte ich von ihr und wie sich ergab, folgte einem Traum eine Begegnung (und nicht umgekehrt!). Kann es denn Zufall sein, wenn ich diese Liebe zwölf Tage lang nicht bemerke, dann einmal von ihr träume, und am nächsten Morgen steht sie da? Oder ist es nur eine bemerkenswerte Verflechtung günstiger Umstände, die ich als *Zufall* interpretieren mag, weil mir sein abstrakter Be-

griff ironischerweise einfacher zu deuten gelingt, als zu akzeptieren, daß sich im Leben der Menschen viel zu oft die merkwürdigsten Situationen ergeben?

Seitdem ich hier lebe, sind mir einige dieser *Zufälle* begegnet, aber ich nehme sie an diesem magischen Ort als gegeben hin. So wie ich hier *ein Teil* der Natur bin und nicht *über* ihr stehe.

Was nun habe ich erkannt und als Rückschluß aus dem Leben gezogen? Dazu möchte ich zweierlei Dinge verkünden: Einerseits sind wir Menschen von Technik und modernen Errungenschaften viel unabhängiger als wir denken: All die Schiffsbauteile, Kleidung, Rettungswesten und Blech-Dosen sind nach Monaten und Jahren zerfallen; zuletzt lebten wir von dem, das die Natur uns bot und bei vernünftiger Nutzung immer wieder nachwuchs. Dabei stellte sich unser Leben, nicht *Überleben!*, keinesfalls so abträglich dar, wie es mir Geschichten und Filme haben weismachen wollen!

Andererseits habe ich erkannte, daß sich große Risiken, die man auch unter Todesgefahr einzugehen wagt, zu lebensverbessernden Erfolgen wenden können. Dinge können wahr werden, die man nie zu verwirklichen für möglich gehalten hat: »Siehe! Nun stehen wir auf der Insel und leben ein anstrengendes, aber ehrenwertes Leben!« – Richtig, es hätte auch schiefgehen können. Aber das ist es nicht. Vielleicht dank des Zufalls, aber das hatten wir ja schon.

Jedenfalls bin ich an einem Punkt angelangt, an dem ich mich so sehr mit Dulcedo und meinem neuen Dasein verbunden fühle, daß ich nur noch widerwillig von hier fortwollte. Ich dachte nun, wie es Præcipua dereinst getan hatte, die ja offenbar auch nicht in die Zivilisation wollte, die ihr so viel mehr zu bieten hatte. Sollte ich aber doch durch

irgendeinen mißgünstigen Umstand in die Zivilisation zurückgebracht werden, wird es mein vorrangiges Anliegen sein, die wahre Gestalt und Position der Insel zu verbergen.

In dieser Hinsicht ist das Wißbegehren der Neugierigen insofern einfach zu beeinflussen, da sie – wie ich – aus jeder Information irgendwelche Schlüsse ziehen müssen. Erzähle ihnen von der gewaltigen Größe der Insel, und sie werden in Selbstzufriedenheit denken, daß sie ihnen auf den Satellitenbildern nicht entgangen sein kann. Erzähle ihnen jedoch, daß sie winzig ist und sie werden ewig nach ihr suchen, umso mehr, da es neben der Familie um Præcipua nun noch eine weitere Gruppe gibt, die tatsächlich auf diesem Stück Land im Pazifik gelebt haben muß. Vielleicht ist auch der Freitod eine Option, sobald ein Schiff am Horizont erscheint. Wir werden sehen.

Mit diesen Bildern in meinem Geist verbrachte ich die Nacht in der Nähe des Vulkans und hatte es mir auf einem Felsen bequem gemacht, der außergewöhnlich frei von Vegetation stand. Die Nacht war mondlos und schon während der Dämmerung offenbarte sich ein beeindruckendes Himmelszelt, das sich wie ein Lichtermantel über meine Zweifel legte.

Zu meinen Füßen spiegelten sich einige der hellsten Sterne in einer kleinen Wasserlache und ich griff in sie hinein, um die einsamen Sternenlichter »zu berühren«. Nun endlich verstand ich, daß das Unerreichbare doch erreichbar war.

Mein Blick fuhr wieder in die Tiefen des Alls und erfaßte sogleich einige markante Muster: Kreuze, Kreise, Linien, allesamt verbunden durch die menschliche Fantasie. Ich schweifte vorbei an einem hellen, unscharf begrenzten Clu-

ster, das auf eine Reihe von Sternen überleitete, die in einer Geraden standen. In Gedanken zählte ich die Folge ab und gab mich hochkonzentriert.

Und da war er – der blaue Edelstein, dessen Anblick mich schon seit Wochen bannte. Der Richtwert, der uns hergeführt hatte und den Præcipua in ihr Herz geschlossen hatte. Ewig starrte ich auf seine Seele und versuchte sie mit meinen Blicken zu durchdringen. So fern, und doch mit einem Gegenstück hier auf Erden.

Wie lautete doch gleich sein Name ...? – Ich wußte es nicht länger.

Und der neue Morgen brach an.